This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

777
12

Die Frau und der Sozialismus

(Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.)

Von

August Bebel.

Zehnte Auflage.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz
1891.

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.
H 59.487

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

L 97
Bebel

Vorrede zur neunten Auflage.

Man sagt: Bücher haben ihre Geschichte. Mehr wie auf manches andere Buch kann dieses Wort auf das vorliegende angewendet werden.

Als nach jahrelangen Vorbereitungen und mancherlei Hindernissen, die aus persönlichen Verhältnissen entsprangen, die erste Auflage dieses Buches unter dem Titel „Die Frau und der Sozialismus" erscheinen sollte, brachen die Sturzwellen des Sozialistengesetzes über die sozialdemokratische Partei herein und riefen überall Vernichtung und Zertrümmerung hervor. Die Zeitverhältnisse waren sehr ungünstige geworden. Die Organisation der Partei war vernichtet, ihre Literatur war unterdrückt und jede neue Schrift, die den Sozialismus auch nur in schwächster Form zu vertreten versuchte, verfiel unrettbar dem Verbot. So wurde ich zur geheimen Herausgabe der ersten Auflage dieser Schrift gezwungen.

Dieselbe wurde heimlich in Deutschland hergestellt und unter der Hand, mit Benützung der noch vorhandenen Verbindungen, vertrieben. Obgleich die Zeiten in jeder Beziehung außerordentlich ungünstige waren und die Verbreitung nur im engsten Parteikreise stattfinden konnte, war die erste Auflage nach wenigen Monaten vergriffen, ohne daß davon ein nennenswerther Theil den Behörden in die Hände fiel. Doch wurde die Schrift vom Berliner Polizeipräsidium sozialistengesetzlich verboten.

Die Herausgabe der zweiten Auflage haperte. Einmal fand sich kein Drucker, der sie drucken wollte, aus Furcht vor Denunziation, dann stellte sich auch heraus, daß das Buch verschiedener Abänderungen

bedurfte, zu deren Vornahme mir auf Jahre die Zeit fehlte. Insbesondere erschien es wünschenswerth, die Schrift in Kapitel einzutheilen, eine Eintheilung, die in der ersten Auflage fehlte und allgemein als ein Mangel empfunden wurde.

Endlich konnte im Jahre 1883, vier Jahre nach dem Erscheinen der ersten, mit der neuen Auflage begonnen werden. Es hatte sich in Deutschland wiederum ein Drucker gefunden, der die Schrift herstellen wollte, aber um ihn im Falle der Denunziation von dem Verdachte zu befreien, daß er wissentlich eine verbotene Schrift nachgedruckt habe — ein Vergehen, das auf Grund von § 19 des Sozialistengesetzes mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark oder mit Gefängniß bis zu 6 Monaten bestraft werden konnte — gab ich dem Buche einen andern Titel, wie es überhaupt einer bedeutenden Umarbeitung unterzogen wurde und dabei die Kapiteleintheilung, wie sie bis jetzt beibehalten worden ist, erhielt. Der neue Titel „Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" deckte sich keineswegs vollkommen mit dem Inhalt des Buches, wie ich mir wohl bewußt war, aber der neue Titel war, wie angeführt, das Produkt einer Zwangslage. Den Verlag übernahm die mittlerweile in Zürich-Hottingen gegründete Volksbuchhandlung, die auch die Herstellung der späteren Auflagen veranlaßte, die sämmtlich unverändert blieben.

Indeß wurde, wie vorauszusehen war, auch unter dem neuen Titel das Buch sofort verboten und damit waren die Verleger auf dessen geheimen Vertrieb verwiesen. Obgleich nun dieser, namentlich für eine Schrift von diesem Umfange, große Schwierigkeiten hatte und auch der Preis ein solcher war, der für Arbeiterbörsen sich schwer erschwingen ließ, gelang die Organisation des Vertriebs vortrefflich und erlebte das Buch, zu meiner eigenen Ueberraschung, eine Auflage nach der andern und wurde in Massen verbreitet Dabei fielen freilich auch eine Anzahl Sendungen, darunter einige von größerem Umfang — bis zu 200 Exemplaren — der Polizei in die Hände und gaben Veranlassung zu Prozessen und Verurtheilungen. Aber diesem Schaden stand auch ein unerwarteter Nutzen gegenüber. Die konfiszirten Exemplare sollen nur zum kleinsten Theile ihrer gesetzlichen Bestimmung, vernichtet zu werden, zum Opfer gefallen sein, dagegen sollen sie häufig in die Hände von Polizei- und Gerichtsbeamten gewandert und nicht selten auch in die Hände von deren Frauen gekommen sein. So kamen sie zwar in Hände, für die

sie nicht bestimmt waren; sie erreichten aber auch hier ihren Zweck, indem sie das „sozialistische Gift" in jene Kreise verbreiteten.

Eine nicht geringe, allerdings unfreiwillige Reklame machten auch für das Buch der sächsische Regierungskommissär Herr v. Ehrenstein — jetzt Kreishauptmann in Leipzig — und Herr von Puttkamer, als preußischer Minister des Innern, dadurch, daß sie dasselbe in die Debatten des sächsischen Landtags, beziehentlich des deutschen Reichstags, zogen. Unmittelbar nach jenen Debatten stieg die Nachfrage auch in den nichtsozialistischen Kreisen. Es bewährte sich einmal wieder der alte Erfahrungssatz, daß verbotene Frucht am besten schmeckt, sicher ganz ungewöhnlich das Verlangen reizt, sie zu besitzen.

Mit der Verbreitung des Buches in Deutschland wuchs auch seine Verbreitung im Ausland. Im Jahre 1885 erschien zuerst eine englische Uebersetzung in London, der unmittelbar eine gleiche in New-York folgte. In demselben Jahr erschien eine schwedische Uebersetzung in Upsala, und bald darauf weitere Uebersetzungen ins Polnische, Holländische und Ungarische. Aus Frankreich wurde ich von drei Seiten, zuletzt noch vor einigen Monaten, um das Recht der Uebersetzung angegangen, doch ist mir nicht bekannt, ob eine solche erfolgte.

In mir befreundeten Kreisen ist die Frage aufgetaucht, in wieweit Edward Bellamy's „Looking Backward", das bekanntlich unter dem Titel „Ein Rückblick" in deutscher Uebersetzung im Reklam'schen Verlag und auch sonst erschienen ist, von meiner Schrift beeinflußt worden sei. Bellamy's Buch erschien zuerst 1887, also zwei Jahre nach der englischen Uebersetzung meiner Schrift. Eine Mrs. John B. Shipley hat unter dem Titel „The true Author of Looking Backward" bei John B. Alden in New-York, Chicago und Atlanta eine Broschüre erscheinen lassen, in welcher sie unter Gegenüberstellung von Auszügen aus den beiden Büchern den Nachweis zu führen sucht, daß Herr Bellamy sich wesentlich im Gedankengang „der Frau" bewege und unzweifelhaft von dieser in hohem Grad bei Abfassung seines Buches beeinflußt worden sei. Herr Bellamy erklärte, meine Schrift nicht gelesen zu haben, da er kein Deutsch verstehe. Das Letztere war dazu allerdings nicht nothwendig, da, wie hervorgehoben, bereits 1885, also zwei Jahre vor dem Erscheinen des Bellamy'schen Buchs, die englische Uebersetzung meiner Schrift in London und New-York erschienen war.

Indeß lege ich dieser ganzen Frage, wie ich das auch der Verfasserin von „The true Author of Looking Backward“ *), Mrs. John B. Shipley schrieb, keine Bedeutung bei. Ob Herr Bellamy meine Schrift las oder nicht, und von ihr beeinflußt wurde oder nicht, ist mir ziemlich gleichgiltig. Ich habe die Ansicht, daß die Uebel der bürgerlichen Gesellschaft für jeden Denkenden so handgreifliche sind und andererseits die sozialistischen Ideen in Folge dieses Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft so in der Luft liegen, daß ähnliche Gedanken gleichzeitig in den verschiedensten Köpfen entstehen können und thatsächlich entstehen. Die Gedanken entstehen eben nicht von selbst, sie werden durch die äußeren Erscheinungen hervorgerufen, von außen in den Köpfen angeregt, wie sehr unsere Ideologen das Gegentheil behaupten. Daß aber Herr Bellamy die sozialistische Literatur gar nicht gekannt haben soll, ist nicht anzunehmen, wird von ihm auch nicht behauptet. Die Vereinigten Staaten haben im Laufe dieses Jahrhunderts eine ziemliche Reihe kommunistischer und sozialistischer Gemeinwesen erstehen und zum großen Teil auch wieder vergehen sehen, deren Einrichtungen und Entwicklung Herrn Bellamy nicht unbekannt geblieben sein dürften.

Nun ist aber eine mehr als sehr oberflächliche Uebereinstimmung in der Auffassung mancher Dinge und gewisser kritischer Ausführungen zwischen Herrn Bellamy und mir nicht zu finden. Wer unsere beiden Schriften liest oder gelesen hat und ein wenig kritisch urtheilen kann, wird finden, daß Herr Bellamy ein wohlwollend denkender Bürger ist, der ohne Ahnung der Bewegungsgesetze, welche die Gesellschaft beherrschen, rein vom Humanitätsstandpunkte aus, indem er als guter Beobachter der bürgerlichen Welt ihre Ungeheuerlichkeiten und ihre Widersprüche erkannte, sich eine künftige gesellschaftliche Ordnung zurechtlegte, in der aber überall die bürgerlichen Gedanken und die bürgerliche Auffassung der Dinge durchbricht. Herr Bellamy unterscheidet sich in nichts von den früheren Utopisten als dadurch, daß seine Schilderungen das Gewand einer moderneren Zeit tragen und daß die scharfe Kritik der bürgerlichen Gesellschaft, durch welche die Utopisten sich auszeichneten, fehlt. Das Gewand des Romans, in das er seine Schilderung kleidet, ist dabei ganz geeignet, auf Leute, die leidlich wohlwollend sind, aber gerne sich über die bestehenden Gegensätze und die daraus hervorgehenden Klassen-

*) „Der wahre Autor des Rückblicks“.

kämpfe hinwegtäuschen wollen, und wünschen, daß Alles sich gemüthlich, ohne Aufregung und ohne sichtbare Nachtheile für ihre engere bevorrechtete gesellschaftliche Stellung vollziehe, Eindruck zu machen. Daher die großartige Verbreitung, die Bellamy's Schrift gerade in den bürgerlichen Kreisen der Vereinigten Staaten fand und nunmehr auch in Deutschland findet. Einen tieferen Einfluß übt seine Schrift nicht, weil sie weder die nothwendige Kritik der bürgerlichen Gesellschaft enthält, noch die Entwicklung zeigt, die die Gesellschaft durchmachen muß, noch sich über die Mittel ausspricht, die sie zu ihrer Umgestaltung zu ergreifen hat. Herr Bellamy ist ein Utopist und kein Sozialist und daher wird auch die Partei, die er auf Grund seiner nebelhaften Schilderungen und Vorstellungen in den Vereinigten Staaten gründete, die Partei der „Nationalisten", eben so wenig Bedeutung erlangen, wie die vor wenig Jahren gegründete Partei der Bodenreformer durch Henry George. Auch Henry George's Buch „Fortschritt und Armuth" machte in den Vereinigten Staaten und in England großes Aufsehen, es wurde in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, es bildete sich eine eigene Partei für die Verwirklichung der vorgeschlagenen Reformen, Henry George selbst kandidirte für das Vereinigte-Staaten-Repräsentantenhaus und heute ist Alles stille über den Wassern.

Wie George so ergeht es Bellamy. Auch seine Partei wird trotz der Hunderttausende, die ihr anhängen sollen, nichts leisten und schließlich in die Brüche gehen. Das ist die Folge aller Halbheit. Eine gesellschaftliche Umwälzung wird nicht von wohlwollenden Bourgeois gemacht, mag ihre Zahl noch so groß und ihr Eifer noch so ehrlich sein. Dies in Bezug auf das Bellamy'sche Buch, über das ich kein Wort verlor, hätte man nicht auch in Deutschland dasselbe mit dem meinen in Beziehungen gebracht und gegen die Sozialdemokratie ausgeschlachtet. So Herr Eugen Richter in seinen „Irrlehren". Wer die beiden Bücher denkend gelesen hat, kann über ihre Unterschiede nicht im Zweifel sein; daß Herr Eugen Richter nur rein äußerliche Unterschiede darin erkennt, mag an dem Nichtverständniß liegen, das er für Alles, was nicht mit seiner bürgerlichen Welt, als der besten aller Welten, zusammenhängt, besitzt.

Nun hat meine Schrift bereits eine erregte Gegnerschaft gefunden, noch ehe sie in der weiteren Oeffentlichkeit bekannt werden konnte, was wohl am besten dafür spricht, daß sie etwas Anderes als das Bellamy'sche Zuckerwasser enthält. Nicht nur hat ihr

Inhalt in dem letzten großen Wahlkampf eine bedeutende Rolle gespielt und ist gegen die Sozialdemokratie ausgenützt worden, die Schrift hat auch einer Reihe von Personen die Feder in die Hand gedrückt und diese zu Gegenschriften veranlaßt.

So haben ein protestantischer Geistlicher in Sachsen und ein katholischer in Baden eine solche Gegenschrift verfaßt, eine dritte soll in Schleswig-Holstein erschienen sein, eine vierte hat der bisher so wenig erfolgreiche sozialdemokratische Drachentödter Herr Eugen Richter in „Die Irrlehren der Sozialdemokratie" verfaßt. Die Zahl der Artikel und Flugblätter, die sich mit meiner Schrift beschäftigten, ist Legion. Das deutsche Publikum hat also bereits die Entgegnungen und „Widerlegungen" gelesen, ehe ihm die befehdete Schrift selbst vor die Augen kommen konnte, was durch die neue Bearbeitung und Erweiterung derselben erst jetzt geschieht.

Diese neue Bearbeitung ist nicht, wie vielleicht Dieser und Jener vermuthen mag, eine Abschwächung der früheren Auflagen, hervorgegangen aus der Absicht, die gegen die Schrift gerichteten Angriffe zu pariren, sie ist vielmehr, wie mir meine Herren Gegner ohne weiteres nach stattgehabtem Vergleich zugestehen werden, eine wesentliche Erweiterung und prinzipielle Verschärfung derselben.

Ich muß bekennen, daß mir durch die gegnerische Kritik auch nicht in einem Punkte Ursache zur Zurücknahme oder zur Modifikation gemachter Ausführungen und aufgestellter Forderungen gegeben wurde, so sehr ich jederzeit der Belehrung und besseren Einsicht zugängig bin. Wohl aber gaben mir die gegnerischen Einwürfe mehrfach Veranlassung, die gemachten Ausführungen zu erweitern und durch neue Gründe und neues Beweismaterial zu unterstützen. Dies ist der einzige und wirkliche Erfolg, den sie gehabt haben, eine Anregung, für die ich ihnen dankbar bin.

Dagegen gaben mir die Schriften meiner Freunde und Gesinnungsgenossen und insbesondere die Schrift meines Freundes Friedrich Engels „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats". (Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart) gegründete Veranlassung, den historischen Theil meines Buches in Bezug auf die ursprüngliche Stellung der Frau und die Vorgeschichte der Menschheit auf seine Richtigkeit hin zu prüfen, und da mußte ich zu der Erkenntniß kommen, daß dieser Theil sich nicht aufrecht erhalten ließ und einer wesentlichen Modifikation bedurfte. Diese ist

in der neuen Auflage vorgenommen worden und stützt, wie ich glaube, ganz wesentlich meine Auffassung über die Zukunftsstellung der Frau, indem dadurch in der schlagendsten Weise bewiesen wird, wie der Gang der menschlichen Entwicklung in seinem Schlusse zu ähnlichen sozialen Erscheinungen zurückkehrt, nur auf unendlich höherer Kulturstufe und ausgestattet mit all den Errungenschaften einer langen Kulturentwicklung, wie sie anfangs in der Urgesellschaft bestanden. Die ganze Entwicklung bildet eine Spirale, nach der Höhe gerichtet, deren Endpunkt genau über ihrem Ausgangspunkt zu stehen kommt.

Die Schriften meiner Herren Gegner anlangend, habe ich gar keine Veranlassung, soweit mir dieselben überhaupt bekannt sind, mich hier mit deren Widerlegung zu beschäftigen. Was die hauptsächlichste derselben betrifft, hauptsächlich nicht ihrem Inhalt nach, sondern nach der politischen Stellung ihres Verfassers und in Folge davon der Verbreitung, die sie gefunden hat, die Eugen Richter'schen „Irrlehren", so müßte ich, um sie zu widerlegen, *ganze Theile meines Buches einfach wiederholen*. Daß ich diese zwecklose Arbeit nicht mache, versteht sich von selbst. Wer sich ernsthaft belehren und überzeugen will, mag die beiden Schriften lesen und miteinander vergleichen, ich bin nicht im Zweifel, auf welche Seite das Urtheil der objektiv denkenden Leser fällt.

Dabei will ich bemerken, daß wir Sozialdemokraten nicht zu den Naiven à la Bellamy gehören, die meinen, es bedürfe nur einer leidlich logischen Beweisführung, um den Gegner von der Verkehrtheit der heutigen gesellschaftlichen Einrichtungen zu überzeugen. Es giebt sehr viele Gegner, *die sich trotz der besten Beweisführung nicht überzeugen lassen, weil sie sich nicht überzeugen lassen dürfen*.

Die Interessen beherrschen die Menschen und der großen Mehrzahl schreiben ihre Interessen ihre Gedanken vor. Sich über eine Sache hinauszudenken, die ihr persönliches Interesse gefangen hält, vermögen die allerwenigsten Menschen. Was ihrem persönlichen oder ihrem Klasseninteresse entspricht, das ist recht, davon werden sie sich nicht abbringen lassen. Nun giebt's freilich Klasseninteressen, die zugleich die allgemeinen Interessen sind, *weil sie mit dem Interesse der ungeheuren Mehrheit sich decken*. Als solche erscheinen die Klasseninteressen der Arbeiter.

Um so schwerer aber wird es sein, diejenigen, die andere Interessen haben, von der Berechtigung der Klasseninteressen der Arbeiter und von der Gerechtigkeit derselben zu überzeugen. Dazu gehören Herr Eugen Richter und die sehr große Mehrheit der herrschenden Klassen, die ihn im vorliegenden Fall, unbeschadet sonstiger Meinungsverschiedenheiten, als einen Vertreter und Wortführer ihrer Interessen gegen die Sozialdemokratie betrachten.

Aus diesem sehr einfachen, aber auch, wie ich glaube, vollkommen richtigen Gesichtspunkt versteht es sich von selbst, daß keine sozialistische Schrift, wie vortrefflich sie immer sein mag, vor Augen wie die des Herrn Eugen Richter und seiner Klassengenossen Gnade finden kann. Sie ist verurtheilt noch ehe sie geschrieben wurde, und sie wird um so schärfer verurtheilt, je besser sie ist.

Wie der Papst in religiösen, so steht Herr Eugen Richter in wirthschaftlichen und sozialen Fragen auf dem Standpunkt des principiis obsta*) und des non possumus**). Reiche ich dem Teufel den Finger — in diesem Fall dem Sozialismus — so nimmt er die ganze Hand. Von diesem Standpunkt ist denn die einzig richtige Taktik, die bestehende Ordnung als musterhaft und unverbesserlich zu vertheidigen und daraus die Verwerflichkeit, Unausführbarkeit und Unvernunft jeder andern Ordnung zu beweisen. Während der Sozialismus gerade aus der Unvernunft und Ungerechtigkeit der Einrichtungen der bestehenden Gesellschaftsordnung die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer andern Ordnung nachweist.

Das ist der prinzipielle Gegensatz, in dem die beiden Lager zu einander stehen. Dreiviertel meiner Schrift sind der Kritik der bürgerlichen Gesellschaft gewidmet, deren Mängel und Schäden ich Schritt vor Schritt nachweise, und daraus leite ich im letzten Viertel meiner Schrift die Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der gesellschaftlichen Einrichtungen ab, deren Gestalt aus der Kritik an dem Bestehenden von selbst resultirt. Für Herrn Richter und seine Gesinnungsverwandten existiren diese ersten Dreiviertel nicht, sorgfältig vermeiden sie auf diese Kritik nur einzugehen, geschweige daß sie dieselbe widerlegen; sie unterschlagen also ihren Lesern den Boden, auf dem der übrige Inhalt der Schrift erwachsen ist, und heben verzerrt

*) Hüte dich vor dem ersten Schritt.
**) Wir können nicht.

und aus dem Zusammenhang gerissen einzelne Sätze derselben hervor, an welchen sie ihr stumpfes kritisches Messer wetzen. Dabei werden den sozialistischen Begriffen die bürgerlichen untergeschoben, und so entsteht ein Ragout, daß der unbefangene Leser erstaunt die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, weil er nicht begreifen kann, wie Leute, die sonst doch leidlichen Verstand zeigen, solchen Unsinn wollen können. Daß der Unsinn von den Kritikern durch ihre Kritik und ihre Unterstellungen erst angerichtet wurde, kann der unbefangene Leser, der wie der Student im Goethe'schen Faust denkt, „was ich schwarz auf weiß besitze, kann ich getrost nach Hause tragen", nicht beurtheilen oder vermuthen.

Wie schon bemerkt, wollte ich die Richter'schen „Irrlehren" und ihresgleichen hier widerlegen, ich müßte einen großen Theil meiner Ausführungen in diesem Buche wiederholen. Ich traue dem Leser zu, auch wenn er nicht zur Sozialdemokratie gehört oder zu ihr neigt, daß er wenigstens für sich selbst bei dem Lesen und Vergleichen dieser und der Richter'schen Schrift weiß, was er von der letzteren zu halten hat. Wo es mir wünschbar erschien, bin ich in Noten auf die Richter'schen Ausführungen ausführlicher eingegangen, hier in der Vorrede will ich mich auf einige Bemerkungen beschränken. Wie Herr Richter meinem Begriff der sozialistischen Gesellschaft beständig den „sozialistischen Staat" unterschiebt, vom „Staat" spricht, wo ich von der „Gesellschaft" spreche, also zwei Begriffe beständig verwechselt, die, wie ich in meinem Buche nachweise, unter der Herrschaft des Sozialismus sich ausschließen, so operirt er auch in seiner Kritik der sozialistischen Gesellschaft beständig mit dem Kapitalbegriff. Daß der Begriff des Kapitals nur in einer Waaren produzirenden Gesellschaft existirt und nur dort Kapital besteht, in einer auf organisirter gesellschaftlicher Arbeit beruhenden Gesellschaft, die einfach ihre Arbeitsprodukte nach Bedürfniß herstellt und direkt austauscht, nicht mehr bestehen kann, vermag Herr Richter absolut nicht zu begreifen. Er spricht beständig vom Untergang und der Vernichtung des „Kapitals" in einem Sinne, als wenn damit auch Alles was heute Kapital bildet: Grund und Boden, Minen und Bergwerke, Häuser, Fabriken und Werkstätten, Verkehrsmittel, Maschinen, Werkzeuge, Lebensmittel, Fabrikate und Rohstoffe, aufhörte zu existiren. Daß dies Alles nicht aufhört, sondern in einer sozialistisch produzirenden und distribuirenden Gesellschaft unendlich

777
12

Die Frau und der Sozialismus

(Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.)

Von

August Bebel.

Zehnte Auflage.

Stuttgart
Verlag von J. H. W. Dietz
1891.

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.
JAN 24, 1937
H 59.487

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. H. W. Dietz in Stuttgart.

L 97
Bebel

Vorrede zur neunten Auflage.

Man sagt: Bücher haben ihre Geschichte. Mehr wie auf manches andere Buch kann dieses Wort auf das vorliegende angewendet werden.

Als nach jahrelangen Vorbereitungen und mancherlei Hindernissen, die aus persönlichen Verhältnissen entsprangen, die erste Auflage dieses Buches unter dem Titel „Die Frau und der Sozialismus" erscheinen sollte, brachen die Sturzwellen des Sozialistengesetzes über die sozialdemokratische Partei herein und riefen überall Vernichtung und Zertrümmerung hervor. Die Zeitverhältnisse waren sehr ungünstige geworden. Die Organisation der Partei war vernichtet, ihre Literatur war unterdrückt und jede neue Schrift, die den Sozialismus auch nur in schwächster Form zu vertreten versuchte, verfiel unrettbar dem Verbot. So wurde ich zur geheimen Herausgabe der ersten Auflage dieser Schrift gezwungen.

Dieselbe wurde heimlich in Deutschland hergestellt und unter der Hand, mit Benützung der noch vorhandenen Verbindungen, vertrieben. Obgleich die Zeiten in jeder Beziehung außerordentlich ungünstige waren und die Verbreitung nur im engsten Parteikreise stattfinden konnte, war die erste Auflage nach wenigen Monaten vergriffen, ohne daß davon ein nennenswerther Theil den Behörden in die Hände fiel. Doch wurde die Schrift vom Berliner Polizeipräsidium sozialistengesetzlich verboten.

Die Herausgabe der zweiten Auflage haperte. Einmal fand sich kein Drucker, der sie drucken wollte, aus Furcht vor Denunziation, dann stellte sich auch heraus, daß das Buch verschiedener Abänderungen

bedurfte, zu deren Vornahme mir auf Jahre die Zeit fehlte. Insbesondere erschien es wünschenswerth, die Schrift in Kapitel einzutheilen, eine Eintheilung, die in der ersten Auflage fehlte und allgemein als ein Mangel empfunden wurde.

Endlich konnte im Jahre 1883, vier Jahre nach dem Erscheinen der ersten, mit der neuen Auflage begonnen werden. Es hatte sich in Deutschland wiederum ein Drucker gefunden, der die Schrift herstellen wollte, aber um ihn im Falle der Denunziation von dem Verdachte zu befreien, daß er wissentlich eine verbotene Schrift nachgedruckt habe — ein Vergehen, das auf Grund von § 19 des Sozialistengesetzes mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark oder mit Gefängniß bis zu 6 Monaten bestraft werden konnte — gab ich dem Buche einen andern Titel, wie es überhaupt einer bedeutenden Umarbeitung unterzogen wurde und dabei die Kapiteleintheilung, wie sie bis jetzt beibehalten worden ist, erhielt. Der neue Titel „Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" deckte sich keineswegs vollkommen mit dem Inhalt des Buches, wie ich mir wohl bewußt war, aber der neue Titel war, wie angeführt, das Produkt einer Zwangslage. Den Verlag übernahm die mittlerweile in Zürich-Hottingen gegründete Volksbuchhandlung, die auch die Herstellung der späteren Auflagen veranlaßte, die sämmtlich unverändert blieben.

Indeß wurde, wie vorauszusehen war, auch unter dem neuen Titel das Buch sofort verboten und damit waren die Verleger auf dessen geheimen Vertrieb verwiesen. Obgleich nun dieser, namentlich für eine Schrift von diesem Umfange, große Schwierigkeiten hatte und auch der Preis ein solcher war, der für Arbeiterbörsen sich schwer erschwingen ließ, gelang die Organisation des Vertriebs vortrefflich und erlebte das Buch, zu meiner eigenen Ueberraschung, eine Auflage nach der andern und wurde in Massen verbreitet Dabei fielen freilich auch eine Anzahl Sendungen, darunter einige von größerem Umfang — bis zu 200 Exemplaren — der Polizei in die Hände und gaben Veranlassung zu Prozessen und Verurtheilungen. Aber diesem Schaden stand auch ein unerwarteter Nutzen gegenüber. Die konfiszirten Exemplare sollen nur zum kleinsten Theile ihrer gesetzlichen Bestimmung, vernichtet zu werden, zum Opfer gefallen sein, dagegen sollen sie häufig in die Hände von Polizei- und Gerichtsbeamten gewandert und nicht selten auch in die Hände von deren Frauen gekommen sein. So kamen sie zwar in Hände, für die

sie nicht bestimmt waren; sie erreichten aber auch hier ihren Zweck, indem sie das „sozialistische Gift" in jene Kreise verbreiteten.

Eine nicht geringe, allerdings unfreiwillige Reklame machten auch für das Buch der sächsische Regierungskommissär Herr v. Ehrenstein — jetzt Kreishauptmann in Leipzig — und Herr von Puttkamer, als preußischer Minister des Innern, dadurch, daß sie dasselbe in die Debatten des sächsischen Landtags, beziehentlich des deutschen Reichstags, zogen. Unmittelbar nach jenen Debatten stieg die Nachfrage auch in den nichtsozialistischen Kreisen. Es bewährte sich einmal wieder der alte Erfahrungssatz, daß verbotene Frucht am besten schmeckt, sicher ganz ungewöhnlich das Verlangen reizt, sie zu besitzen.

Mit der Verbreitung des Buches in Deutschland wuchs auch seine Verbreitung im Ausland. Im Jahre 1885 erschien zuerst eine englische Uebersetzung in London, der unmittelbar eine gleiche in New-York folgte. In demselben Jahr erschien eine schwedische Uebersetzung in Upsala, und bald darauf weitere Uebersetzungen ins Polnische, Holländische und Ungarische. Aus Frankreich wurde ich von drei Seiten, zuletzt noch vor einigen Monaten, um das Recht der Uebersetzung angegangen, doch ist mir nicht bekannt, ob eine solche erfolgte.

In mir befreundeten Kreisen ist die Frage aufgetaucht, in wieweit Edward Bellamy's „Looking Backward", das bekanntlich unter dem Titel „Ein Rückblick" in deutscher Uebersetzung im Reklam'schen Verlag und auch sonst erschienen ist, von meiner Schrift beeinflußt worden sei. Bellamy's Buch erschien zuerst 1887, also zwei Jahre nach der englischen Uebersetzung meiner Schrift. Eine Mrs. John B. Shipley hat unter dem Titel „The true Author of Looking Backward" bei John B. Alden in New-York, Chicago und Atlanta eine Broschüre erscheinen lassen, in welcher sie unter Gegenüberstellung von Auszügen aus den beiden Büchern den Nachweis zu führen sucht, daß Herr Bellamy sich wesentlich im Gedankengang „der Frau" bewege und unzweifelhaft von dieser in hohem Grad bei Abfassung seines Buches beeinflußt worden sei. Herr Bellamy erklärte, meine Schrift nicht gelesen zu haben, da er kein Deutsch verstehe. Das Letztere war dazu allerdings nicht nothwendig, da, wie hervorgehoben, bereits 1885, also zwei Jahre vor dem Erscheinen des Bellamy'schen Buchs, die englische Uebersetzung meiner Schrift in London und New-York erschienen war.

Indeß lege ich dieser ganzen Frage, wie ich das auch der Verfasserin von „The true Author of Looking Backward“ *), Mrs. John B. Shipley schrieb, keine Bedeutung bei. Ob Herr Bellamy meine Schrift las oder nicht, und von ihr beeinflußt wurde oder nicht, ist mir ziemlich gleichgiltig. Ich habe die Ansicht, daß die Uebel der bürgerlichen Gesellschaft für jeden Denkenden so handgreifliche sind und andererseits die sozialistischen Ideen in Folge dieses Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft so in der Luft liegen, daß ähnliche Gedanken gleichzeitig in den verschiedensten Köpfen entstehen können und thatsächlich entstehen. Die Gedanken entstehen eben nicht von selbst, sie werden durch die äußeren Erscheinungen hervorgerufen, von außen in den Köpfen angeregt, wie sehr unsere Ideologen das Gegentheil behaupten. Daß aber Herr Bellamy die sozialistische Literatur gar nicht gekannt haben soll, ist nicht anzunehmen, wird von ihm auch nicht behauptet. Die Vereinigten Staaten haben im Laufe dieses Jahrhunderts eine ziemliche Reihe kommunistischer und sozialistischer Gemeinwesen erstehen und zum großen Teil auch wieder vergehen sehen, deren Einrichtungen und Entwicklung Herrn Bellamy nicht unbekannt geblieben sein dürften.

Nun ist aber eine mehr als sehr oberflächliche Uebereinstimmung in der Auffassung mancher Dinge und gewisser kritischer Ausführungen zwischen Herrn Bellamy und mir nicht zu finden. Wer unsere beiden Schriften liest oder gelesen hat und ein wenig kritisch urtheilen kann, wird finden, daß Herr Bellamy ein wohlwollend denkender Bürger ist, der ohne Ahnung der Bewegungsgesetze, welche die Gesellschaft beherrschen, rein vom Humanitätsstandpunkte aus, indem er als guter Beobachter der bürgerlichen Welt ihre Ungeheuerlichkeiten und ihre Widersprüche erkannte, sich eine künftige gesellschaftliche Ordnung zurechtlegte, in der aber überall die bürgerlichen Gedanken und die bürgerliche Auffassung der Dinge durchbricht. Herr Bellamy unterscheidet sich in nichts von den früheren Utopisten als dadurch, daß seine Schilderungen das Gewand einer moderneren Zeit tragen und daß die scharfe Kritik der bürgerlichen Gesellschaft, durch welche die Utopisten sich auszeichneten, fehlt. Das Gewand des Romans, in das er seine Schilderung kleidet, ist dabei ganz geeignet, auf Leute, die leidlich wohlwollend sind, aber gerne sich über die bestehenden Gegensätze und die daraus hervorgehenden Klassen-

*) „Der wahre Autor des Rückblicks“.

kämpfe hinwegtäuschen wollen, und wünschen, daß Alles sich gemüthlich, ohne Aufregung und ohne sichtbare Nachtheile für ihre engere bevorrechtete gesellschaftliche Stellung vollziehe, Eindruck zu machen. Daher die großartige Verbreitung, die Bellamy's Schrift gerade in den bürgerlichen Kreisen der Vereinigten Staaten fand und nunmehr auch in Deutschland findet. Einen tieferen Einfluß übt seine Schrift nicht, weil sie weder die nothwendige Kritik der bürgerlichen Gesellschaft enthält, noch die Entwicklung zeigt, die die Gesellschaft durchmachen muß, noch sich über die Mittel ausspricht, die sie zu ihrer Umgestaltung zu ergreifen hat. Herr Bellamy ist ein Utopist und kein Sozialist und daher wird auch die Partei, die er auf Grund seiner nebelhaften Schilderungen und Vorstellungen in den Vereinigten Staaten gründete, die Partei der „Nationalisten", eben so wenig Bedeutung erlangen, wie die vor wenig Jahren gegründete Partei der Bodenreformer durch Henry George. Auch Henry George's Buch „Fortschritt und Armuth" machte in den Vereinigten Staaten und in England großes Aufsehen, es wurde in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet, es bildete sich eine eigene Partei für die Verwirklichung der vorgeschlagenen Reformen, Henry George selbst kandidirte für das Vereinigte-Staaten-Repräsentantenhaus und heute ist Alles stille über den Wassern.

Wie George so ergeht es Bellamy. Auch seine Partei wird trotz der Hunderttausende, die ihr anhängen sollen, nichts leisten und schließlich in die Brüche gehen. Das ist die Folge aller Halbheit. Eine gesellschaftliche Umwälzung wird nicht von wohlwollenden Bourgeois gemacht, mag ihre Zahl noch so groß und ihr Eifer noch so ehrlich sein. Dies in Bezug auf das Bellamy'sche Buch, über das ich kein Wort verlor, hätte man nicht auch in Deutschland dasselbe mit dem meinen in Beziehungen gebracht und gegen die Sozialdemokratie ausgeschlachtet. So Herr Eugen Richter in seinen „Irrlehren". Wer die beiden Bücher denkend gelesen hat, kann über ihre Unterschiede nicht im Zweifel sein; daß Herr Eugen Richter nur rein äußerliche Unterschiede darin erkennt, mag an dem Nichtverständniß liegen, das er für Alles, was nicht mit seiner bürgerlichen Welt, als der besten aller Welten, zusammenhängt, besitzt.

Nun hat meine Schrift bereits eine erregte Gegnerschaft gefunden, noch ehe sie in der weiteren Oeffentlichkeit bekannt werden konnte, was wohl am besten dafür spricht, daß sie etwas Anderes als das Bellamy'sche Zuckerwasser enthält. Nicht nur hat ihr

Inhalt in dem letzten großen Wahlkampf eine bedeutende Rolle gespielt und ist gegen die Sozialdemokratie ausgenützt worden, die Schrift hat auch einer Reihe von Personen die Feder in die Hand gedrückt und diese zu Gegenschriften veranlaßt.

So haben ein protestantischer Geistlicher in Sachsen und ein katholischer in Baden eine solche Gegenschrift verfaßt, eine dritte soll in Schleswig-Holstein erschienen sein, eine vierte hat der bisher so wenig erfolgreiche sozialdemokratische Drachentödter Herr Eugen Richter in „Die Irrlehren der Sozialdemokratie" verfaßt. Die Zahl der Artikel und Flugblätter, die sich mit meiner Schrift beschäftigten, ist Legion. Das deutsche Publikum hat also bereits die Entgegnungen und „Widerlegungen" gelesen, ehe ihm die befehdete Schrift selbst vor die Augen kommen konnte, was durch die neue Bearbeitung und Erweiterung derselben erst jetzt geschieht.

Diese neue Bearbeitung ist nicht, wie vielleicht Dieser und Jener vermuthen mag, eine Abschwächung der früheren Auflagen, hervorgegangen aus der Absicht, die gegen die Schrift gerichteten Angriffe zu pariren, sie ist vielmehr, wie mir meine Herren Gegner ohne weiteres nach stattgehabtem Vergleich zugestehen werden, eine wesentliche Erweiterung und prinzipielle Verschärfung derselben.

Ich muß bekennen, daß mir durch die gegnerische Kritik auch nicht in einem Punkte Ursache zur Zurücknahme oder zur Modifikation gemachter Ausführungen und aufgestellter Forderungen gegeben wurde, so sehr ich jederzeit der Belehrung und besseren Einsicht zugängig bin. Wohl aber gaben mir die gegnerischen Einwürfe mehrfach Veranlassung, die gemachten Ausführungen zu erweitern und durch neue Gründe und neues Beweismaterial zu unterstützen. Dies ist der einzige und wirkliche Erfolg, den sie gehabt haben, eine Anregung, für die ich ihnen dankbar bin.

Dagegen gaben mir die Schriften meiner Freunde und Gesinnungsgenossen und insbesondere die Schrift meines Freundes Friedrich Engels „Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats". (Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart) gegründete Veranlassung, den historischen Theil meines Buches in Bezug auf die ursprüngliche Stellung der Frau und die Vorgeschichte der Menschheit auf seine Richtigkeit hin zu prüfen, und da mußte ich zu der Erkenntniß kommen, daß dieser Theil sich nicht aufrecht erhalten ließ und einer wesentlichen Modifikation bedurfte. Diese ist

in der neuen Auflage vorgenommen worden und stützt, wie ich glaube, ganz wesentlich meine Auffassung über die Zukunftsstellung der Frau, indem dadurch in der schlagendsten Weise bewiesen wird, wie der Gang der menschlichen Entwicklung in seinem Schlusse zu ähnlichen sozialen Erscheinungen zurückkehrt, nur auf unendlich höherer Kulturstufe und ausgestattet mit all den Errungenschaften einer langen Kulturentwicklung, wie sie anfangs in der Urgesellschaft bestanden. Die ganze Entwicklung bildet eine Spirale, nach der Höhe gerichtet, deren Endpunkt genau über ihrem Ausgangspunkt zu stehen kommt.

Die Schriften meiner Herren Gegner anlangend, habe ich gar keine Veranlassung, soweit mir dieselben überhaupt bekannt sind, mich hier mit deren Widerlegung zu beschäftigen. Was die hauptsächlichste derselben betrifft, hauptsächlich nicht ihrem Inhalt nach, sondern nach der politischen Stellung ihres Verfassers und in Folge davon der Verbreitung, die sie gefunden hat, die Eugen Richter'schen „Irrlehren", so müßte ich, um sie zu widerlegen, *ganze Theile meines Buches einfach wiederholen*. Daß ich diese zwecklose Arbeit nicht mache, versteht sich von selbst. Wer sich ernsthaft belehren und überzeugen will, mag die beiden Schriften lesen und miteinander vergleichen, ich bin nicht im Zweifel, auf welche Seite das Urtheil der objektiv denkenden Leser fällt.

Dabei will ich bemerken, daß wir Sozialdemokraten nicht zu den Naiven à la Bellamy gehören, die meinen, es bedürfe nur einer leidlich logischen Beweisführung, um den Gegner von der Verkehrtheit der heutigen gesellschaftlichen Einrichtungen zu überzeugen. Es giebt sehr viele Gegner, *die sich trotz der besten Beweisführung nicht überzeugen lassen, weil sie sich nicht überzeugen lassen dürfen*.

Die Interessen beherrschen die Menschen und der großen Mehrzahl schreiben ihre Interessen ihre Gedanken vor. Sich über eine Sache hinauszudenken, die ihr persönliches Interesse gefangen hält, vermögen die allerwenigsten Menschen. Was ihrem persönlichen oder ihrem Klasseninteresse entspricht, das ist recht, davon werden sie sich nicht abbringen lassen. Nun giebt's freilich Klasseninteressen, die zugleich die allgemeinen Interessen sind, *weil sie mit dem Interesse der ungeheuren Mehrheit sich decken*. Als solche erscheinen die Klasseninteressen der Arbeiter.

Um so schwerer aber wird es sein, diejenigen, die andere Interessen haben, von der Berechtigung der Klasseninteressen der Arbeiter und von der Gerechtigkeit derselben zu überzeugen. Dazu gehören Herr Eugen Richter und die sehr große Mehrheit der herrschenden Klassen, die ihn im vorliegenden Fall, unbeschadet sonstiger Meinungsverschiedenheiten, als einen Vertreter und Wortführer ihrer Interessen gegen die Sozialdemokratie betrachten.

Aus diesem sehr einfachen, aber auch, wie ich glaube, vollkommen richtigen Gesichtspunkt versteht es sich von selbst, daß keine sozialistische Schrift, wie vortrefflich sie immer sein mag, vor Augen wie die des Herrn Eugen Richter und seiner Klassengenossen Gnade finden kann. Sie ist verurtheilt noch ehe sie geschrieben wurde, und sie wird um so schärfer verurtheilt, je besser sie ist.

Wie der Papst in religiösen, so steht Herr Eugen Richter in wirthschaftlichen und sozialen Fragen auf dem Standpunkt des principiis obsta*) und des non possumus**). Reiche ich dem Teufel den Finger — in diesem Fall dem Sozialismus — so nimmt er die ganze Hand. Von diesem Standpunkt ist denn die einzig richtige Taktik, die bestehende Ordnung als musterhaft und unverbesserlich zu vertheidigen und daraus die Verwerflichkeit, Unausführbarkeit und Unvernunft jeder andern Ordnung zu beweisen. Während der Sozialismus gerade aus der Unvernunft und Ungerechtigkeit der Einrichtungen der bestehenden Gesellschaftsordnung die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer andern Ordnung nachweist.

Das ist der prinzipielle Gegensatz, in dem die beiden Lager zu einander stehen. Dreiviertel meiner Schrift sind der Kritik der bürgerlichen Gesellschaft gewidmet, deren Mängel und Schäden ich Schritt vor Schritt nachweise, und daraus leite ich im letzten Viertel meiner Schrift die Nothwendigkeit einer neuen Ordnung der gesellschaftlichen Einrichtungen ab, deren Gestalt aus der Kritik an dem Bestehenden von selbst resultirt. Für Herrn Richter und seine Gesinnungsverwandten existiren diese ersten Dreiviertel nicht, sorgfältig vermeiden sie auf diese Kritik nur einzugehen, geschweige daß sie dieselbe widerlegen; sie unterschlagen also ihren Lesern den Boden, auf dem der übrige Inhalt der Schrift erwachsen ist, und heben verzerrt

*) Hüte dich vor dem ersten Schritt.
**) Wir können nicht.

und aus dem Zusammenhang gerissen einzelne Sätze derselben hervor, an welchen sie ihr stumpfes kritisches Messer wetzen. Dabei werden den sozialistischen Begriffen die bürgerlichen untergeschoben, und so entsteht ein Ragout, daß der unbefangene Leser erstaunt die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, weil er nicht begreifen kann, wie Leute, die sonst doch leidlichen Verstand zeigen, solchen Unsinn wollen können. Daß der Unsinn von den Kritikern durch ihre Kritik und ihre Unterstellungen erst angerichtet wurde, kann der unbefangene Leser, der wie der Student im Goethe'schen Faust denkt, „was ich schwarz auf weiß besitze, kann ich getrost nach Hause tragen", nicht beurtheilen oder vermuthen.

Wie schon bemerkt, wollte ich die Richter'schen „Irrlehren" und ihresgleichen hier widerlegen, ich müßte einen großen Theil meiner Ausführungen in diesem Buche wiederholen. Ich traue dem Leser zu, auch wenn er nicht zur Sozialdemokratie gehört oder zu ihr neigt, daß er wenigstens für sich selbst bei dem Lesen und Vergleichen dieser und der Richter'schen Schrift weiß, was er von der letzteren zu halten hat. Wo es mir wünschbar erschien, bin ich in Noten auf die Richter'schen Ausführungen ausführlicher eingegangen, hier in der Vorrede will ich mich auf einige Bemerkungen beschränken. Wie Herr Richter meinem Begriff der sozialistischen Gesellschaft beständig den „sozialistischen Staat" unterschiebt, vom „Staat" spricht, wo ich von der „Gesellschaft" spreche, also zwei Begriffe beständig verwechselt, die, wie ich in meinem Buche nachweise, unter der Herrschaft des Sozialismus sich ausschließen, so operirt er auch in seiner Kritik der sozialistischen Gesellschaft beständig mit dem Kapitalbegriff. Daß der Begriff des Kapitals nur in einer Waaren produzirenden Gesellschaft existirt und nur dort Kapital besteht, in einer auf organisirter gesellschaftlicher Arbeit beruhenden Gesellschaft, die einfach ihre Arbeitsprodukte nach Bedürfniß herstellt und direkt austauscht, nicht mehr bestehen kann, vermag Herr Richter absolut nicht zu begreifen. Er spricht beständig vom Untergang und der Vernichtung des „Kapitals" in einem Sinne, als wenn damit auch Alles was heute Kapital bildet: Grund und Boden, Minen und Bergwerke, Häuser, Fabriken und Werkstätten, Verkehrsmittel, Maschinen, Werkzeuge, Lebensmittel, Fabrikate und Rohstoffe, aufhörte zu existiren. Daß dies Alles nicht aufhört, sondern in einer sozialistisch produzirenden und distribuirenden Gesellschaft unendlich

nutzbringender angewandt und im Interesse Aller ausgebeutet wird, sieht er nicht ein, oder vielmehr, das darf er nicht einsehen, sonst fiele seine ganze Beweisführung über den Haufen.

Ich kann mich nicht schon hier über die Art dieser sozialistischen Organisation aller Produktion und Distribution verbreiten, sondern verweise den Leser auf die letzten Kapitel des zweiten und auf den dritten Theil der Schrift.

Mit dieser seiner Auffassung des Kapitals weist nun Herr Richter nach, daß bei einer sozialistischen Expropriation der gesammten Arbeitsmittel nicht blos die Reichen, sondern auch Millionen kleiner Leute verlieren würden. Nicht nur die ein- und dreiviertel Millionen Kleinmeister, die in Deutschland als Hausindustrielle und kleine Handwerker ihre kümmerliche Existenz fristen und beständig am Hungertuche nagen, sondern auch die Arbeiter, die über 3 Mk. Lohn per Tag verdienen, büßen ein — was Herr Richter ganz besonders den Berliner Maurern zu Gemüthe führt, die mit 5 Mk. täglich nicht zufrieden sind — ferner die Tagelöhner, die nebenbei noch ein Fetzchen Land ihr Eigen nennen, einschließlich der übrigen im Ganzen über 4½ Millionen betragenden landwirthschaftlichen Betriebsinhaber, die bis zu 10 Hektaren besitzen oder in Pacht haben. Alle diese verlieren nach Herrn Richter bei einer Neuordnung der Dinge im sozialistischen Sinne, so daß man sich fragt: wer denn eigentlich profitirt und ob die sozialistische Gesellschaft nicht eine Gesellschaft von Lumpen sein werde. Der ungeheure gesellschaftliche Reichthum, der sich heute in tausend Gestalten vor unsern Augen aufthut, erscheint bei den Richterschen Beweisführungen plötzlich wie verschwunden und in Dunst aufgelöst.

Ja, Herr Richter berechnet sogar weiter, daß mit der allgemeinen sozialistischen Expropriation auch die Sparer ihrer Sparkasseneinlagen „beraubt" würden und das mache auf den Kopf der Bevölkerung 86,50 Mark. Andererseits werde durch die „Theilung" nichts gewonnen, denn hiernach komme auf den Kopf der selbstständigen Einkommenempfänger nur eine jährliche Einnahme von 842 Mark.

Diese Richter'sche Berechnung, die eine frappante Aehnlichkeit mit jener berühmten Rothschild'schen hat, der, als ihn 1848 zwei Arbeiter um die Theilung seines Vermögens angingen, geantwortet haben soll:

„Kinder, wir sind 40 Millionen Deutsche und mein Vermögen beträgt 40 Millionen Gulden, kommt also auf den Kopf einen Gulden, hier habt ihr ihn", hat in einem Theil der sozialistischen Presse einen ziemlichen Staub aufgewirbelt und sie bemühte sich, diese Berechnung als unrichtig nachzuweisen. Das Durchschnittseinkommen stelle sich wesentlich höher. Mir scheint, daß diese Beweisführung ziemlich unnöthig war und das nicht bewies, was sie beweisen wollte. Ich bin auch der Meinung, daß die Richter'schen Einkommensummen erheblich zu niedrig angegeben sind. Sicher können die preußischen Steuertabellen bei ihrer notorischen Mangelhaftigkeit, namentlich für die größeren Einkommen, gar nicht maßgebend sein. Die sächsischen wären maßgebender, weil Sachsen sich einer weit besseren Einkommenssteuereinschätzung erfreut als Preußen, und dort die Einschätzung im Laufe der zwölfjährigen Praxis sich noch vervollkommnet hat. Nach den sächsischen Einschätzungstabellen hatten im Jahre 1888 bei einer Bevölkerung von ungefähr 3 300 000 Köpfen 1 327 771 eingeschätzte Personen*) 1 Milliarde, 337 Millionen Mark Einkommen, das macht auf den Kopf der eingeschätzten Person 1007 Mark, und wenn man annimmt, daß im Lande höchstens 700000 Familien vorhanden waren, auf die Familie mindestens 1910 Mark jährliches Einkommen. Das ist ein wesentlich höherer Betrag, als Herr Richter herausrechnet, wobei noch bemerkt werden muß, daß auch in Sachsen die großen Einkommen noch lange nicht voll zur Einkommensteuer herangezogen sind, wie das die fortgesetzten Prozesse wegen Steuerhinterziehungen zeigen, die ganz besonders bei großen Vermögen vorkommen. Meist wird dies erst nach dem Tode der Erblasser entdeckt, aber da für die nächsten Angehörigen keine Erbschaftssteuer besteht, sondern nur dann eine solche eingefordert wird, wenn die entfernteren Verwandten eine Erbschaft antreten, so werden bei Weitem nicht alle Steuerhinterziehungen entdeckt. Es giebt Sachverständige, die behaupten, daß die großen Vermögen durchschnittlich nur mit 50% ihres Einkommens herangezogen würden, und in Ländern mit so mangelhafter Einschätzung wie Preußen ist die

*) In Sachsen beginnt die Steuerverpflichtung mit 300 Mark Jahreseinkommen; unter den 1 327 771 eingeschätzten Personen sind aber auch diejenigen einbegriffen, die weniger als 300 Mark Einkommen hatten, und deren Zahl betrug 1888: 75 042 Personen gleich 5,65% der abgeschätzten Personen.

Steuerhinterziehung noch kolossaler, das haben die bekannt gewordenen Enthüllungen im Frühjahr 1890 über die wirklichen und die eingeschätzten Einkommen der rheinisch-westfälischen Großindustriellen bewiesen. Daß es in Berlin und anderwärts um kein Haar besser ist, weiß Herr Richter ganz genau, er müßte also auch wissen, daß seine Berechnung ein großes Loch hat und ein falsches Bild giebt.

Indeß will ich ohne weiteres zugeben, daß auch bei der günstigsten Berechnung der Einkommensvertheilung dabei nicht herauskommt, was, nach dem Geldwerth der bürgerlichen Gesellschaft berechnet, eine behagliche, mit größerem Komfort ausgestattete Existenz erfordert. Und bei einer Umgestaltung der Gesellschaft von Grund aus soll es sich nicht blos darum handeln, daß die große Mehrheit besser lebt als jetzt, sondern daß sie an allen Kulturerrungenschaften Theil nehmen kann. Es handelt sich nicht darum, das Kulturniveau herabzusetzen, sondern bedeutend zu erhöhen.

Nun ist aber diese ganze Richter'sche Beweisführung — ganz abgesehen von der Unrichtigkeit der Zahlen — falsch, weil es sich in der sozialistischen Gesellschaft nicht um ein Fortvegetiren auf bürgerlicher Grundlage mit all den Millionen Zwergbetrieben in Industrie, Handel, Verkehr und Ackerbau, mit ihrer ungeheuren Verschwendung an Kraft, Zeit und Material handelt, sondern um eine total umgestaltete Produktions- und Distributionsweise, durch welche die Arbeitsprodukte um das Vielfache vermehrt und in zweckmäßigster Weise Allen zugänglich gemacht werden.

Wie mit der sozialistischen Produktionsweise der Kapitalbegriff fortfällt, ohne daß das, was heute Kapital heißt, verschwindet, sondern durch die Arbeit Aller immer mehr vermehrt wird, so fällt mit dem Kapitalbegriff auch der Geldbegriff, und darum ist auch wieder aus diesem Grunde die Richter'sche Beweisführung total falsch und verfehlt.

Ich muß auch hier wieder hervorheben, daß ich hier in der Vorrede mich auf den Beweis der Vortheile einer sozialistischen Produktion und Distribution nicht einlassen kann, die Leser

mögen dies in den betreffenden Kapiteln nachlesen. Wer nicht mit geistiger Blindheit geschlagen ist, wird die großartige Verbesserung, die damit für die Gesammtheit verbunden ist, ohne Bedenken zugeben.

Immerhin würde selbst bei der roh-mechanischen Vertheilung, wie sie Herr Eugen Richter im Kopfe hat, die große Mehrzahl der Gesellschaft keinen Schaden, sondern einen Vortheil haben, denn nach der sächsischen Steuerstatistik hatten 78,39 % sämmtlicher eingeschätzten Personen ein Einkommen unter 950 Mark. Aehnlich verhält es sich mit dem Grund- und Bodeneigenthum. Auch dort werden nach Herrn Richter alle kleinen Eigenthümer, im Ganzen rund 4½ Millionen, die einen Bodenbesitz bis zu zehn Hektaren bebauen, ihres Eigenthums durch die sozialistische Expropriation beraubt und also noch ärmer als sie sind. Nach der landwirthschaftlichen Betriebsstatistik von 1882 hatten diese 4½ Millionen Kleinbetrieb circa 9 Millionen Hektaren landwirthschaftlich bebauter Fläche in Betrieb, es kamen also auf jeden Betrieb rund zwei Hektaren. Nehmen wir an, daß die damals vorhandenen 5 276 344 landwirthschaftlichen Betriebe immer nur im Besitz eines Eigenthümers waren — was nicht der Fall ist, da ein Besitzer oft mehrere Betriebe hat und Viele als Pächter den Boden bewirthschafteten — so würde die ganze landwirthschaftlich bebaute Fläche von rund 32 Millionen Hektaren unter die Betriebe vertheilt, auf jeden Betrieb über sechs Hektaren Bodenfläche kommen, wozu dann noch über fünf Millionen Hektaren Wald, die im Privatbesitz sich befinden, kämen. Man sieht, daß selbst bei einer solchen „Theilung" volle 76 % der landwirthschaftlichen Betriebe, die bis höchstens fünf Hektare Land besitzen, durchschnittlich aber kaum 1½ Hektare im Besitz hatten, sehr vortheilhaft fahren würden.

Aber, wie ich noch einmal ganz nachdrücklich bemerke, diese ganze Rechnung hat keinen Sinn, weil sie für eine sozialistische Wirthschaftsweise nicht zutrifft, wo nicht getheilte Wirthschaft, sondern Gemeinwirthschaft vorhanden ist und diese auf höchster technischer Stufenleiter, auf zweckmäßigster Anwendung der weit zahlreicher als heute vorhandenen Arbeitskräfte, die alle ziel- und zweckbewußt in einander greifen, betrieben wird. Ich habe mich nur auf die Richterschen Berechnungen eingelassen, um die ganze Haltlosigkeit derselben und die der darauf gestützten Einwendungen nachzuweisen. Weiteres in dem vorliegenden Buche.

Zum Schlusse kann ich nur wiederholen, was ich in meinen Ausführungen in dem vorliegenden Buche mit allem Nachdruck ebenfalls hervorhebe. Beruht der Sozialismus auf Irrthum, so wird er untergehen, beruht er aber auf Wahrheit, d. h. ist er das naturnothwendige Ergebniß unserer gesellschaftlichen Entwicklung, dann wird keine Macht der Erde seine Verwirklichung zu hindern vermögen, er wird, auf die eine oder die andere Weise sich Bahn brechend, die neue Form der Gesellschaft werden.

Berlin, den 24. Dezember 1890.

A. Bebel.

Einleitung.

In den letzten Jahrzehnten unserer Entwicklung macht sich in allen Schichten der Gesellschaft eine immer stärker hervortretende Bewegung und Unruhe der Geister bemerkbar, ein Zeichen, daß die Gesellschaft den Boden schwanken fühlt, auf dem sie steht. Allmälig sind eine Menge Fragen aufgetaucht, über deren Lösung für und wider gestritten wird. Eine der wichtigsten, die neuerdings immer mehr in den Vordergrund tritt, ist die sogenannte Frauenfrage.

Bei dieser Frage handelt es sich um die Stellung, welche die Frau in unserm sozialen Organismus einnehmen soll, damit sie ein volles, gleichberechtigtes, tüchtig wirkendes Glied der menschlichen Gesellschaft werde, ihre Kräfte und Fähigkeiten voll und nach allen Seiten entwickeln könne. Von unserm Standpunkt aus trifft diese Frage zusammen mit der anderen Frage, welche Gestalt und Organisation die menschliche Gesellschaft überhaupt erhalten muß, um an Stelle von Unterdrückung, Ausbeutung, Noth und Elend in hunderterlei Gestalt, freies Menschenthum, physische und soziale Gesundheit der Gesellschaft zu setzen. Die sog. Frauenfrage ist also für uns nur eine Seite der allgemeinen sozialen Frage, welche gegenwärtig alle Köpfe und Geister in Bewegung setzt, und sie kann nur mit dieser ihre endgiltige Lösung finden.

Nichtsdestoweniger erscheint es nothwendig, die sogenannte Frauenfrage auch speziell zu behandeln, einmal weil die Stellung der Frau im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung eine ganz andere war und ist als gewöhnlich angenommen wird, dann aber auch, weil die Frage nach der Stellung der Frau für jetzt und künftig eine Frage ist, die wenigstens in Europa die größere Hälfte der menschlichen Gesellschaft auf das direkteste berührt, denn in Europa bildet das weibliche Geschlecht die größere Hälfte der Bevölkerung überhaupt.

Nun giebt es in der Frauenfrage wie in der sozialen Frage verschiedene Parteien, die von ihrem jeweiligen sozialen und politischen Standpunkte die Frage ansehen und beurtheilen und demnach Mittel zu ihrer Lösung vorschlagen. Die Einen behaupten, genau wie von der sozialen Frage, welche vorzugsweise die Arbeitermassen in Bewegung setzt, daß es keine Frauenfrage gebe, denn die Stellung, welche die Frau jetzt und in Zukunft einzunehmen habe, sei durch ihren „Naturberuf", der sie zur Gattin und Mutter bestimme und auf den Kreis der Häuslichkeit beschränke, vorgezeichnet. Was jenseits ihrer vier Pfähle oder nicht im nächsten sichtbarsten Zusammenhang mit ihren häuslichen Pflichten vorgehe, das gehe sie nichts an.

Die Anhänger dieser Ansicht sind, wie man sieht, rasch mit der Antwort bei der Hand und glauben die Sache damit abgethan. Daß aber heute Millionen Frauen nicht in der Lage sind, den ihnen vindizirten „Naturberuf" als Hauswirthinnen, Kindergebärerinnen und Erzieherinnen zu erfüllen, aus Gründen, die später des ausführlichen entwickelt werden sollen, daß andere Millionen diesen Beruf zu einem guten Theil verfehlt haben, weil die Ehe für sie zum Joch, zur Sklaverei geworden ist, und sie in Elend und Noth ihr Leben dahinschleppen müssen, das kümmert diese Weisen eben so wenig, wie daß ungezählte Millionen in den verschiedensten Lebensberufen in unnatürlicher Weise und weit über das Maß ihrer Kräfte sich abrackern müssen, um das nackte Leben zu fristen. Sie verschließen vor diesen unliebsamen Thatsachen ebenso gewaltsam die Augen und Ohren, wie vor der Noth des Proletariers, sich und Andere tröstend, daß es „ewig" so gewesen sei und „ewig" so bleiben werde. Daß die Frau ein Recht habe, an den Kulturerrungenschaften Theil zu nehmen, diese für die Erleichterung und Verbesserung ihrer Lage auszunutzen und ihre geistigen und körperlichen Fähigkeiten so gut zu entwickeln und zu ihrem Besten zu verwenden als der Mann, davon wollen sie nichts wissen. Hören sie nun gar, daß die Frau auch ökonomisch unabhängig sein muß, um es körperlich und geistig sein zu können, damit sie nicht mehr von dem „Wohlwollen" und der „Gnade" des anderen Geschlechts abhänge, dann hat ihre Geduld ein Ende. Ihr Zorn entbrennt und ein Strom von heftigen Anklagen über die „Verrücktheit der Zeit" und „die wahnwitzigen emanzipatorischen Bestrebungen" folgt.

Dies sind die Philister männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich aus dem engen Kreis der Vorurtheile nicht heraus zu finden

vermögen. Es ist das Geschlecht der Käuzchen, das überall ist, wo Dämmerung herrscht, und erschreckt aufschreit, wenn ein Strahl von Licht in das ihm behagliche Dunkel fällt.

Andere können vor den laut redenden Thatsachen ihre Augen und Ohren allerdings nicht verschließen; sie geben zu, daß kaum in einem Zeitalter zuvor die Frauen im Allgemeinen im Vergleich zum Stande der gesammten Kulturentwicklung sich in so schlimmer Lage befunden haben, als gegenwärtig, und daß es deshalb nothwendig sei, zu untersuchen, wie man ihre Lage verbessern könne, insofern sie auf sich selbst für ihr Leben angewiesen bleiben. Für diejenigen, die in den Hafen der Ehe eingelaufen sind, erscheint ihnen die soziale Frage gelöst.

Dementsprechend verlangt dieser Theil, daß der Frau alle Arbeitsgebiete, für die ihre Kräfte und Fähigkeiten sich eignen, erschlossen werden, damit sie mit dem Manne in den Wettbewerb eintreten könne. Diejenigen, die etwas weiter gehen, fordern, dieser Wettbewerb solle sich nicht blos auf das Gebiet der gewöhnlichen niederen Beschäftigungs- und Berufsarten erstrecken, sondern auch auf die Gebiete der höheren Berufe, die Gebiete der Kunst und Wissenschaft. Sie beanspruchen die Zulassung der Frauen zum Studium auf allen höheren Bildungsanstalten, namentlich zu den Universitäten, die bisher in den meisten Ländern noch den Frauen verschlossen sind. Ihr Hauptaugenmerk ist gerichtet auf die verschiedenen Lehrfächer, den medizinischen Beruf und die Anstellungen im Staatsdienst (Post, Telegraphie, gewisse Fächer im Eisenbahndienst), für welche sie die Frauen besonders geeignet halten, und zwar mit Hinweis auf die praktischen Resultate, die besonders in den Vereinigten Staaten durch Frauenverwendung bereits erzielt wurden. Eine kleine Minorität auf dieser Seite stellt auch die Forderung politischer Rechte für die Frau auf. Die Frau sei so gut Mensch und Staatsangehörige als der Mann, die bisherige ausschließliche Handhabung der Gesetzgebung durch die Männer beweise, daß dieselben dieses Privilegium nur zu ihren Gunsten ausgebeutet und die Frau in jeder Beziehung bevormundet hätten.

Das Bemerkenswerthe an all diesen hier kurz gekennzeichneten Bestrebungen ist, daß sie nicht über den Rahmen der heutigen Gesellschaft hinausgreifen. Es wird nicht die Frage aufgeworfen: ob denn diese Ziele, wenn erreicht, genügen, um gründlich die Lage und Stellung der Frau zu verbessern. Man ist sich nicht bewußt, oder

täuscht sich darüber hinweg, daß, soweit die ungehinderte Zulassung der Frauen zu den gewerblichen und industriellen Berufsarten in Frage kommt, das Ziel schon thatsächlich erreicht ist und von seiten der herrschenden Klasse in ihrem eignen Interesse die kräftigste Förderung findet, daß aber unter den gegebenen sozialen Zuständen diese Zulassung der Frau zu allen industriellen und gewerblichen Thätigkeiten auch bedeutet, daß der Konkurrenzkampf der Arbeitskräfte noch wilder wüthet und die nothwendige Folge ist: Herabdrückung des Einkommens beider Geschlechter, handle es sich nun um Lohn oder Gehalt.

Diese Halbheit und Unklarheit in den Zielen erklärt sich daraus, daß die „Frauenfrage" bisher fast ausschließlich von Frauen der höheren Klassen in die Hand genommen wurde, die nur den engen Kreis der Frauen, in dem sie leben, im Auge haben und wesentlich nur für diese ihre Forderungen geltend machen. Nun ist es aber für die große in Frage kommende Frauenmasse ziemlich gleichgiltig, ob einige hundert oder einige tausend Frauen aus den bedrängten mittleren Ständen in das höhere Lehrfach, die ärztliche Praxis und die Beamtenlaufbahn eindringen und dort leidliche oder auskömmliche Stellungen finden. An der Gesammtlage der Frauen ändert dieses nichts. Die Beherrschung des Geschlechts durch die Männer, die materielle Abhängigkeit der ungeheuren Mehrheit der Frauen und die daraus folgende Geschlechtssklaverei in der heutigen Ehe oder durch die Prostitution wird dadurch nicht aufgehoben. Die Frage ist also nicht gelöst. An der Lage der Frauen im Allgemeinen wird durch solche Palliative nichts geändert, sie werden sich also auch in ihrer Mehrzahl für diese nicht begeistern. Andererseits finden Bestrebungen wie die zuletzt gekennzeichneten den lebhaftesten Widerstand jener einflußreichen Kreise in der Männerwelt, die in einem Eindringen der Frauen in die besser bezahlten und angesehneren Stellen nur eine höchst unliebsame Konkurrenz für sich und ihre Söhne erblicken. Diese stemmen sich mit allen Mitteln und, wie die Erfahrung bereits gelehrt hat, nicht immer mit anständigen und ehrenwerthen, dagegen. Diese Männerkreise haben nicht das Geringste einzuwenden, wenn die Frauen alle sogenannten niederen Berufe überschwemmen; sie finden dies sogar in der Ordnung und begünstigen es, weil es die Arbeitskräfte verbilligt. Aber die Frau darf nicht verlangen, in höhere soziale und amtliche Stellungen eindringen zu wollen, dann beginnt ihr Widerspruch und ihre Opposition.

Auch ist der Staat, weil von diesen Männerkreisen beeinflußt, nach den bereits gemachten Erfahrungen sehr wenig geneigt, die Frauen zum Staatsdienst zuzulassen, am Allerwenigsten zu den höheren Stellen, möchten auch ihre Fähigkeiten sie vollkommen dazu geeignet machen.

Der Staat und die höheren Klassen haben alle Schranken gegen die Konkurrenz der Arbeiterklasse niedergerissen, aber in Bezug auf die höheren Berufsarten sind sie bestrebt, die Schranken zu erhöhen. Es macht einen seltsamen Eindruck, zu sehen, mit welcher Entschiedenheit Gelehrte und Beamte, Aerzte und Juristen sich wehren, wenn „Unberufene" es wagen, an den gezogenen Schranken zu rütteln. Als die Unberufensten von Allen werden aber von diesen Kreisen die Frauen angesehen. Diese Kreise sehen sich gern als „von Gott Begnadete" an; sie meinen, das geistige Fassungsvermögen, das sie zu besitzen glauben, sei nur ganz ausnahmsweise vorhanden, das gewöhnliche Menschenkinder, und besonders die Frauen, sich nicht anzueignen vermöchten.

Bezweckte also diese Schrift nichts weiter, als die Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne auf dem Boden der heutigen Gesellschaft darzuthun, so würde ich diese Arbeit unterlassen. Es handelt sich aber darum, den Weg zu einer Lösung der Frage überhaupt zu finden. Die volle und ganze Lösung der Frauenfrage — worunter zu verstehen ist, daß die Frau dem Manne gegenüber nicht nur von Gesetzes wegen gleich steht, sondern auch ökonomisch frei und unabhängig von ihm und in geistiger Ausbildung ihm möglichst ebenbürtig sei — ist aber unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen ebenso unmöglich wie die Lösung der Arbeiterfrage, und so wird der Weg für die Lösung der Frauenfrage auch der Weg für die Lösung der Arbeiterfrage sein. Frauenfrage und Arbeiterfrage sind Fragen ersten Rangs und somit ist ihre Lösung eine Frage von größter Bedeutung für die gesammte Kulturentwicklung der Menschheit, ja ihre Lösung bedeutet die Lösung der jetzt vorhandenen Kulturfragen überhaupt.

Hier bin ich zu einer Erklärung genöthigt.

Meine Gesinnungsgenossen, die Sozialisten, werden mit diesen Sätzen einverstanden sein, ich kann dies aber nicht sagen von der Art und Weise, wie ich mir ihre Verwirklichung denke. Die Leser, und insbesondere die Gegner darunter, wollen also die

nachfolgenden Ausführungen als meine persönlichen Ansichten betrachten und ihre etwaigen Angriffe nur gegen meine Person allein richten, wobei ich nur den Wunsch ausspreche, im Angriff ehrlich zu sein, meine Worte nicht zu verdrehen und das Verleumden zu unterlassen. Die meisten Leser werden dieses für selbstverständlich halten, allein ich weiß auf Grund vieljähriger Erfahrungen, wie es mit der politischen Ehrlichkeit eines großen Theiles meiner Gegner bestellt ist. Ich bezweifle sogar stark, daß meine Aufforderung von einem größeren Theile derselben befolgt wird. Mögen sie thun, was zu thun ihre Natur sie zwingt. Ich werde in diesen Ausführungen alle Konsequenzen, auch die äußersten, ziehen, die nach Prüfung der Thatsachen die erlangten Resultate zu ziehen erfordern.

Die Frau in der Vergangenheit.

Die Frau und der Arbeiter haben seit alter Zeit gemein, Unterdrückte zu sein, und daß trotz aller Aenderung in den Formen ihrer Unterdrückung diese selbst stets blieb. Die Frau wie der Arbeiter sind im Laufe der Geschichte erst neuerdings zum klaren Bewußtsein ihrer Knechtschaftsstellung gekommen, aber die Frau weniger als der Arbeiter, weil sie in der Regel noch tiefer steht als dieser, und von ihm selbst als unterbürtig angesehen und behandelt wurde und wird. Eine eine lange Reihe von Generationen dauernde soziale Knechtschaft wird schließlich zur Gewohnheit. Ererbung und Erziehung lassen sie beiden Theilen als „naturgemäß" erscheinen. So nimmt auch heute noch die Frau ihre untergeordnete Stellung als etwas Selbstverständliches hin, und es kostet nicht wenig Mühe, ihr zu beweisen, daß diese eine unwürdige ist, daß sie dahin streben muß, ein dem Manne gleichberechtigtes, in jeder Beziehung ebenbürtiges Mitglied der Gesellschaft zu werden.

Sind nun Frau und Arbeiter in mehr als einer Beziehung in sozial ähnlicher Lage und sind beide Unterdrückte, so hat die Frau vor dem Arbeiter die Priorität voraus. Die Frau ist das erste menschliche Wesen, das in die Knechtschaft kam. Die Frau wurde Sklavin, ehe noch der Sklave existirte.

Alle soziale Unterdrückung wurzelt in der ökonomischen Abhängigkeit des Unterdrückten vom Unterdrücker. In dieser Lage befindet sich von früher Zeit an bis heute die Frau.

Soweit wir in die menschliche Gesellschaft zurückzublicken vermögen, erkennen wir als erste menschliche Gemeinschaft die Horde. Zwar führt Honegger in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte" an, daß noch heute in dem sehr wenig erforschten Innern Borneo's

wilde Menschen vereinzelt leben, und ebenso behauptet von Hügel, daß in den wilden Gebirgsgegenden Indiens Menschenpaare entdeckt wurden, die affenähnlich auf die Bäume flüchten, sobald man ihnen begegnet, doch ist keine nähere Kenntniß über diese Erscheinungen vorhanden, die, wenn sie sich bewahrheiteten, die bisherigen Vermuthungen und Hypothesen über die Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechts nur bestätigten. Daß, wo immer Menschen entstanden, sie zunächst von einzelnen Paaren ausgingen, darf als selbstverständlich angenommen werden, ebenso aber auch, daß, sobald einmal eine größere Anzahl, die von einem gemeinsamen Stammpaare ausgegangen waren, existirte, diese hordenweise zu einander hielten, um sowohl durch gemeinsame Anstrengungen ihre vorerst noch sehr primitiven Lebens- und Unterhaltsbedingungen zu gewinnen, wie andererseits sich gegen ihre gemeinsamen Feinde, wilde Thiere, zu schützen.

Dieser thierähnliche Zustand, über den wir keinerlei näher beglaubigte urkundliche Beweise haben können, hat aber nach allem, was wir über die verschiedenen Kulturstufen noch lebender oder in historischer Zeit bekannt gewordenen wilden Völkerschaften erfahren haben, unzweifelhaft bestanden. Denn der Mensch ist nicht, wie die biblische Mythe uns lehren will, auf das Geheiß eines Schöpfers fertig als höheres Kulturwesen ins Leben getreten, er hat vielmehr in einem unendlich langen und langsamen Entwicklungsprozeß die verschiedensten Stadien zu durchlaufen gehabt und hat in auf- und niederschwankenden Kulturperioden und in beständiger Differenzirung mit seines Gleichen in allen Erdtheilen und unter allen Zonen allmälig die gegenwärtige Kulturhöhe erklommen.

Und während auf dem einen Theil der Erdoberfläche große und zahlreiche Völker und Nationen den vorgeschrittensten Kulturstufen angehören, sehen wir zahlreiche Völkerschaften und Stämme in den verschiedensten Erdtheilen auf den verschiedensten Staffeln der Kulturentwicklung stehen, die uns so ein Bild unserer eigenen Vergangenheit geben und die Wege zeigen, die die Menschheit im langen Laufe ihrer Entwicklung gegangen ist. Gelingt es erst, gemeinsame, weil allgemein als richtig anerkannte Gesichtspunkte aufzustellen, nach welchen die Kulturforschung ihre Untersuchungen anzustellen hat, so wird sich eine ungeheure Fülle von Thatsachen ergeben, die ein ganz neues Licht auf die Beziehungen der Menschen in Vergangenheit und Gegenwart werfen, und es werden eine

Menge von Vorgängen erklärlich und natürlich erscheinen, die heute uns unverständlich sind und von oberflächlichen Beurtheilern als unvernünftig, nicht selten als „unsittlich" angegriffen werden. — Eine erhebliche Lüftung des Schleiers, der über die früheste Entwicklungsgeschichte unseres Geschlechts gebreitet war, ist durch die Forschungen, wie sie Morgan und Bachofen in ihren Werken darlegten, herbeigeführt worden,*) Thatsachen und Resultate, die dann Fr. Engels in systematischer Weise ordnete und historisch begründete.**)

Durch die Darstellungen, wie sie insbesondere in klarer und übersichtlicher Weise Fr. Engels in der erwähnten ausgezeichneten und grundlegenden Schrift giebt, wird eine Fülle von Licht und Klarheit über eine Menge bisher vollständig unverständlicher und zum Theil widersinnig erscheinender Vorgänge im Leben der Völker und Völkerschaften höherer und niederer Kulturentwicklung verbreitet und erhalten wir erst einen Einblick in den Aufbau, den die menschliche Gesellschaft im Laufe der Zeiten genommen hat. Darnach ergiebt sich, daß unsere bisherigen Auffassungen über Ehe, Familie, Gemeinde, Staat alle auf vollständig falschen Anschauungen beruhten und diese nicht viel besser als ein Phantasiegemälde sich darstellen, dem jede Grundlage für die Wirklichkeit fehlte.

Was aber hier von Ehe, Familie, Gemeinde, Staat gesagt und nachgewiesen ist, gilt noch insbesondere für die Rolle und die Stellung der Frau, der in den verschiedenen Entwicklungsperioden eine ebenso wichtige als verschiedenartige Stellung angewiesen war, eine Stellung, die ebenfalls sehr wesentlich von derjenigen abweicht, die man in unserer Zeit als „ewig so dagewesene" ihr vindizirt.

---

*) Ancient Society, or Researches in the Lines of Human Progress from Savagery through Barbarism to Civilization. By Lewis Morgan. London, Macmillan & Comp. 1877. Die Uebersetzung ist erschienen bei J. H. W. Dietz, Stuttgart, unter dem Titel: Die Urgesellschaft. Untersuchungen über den Fortschritt der Menschheit aus der Wildheit durch die Barbarei zur Civilisation. Complet in ca. 11 Heften. — Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynäkokratie der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur von J. J. Bachofen, Appellationsrath zu Basel. Stuttgart, Verlag von Krais und Hoffmann 1861.

**) Der Ursprung der Familie, des Privateigenthums und des Staats. Im Anschluß an Lewis H. Morgan's Forschungen von Friedrich Engels. Stuttgart 1889.

Morgan, dem sich Engels hierin anschließt, theilt die menschliche Vorgeschichte in drei Hauptepochen: Wildheit, Barbarei, Civilisation. Jede der beiden ersten Epochen theilt er wieder in eine Unter-, Mittel- und Oberstufe ein, da eine von der anderen sich durch bestimmte, auf die Gewinnung der Lebens- und Unterhaltsmittel gerichtete Neuerungen und Verbesserungen unterscheide. Morgan sieht also mit Recht in den Umwandlungen, welche in gewissen Epochen die ganze Lebensgestaltung der Völker durch Fortschritte im Produktionsprozeß, also in der Gewinnung des Lebensunterhalts, erhält, das Hauptmerkmal der Kulturentwicklung. In Kürze zusammengefaßt bildet die Periode der Wildheit in der Unterstufe die Kindheit des Menschengeschlechts, in der es zum Theil auf Bäumen lebend hauptsächlich von Früchten und Wurzeln sich nährt, in der aber auch die artikulirte Sprache beginnt. Die Mittelstufe beginnt mit der Verwerthung von kleineren Thieren (Fischen, Krebsen 2c.) zur Nahrung und mit dem Gebrauch des Feuers. Es entsteht die Waffenfabrikation, zunächst Keule und Speer, und damit beginnt die Jagd und wohl auch der Krieg mit benachbarten Horden und Stämmen. Auch erscheint auf dieser Stufe die Menschenfresserei, die heute noch bei einzelnen Stämmen und Völkern Inner-Afrikas, Australiens und Polynesiens im Schwange ist. Die Oberstufe der Wildheit charakterisirt die Vervollkommnung der Waffen zu Bogen und Pfeil; es entsteht die Finger-Weberei, das Flechten von Körben aus Bast oder Schilf, die Herstellung geschliffener Steinwerkzeuge, und damit beginnt die Bearbeitung des Holzes zur Herstellung für Boot und Hütten. Die Lebensgestaltung ist also bereits eine vielseitigere geworden und gestatten die eingeführten Werkzeuge und Hilfsmittel zur Gewinnung reichlicherer Nahrung den Unterhalt größerer Menschengesellschaften.

Die Unterstufe der Barbarei läßt Morgan mit der Einführung der Töpferei ihren Anfang nehmen. Es tritt ferner die Zähmung und Züchtung von Thieren und damit die Fleisch- und Milchproduktion, die Gewinnung von Häuten, Hörnern, Haaren für die verschiedensten Gebrauchszwecke auf. Hand in Hand damit beginnt die Kultur von Pflanzen, im Westen die des Mais, im Osten die fast aller bekannten Getreidearten mit Ausnahme jener des Mais. Die Mittelstufe der Barbarei bringt im Osten die immer ausgedehntere Zähmung von Hausthieren, im Westen die Kultur von Nährpflanzen mittelst künstlicher Bewässerung. Auch beginnt

hier der Gebrauch von an der Sonne getrockneter Ziegel und des Steins zu Gebäuden. Die Thierzähmung und Züchtung fördert die Heerdenbildung und führt zum Hirtenleben, in Verbindung damit entsteht die weitere Ausbildung des Getreidebaus. Damit beginnt größere Seßhaftigkeit und es verschwindet allmälig die Menschenfresserei.

Die Oberstufe der Barbarei endlich beginnt mit dem Schmelzen des Eisenerzes und der Erfindung der Buchstabenschrift. Es wird die eiserne Pflugschaar erfunden, die ausgedehnten Ackerbau ermöglicht, es werden die eiserne Axt und der eiserne Spaten in Gebrauch genommen, die die Ausrodung des Waldes erleichtern. Mit der Bearbeitung des Eisens beginnen ferner eine Menge von Thätigkeiten, die dem Leben eine ganz andere Gestaltung geben. Die Eisenwerkzeuge erleichtern den Haus-, Schiff- und Wagenbau; mit der Metallbearbeitung entsteht das Kunsthandwerk, die vervollkommnete Waffentechnik, der Bau ummauerter Städte. Die Architektur als Kunst kommt auf, Mythologie und Dichtkunst finden durch die Erfindung der Buchstabenschrift ihre Erhaltung und Verbreitung.

Es sind der Orient und die Länder um das mittelländische Meer, hauptsächlich Aegypten, Griechenland und Italien, in welchen die zuletzt geschilderte Gestaltung des Lebens sich besonders entfaltet und den Grund zu sozialen Umgestaltungen legt, die im Laufe der Zeiten bestimmend auf die Kulturentwicklung Europas und der ganzen Erde einwirkten.

Aber diese soziale Entwicklung des Menschengeschlechts in den Perioden der Wildheit und der Barbarei hatte auch ihre eigenartigen geschlechtlichen und gesellschaftlichen Beziehungen, die sich von denen der späteren Zeit sehr bedeutend unterscheiden.

Bachofen und Morgan haben in sehr gründlichen Untersuchungen diesen Beziehungen nachgespürt, Bachofen, indem er alle Schriften der Alten und Neueren aufs Eingehendste studirte, um hinter das Wesen von Erscheinungen zu kommen, die uns vollkommen fremdartig in Mythologie, Sage und historischer Darstellung erscheinen und doch so manche Anklänge an Erscheinungen und Vorkommnisse späterer Zeiten und zum Theil bis in unsere Tage enthalten; Morgan, indem er Jahrzehnte lang unter den noch im Staate New-York ansässigen Irokesen zubrachte und dabei Wahrnehmungen machte, durch die er ganz neue und ungeahnte Ein-

blicke in die Lebens-, Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen der genannten Indianerstämme gewann, auf Grund welcher auch anderwärts gemachte Beobachtungen erst ihre richtige Beleuchtung und Klarstellung erhalten.

Beide, Bachofen und Morgan, entdeckten jeder auf seine Weise, daß den Beziehungen der Geschlechter der alten ausgestorbenen, wie solcher in der Kulturentwicklung noch rückständiger vorhandener Völkerschaften ein Familien- und Verwandtschaftssystem zu Grunde liegt, das von dem unsern, das man uns als von jeher geltendes und darum natürliches so gerne hinstellt und betrachtet, total verschieden ist, aber unzweifelhaft auch einst die Grundlage für die Kulturentwicklung unserer Vorfahren bildete.

Zur Zeit, als Morgan unter den Irokesen lebte, bestand dort eine beiderseits leicht lösliche Einzelehe, die er als „Paarungsfamilie" bezeichnet. Er fand aber auch, daß die Bezeichnungen für den Verwandtschaftsgrad, wie Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester, obgleich für deren Anwendung nach unserer Meinung kein Zweifel bestehen kann, ganz andere waren. Der Irokese nennt nicht nur seine eigenen Kinder seine Söhne und Töchter, sondern auch die aller seiner Brüder, und deren Kinder nennen ihn Vater. Umgekehrt nennt die Irokesin nicht blos ihre Kinder ihre Söhne und Töchter, sondern auch die aller ihrer Schwestern, und deren Kinder nennen sie Mutter. Dagegen nennt sie die Kinder ihrer Brüder Neffen und Nichten, und diese nennen sie Tante. Die Kinder von Brüdern nennen sich Brüder und Schwestern und ebenso die Kinder von Schwestern. Dagegen nennen sich die Kinder einer Frau und ihres Bruders gegenseitig Vettern und Cousinen. Es tritt also das Seltsame ein, daß die Verwandtschaftsbezeichnung sich nicht in unserem Sinn nach dem Grade der Verwandtschaft richtet, sondern nach dem Geschlecht des Verwandten.

Dieses System der Verwandtschaft steht aber in voller Geltung nicht nur bei allen amerikanischen Indianern, sowie bei den Ureinwohnern Indiens, den dravidischen Stämmen in Dekan und den Gaurastämmen in Hindostan, sondern es haben nach den Untersuchungen Bachofens ähnliche Verwandtschaftsverhältnisse in der Urzeit überall bestanden, wie sie heute unzweifelhaft noch bei vielen Völkerschaften Hoch- und Hinterasiens, Afrikas und Australiens bestehen. Werden erst einmal an der Hand der Untersuchungen von Morgan und Bachofen überall die Untersuchungen über die Ge-

schlechts- und Familienbeziehungen der noch lebenden wilden und barbarischen Völkerschaften in Angriff genommen, so wird sich zeigen, daß, was Morgan bei den Irokesen, Bachofen, wenn auch nicht mit vollständig klarer Erkenntniß, bei zahlreichen Völkerschaften der alten Zeit fand, eine soziale Formation ist, die gleich oder ähnlich die Grundlage aller menschlichen Entwicklung auf der ganzen Erde bildete.

Es treten aber bei den Untersuchungen Morgans noch andere interessante Thatsachen hervor. Steht die Paarungsfamilie der Irokesen mit den von ihnen gebrauchten Verwandtschaftsbezeichnungen in unlöslichem Widerspruch, so stellte sich dagegen heraus, daß noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf den Sandwichsinseln (Hawaii) eine Familienbildung vorhanden war, die thatsächlich dem Verwandtschaftssystem, das bei den Irokesen nur dem Namen nach noch bestand, entsprach. Aber das Verwandtschaftssystem, das in Hawaii in Geltung war, entsprach wiederum nicht der dort thatsächlich bestehenden Familienform, sondern verwies auf eine ältere, noch ursprünglichere, aber nicht mehr vorhandene Familienform hin. Dort galten alle Geschwisterkinder ohne Ausnahme als Brüder und Schwestern, sie galten also nicht für die gemeinsamen Kinder nur ihrer Mütter und deren Schwestern, oder ihres Vaters und dessen Brüder, sondern aller Geschwister ihrer Eltern ohne Unterschied.

Das hawaiische Verwandtschaftssystem entsprach also einer Entwicklungsstufe, die noch tiefer stand als die thatsächlich bestehende Familienform. Es stellte sich also das eigenthümliche heraus, daß in Hawaii wie bei den Indianern Nordamerikas zwei verschiedene Verwandtschaftssysteme in Uebung sind bez. waren, die dem thatsächlichen Zustand nicht mehr entsprachen, sondern durch eine höhere Form überholt sind. Morgan erklärt dies, indem er sagt: „Die Familie ist das aktive Element; sie ist nie stationär, sondern schreitet vor von einer niedrigeren zu einer höheren Form, im Maß, wie die Gesellschaft von niederer zu höherer Stufe sich entwickelt. Die Verwandtschaftssysteme dagegen sind passiv; nur in langen Zwischenräumen registriren sie die Fortschritte, die die Familie im Lauf der Zeit gemacht hat und erfahren nur dann radikale Aenderung, wenn die Familie sich radikal verändert hat."

Die beliebte Auffassung, die als die allgemein giltige heute

angesehen und von den Vertretern des Bestehenden hartnäckig als wahr und unumstößlich verfochten wird, die jetzt bestehende Familienform habe von uralter Zeit in gleicher Weise wie heute bestanden und müsse, solle nicht die gesammte Kultur gefährdet werden, in alle Ewigkeit fortbestehen, stellt sich nach diesen Entdeckungen Morgans als falsch und unhaltbar heraus, wie das noch weiter bewiesen werden wird. Die Form der jeweiligen Familienbildung ist von dem jeweiligen Sozialzustand in einer bestimmten Epoche nicht zu trennen, sie entspricht dem Bedürfnisse und dem Kulturgrad der einzelnen Perioden, und sie verändert sich in demselben Maße, wie die Grundlagen der sozialen Beziehungen der Menschen und ihre Lebensbedingungen andere werden.

Das Studium der Urgeschichte läßt also heute keinen Zweifel mehr, daß auf den untersten Entwicklungsstufen das Verhältniß der beiden Geschlechter von dem der späteren Zeit ein total verschiedenes war und Zustände sich herausbilden mußten, die, mit den Augen unserer Zeit betrachtet, als eine Ungeheuerlichkeit und als der Pfuhl der Sittenlosigkeit erscheinen. Aber wie jede soziale Entwicklungsstufe der Menschheit ihre eigenen Produktionsbedingungen hat, so hat auch jede ihren Moralcodex, der nur das Spiegelbild ihres Sozialzustandes ist. Sittlich ist, was Sitte ist, und Sitte ist wieder nur, was dem innersten Wesen, d. h. den Bedürfnissen einer bestimmten Periode entspricht.

Morgan, Bachofen und alle, die sich tiefer mit dem Studium der Urgeschichte beschäftigt haben, gelangen zu dem Schluß, daß auf der Unterstufe der Wildheit ein Geschlechtsverkehr innerhalb jedes Stammes herrschte, bei dem jede Frau jedem Manne und jeder Mann jeder Frau gleichmäßig gehörte, wo also kein Unterschied des Alters und der Abstammung innerhalb des Stammes bestand und allgemeine Vermischung (Promiscuität) vorhanden war. Es leben also alle Männer in Vielweiberei und alle Weiber in Vielmännerei. Die Kinder sind allen gemeinsam. Es besteht allgemeine Frauen- und allgemeine Männergemeinschaft, aber auch Gemeinschaft der Kinder. Strabo berichtet (66 vor unserer Zeitrechnung), daß bei den Arabern die Brüder den Beischlaf bei der Schwester und der eigenen Mutter übten. Beiläufig bemerkt ist anders als auf dem Wege des Inzestes die Vermehrung der Menschen nirgend möglich, wo, wie z. B. in der Bibel, die Abstammung von einem Menschenpaare angenommen wird. Die Bibel sucht sich zwar über diesen

heiklen Punkt hinweg zu drücken, sie kann dies aber nur durch Annahmen, die sie mit ihrer eigenen Darstellung von der Erschaffung eines ersten Menschenpaares in Widerspruch setzen. Morgan nimmt nun an, daß aus diesem Zustande der allgemeinen Geschlechtervermischung schon frühzeitig sich eine höhere Form des Geschlechtsverkehrs entwickelte, die er als die Blutverwandtschaftsfamilie bezeichnet. Hier sind die im Geschlechtsverkehr stehenden Gruppen nach Generationen gesondert, dergestalt, daß alle Großväter und Großmütter innerhalb der Grenzen der Familie Mann und Frau, ebenso deren Kinder und wiederum die Kindeskinder einen Kreis gemeinsamer Gatten bilden. Hier ist also im Gegensatz zu der ersten Familienform, in der allgemeine Geschlechtsvermischung ohne Unterschied der Alter besteht, die eine Generation vom Geschlechtsverkehr mit der anderen ausgeschlossen. Dagegen besteht derselbe unter Brüdern und Schwestern, Vettern und Cousinen ersten, zweiten und entfernten Grades. Diese alle sind miteinander Schwester und Bruder, aber alle sind zu einander auch Mann und Frau. Dieser Familienform entspricht also das Verwandtschaftsverhältniß, wie es in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts auf Hawaii noch dem Namen nach, aber nicht mehr in der That bestand. Dagegen können nach dem amerikanisch-indischen Verwandtschaftssystem Bruder und Schwester nie Vater und Mutter desselben Kindes sein, wohl aber nach dem hawaiischen Familiensystem. Blutverwandtschaftsfamilie mag der Zustand gewesen sein, der zur Zeit Herodots bei den Massageten bestand, und worüber er also berichtet: „Jeder ehelicht eine Frau, aber Allen ist erlaubt, sie zu gebrauchen.“ Im ersten Satze irrt Herodot, denn was er weiter sagt, schließt den Begriff der Einzelehe aus. Er fährt fort: „So oft einem Mann nach einem Weibe gelüstet, hängt er seinen Köcher vorn an den Wagen auf und wohnt ihm unbesorgt bei ... Dabei steckt er seinen Stab in die Erde, ein Abbild seiner eigenen That.... Der Beischlaf wird offen ausgeübt.“*) Aehnliches wird von äthiopischen und indischen Völkern seitens der alten Schriftsteller berichtet. In Aegypten, in dem Jahrtausende lang ähnliche Sitten herrschten, war der Hund als das Sinnbild dieser Form des Geschlechtsverkehrs Gegenstand der religiösen Verehrung. Der öffentliche Beischlaf wird auch in der Bibel erwähnt, 2. Samuelis

*) Bachofen: Das Mutterrecht.

Vers 20 und folgende, woselbst Ahitophel dem wider David aufgestandenen Absalon räth, des Königs Kebsweiber öffentlich vor allem Volke zu beschlafen, um damit die Uebernahme der Herrschaft und der Mannesrechte auszudrücken, ein Rath, den Absalon auf dem Dache seines Hauses befolgt.

Der Blutverwandtschaftsfamilie folgt nach Morgan eine dritte höhere Form, die er Punaluafamilie nennt. Jetzt sind nicht blos Eltern und Kinder vom gegenseitigen Geschlechtsverkehr ausgeschlossen wie in der Blutverwandtschaftsfamilie, sondern auch Bruder und Schwester. Dieselbe beginnt also mit der Ausschließung der leiblichen Geschwister und zwar von mütterlicher Seite. Wo eine Frau viele Männer hat, ist der Nachweis der Vaterschaft unmöglich. Die Vaterschaft ist nur Fiktion. Die Vaterschaft beruht, wie ja auch Goethe in seinen Wanderjahren Friedrich sagen läßt, „nur auf gutem Glauben". Ist sie in der Einehe häufig zweifelhaft, so ist sie in der Vielehe unmöglich nachweisbar, dagegen ist die Abstammung von der Mutter zweifellos und unbestreitbar. Die Abstammung mütterlicherseits wurde also von Anfang an maßgebend und allein entscheidend für die Abstammung überhaupt. Wie alle tiefeinschneidenden Umgestaltungen in den sozialen Beziehungen sich langsam vollziehen, so hat auch unzweifelhaft die Umwandlung der Blutverwandtschaftsfamilie in die Punaluafamilie längere Zeiträume in Anspruch genommen und ist von manchen Rückschlägen durchbrochen worden, die noch in sehr später Zeit bemerkbar sind. Die nächste äußere Veranlassung für die Entwicklung der Punaluafamilie — Punalua: lieber Genosse, Genossin — mochte die Nothwendigkeit sein, die stark angeschwollene Familienkopfzahl zu spalten, damit man neuen Boden für Viehweiden oder Ackerland in Anspruch nehmen konnte. Wahrscheinlich ist aber auch, daß auf höherer Kulturstufe allmälig Begriffe über die Schädlichkeit und Ungebühr des Geschlechtsverkehrs zwischen Geschwistern dämmerten; dazu kam, daß die gestiegene Volkszahl eine Beschränkung aufzugeben ermöglichte, die bis dahin bei schwächerer Zahl sich von selbst verbot. Möglich, daß auch die Züchtung der Heerden den Stammesgenossen die Schädlichkeit der Inzucht vor Augen führte. Daß man in der Thierzucht schon sehr frühzeitig wichtige Erfahrungen hatte, zeigt die Art wie Jakob den Laban, seinen Schwiegervater, übers Ohr zu hauen verstand, indem er für die Geburt fleckigter Lämmer und Ziegen, die ihm zufielen, zu sorgen wußte (1. Buch Mosis, Kapitel 39, V. 33 und folgende).

In der Punaluafamilie gestaltete sich die Geschlechtsverbindung also, daß eine oder mehrere Reihen Schwestern einer Familie, mit einer oder mehrere Reihen Brüder einer andern Familie sich ehelichten. Die leiblichen Schwestern oder Cousinen ersten, zweiten und weiteren Grades waren also die gemeinsamen Frauen ihrer gemeinsamen Männer, die nicht ihre Brüder sein durften. Die leiblichen Brüder oder Vettern verschiedenen Grades waren die gemeinsamen Männer ihrer gemeinsamen Frauen, die nicht ihre Schwestern sein durften. Indem so die Innzucht aufhörte, trug die neue Familienform unzweifelhaft zur rascheren und kräftigeren Entwicklung der Stämme bei und verschaffte denjenigen Stämmen, die dieser Form der Familienverbindung sich zugewandt hatten, einen Vortheil über diejenigen, die noch die alte Form der Beziehungen beibehalten hatten. Hervorzuheben ist hier, daß in der Urzeit die physischen und die geistigen Unterschiede zwischen Mann und Weib weit geringere waren als in unserer modernen Gesellschaft. Bei fast allen wilden oder in der Barbarei lebenden Völkern sind die Unterschiede in dem Gewicht und der Größe des Gehirns weit geringer als bei den Völkern in der Zivilisation. Auch stehen bei den Völkern der ersteren Art die Frauen an Körperkräften und Gewandtheit den Männern wenig nach. Dafür spricht nicht nur das Zeugniß alter Schriftsteller über die Völker, die dem Mutterrechte anhingen, dafür legen auch noch heute Zeugniß ab die Zustände bei den Aschantis in Westafrika und das Amazonenheer des Königs von Dahomeh. Siehe auch die Urtheile des Tacitus über die Frauen der Germanen.

Das aus der zuletzt geschilderten Familienverbindung, der Punaluafamilie, sich ergebende Verwandtschaftsverhältniß war nun folgendes: Die Kinder der Schwestern meiner Mutter sind ihre Kinder und die Kinder der Brüder meines Vaters sind seine Kinder und alle zusammen sind meine Geschwister. Dagegen sind die Kinder der Brüder meiner Mutter ihre Neffen und Nichten und die Kinder der Schwestern meines Vaters seine Neffen und Nichten, und sie alle zusammen sind meine Vettern und Cousinen. Weiter: Die Männer der Schwestern meiner Mutter sind noch ihre Männer und die Frauen der Brüder meines Vaters sind noch seine Frauen, aber die Schwestern meines Vaters und die Brüder meiner Mutter sind von der Familiengemeinschaft ausgeschlossen und sind die Kinder derselben meine Vettern und Cousinen.*)

*) Fr. Engels: Der Ursprung der Familie ꝛc.

Mit steigender Kultur entwickelt sich die Aechtung des Geschlechtsverkehrs zwischen allen Geschwistern und dehnt sich allmälig auf die entferntesten Kollateralverwandten mütterlicherseits aus. Es entsteht eine neue Blutverwandtschaftsgruppe, die Gens, die sich in ihrer ersten Form aus einer Reihe von leiblichen und entfernteren Schwestern, zusamnt ihren Kindern und ihren leiblichen oder entfernteren Brüdern von mütterlicher Seite bildet. Die Gens hat eine Stammmutter, von welcher die weiblichen Nachkommen generationsweise abstammen. Die Männer dieser Schwestern können aber nicht mehr die Brüder ihrer Frauen sein, sie gehören darnach auch nicht in die gleiche Verwandtschaftsgruppe oder Gens wie ihre Frauen, sondern sie gehören derjenigen ihrer Schwestern an. Dagegen gehören die Kinder dieser Männer in die Familiengruppe ihrer Mütter, weil nach der Mutter sich die Abstammung richtet. Die Mutter ist das Haupt der Familie und so entsteht das „Mutterrecht", das für die Familien- und Erbschaftsbeziehungen die Grundlage bildet.

„Der Lycier zählt, wenn nach seinem Geschlecht gefragt," theilt Herodot mit, „seiner Mutter Mütter her. Die Töchter erben." Man spricht in jener Zeit von dem matrimonium statt vom patrimonium, von mater familias statt pater familias und das Heimatland heißt liebes Mutterland. Wie die vorhergehenden Familienformen, so beruhte auch die Gens auf der Gemeinsamkeit des Eigenthums und besaß kommunistische Wirthschaftsweise. Die Frau ist die eigentliche Leiterin und Führerin dieser Familiengenossenschaft, sie genießt daher auch ein hohes Ansehen sowohl im Hause wie in den Angelegenheiten des Stammes. Sie ist Streitschlichterin und Richterin, sie verrichtet die Kulterfordernisse und ist Priesterin. Das häufige Auftreten von Königinnen und Fürstinnen im Alterthum, ihr entscheidender Einfluß auch da, wo ihre Söhne regieren, z. B. in der alten Geschichte Aegyptens, ist die Folge des Mutterrechts. Die Mythologie selbst nimmt in jener Periode vorwiegend weiblichen Charakter an: Demeter, Ceres, Ladona, Isis u. s. w. Die Frau gilt als unverletzlich, Muttermord ist das schwerste aller Verbrechen, es ruft alle Männer zur Vergeltung auf. Die Blutrache ist der Ausfluß der geschädigten Stammes- und Familienehre und Interessen. Die Vertheidigung der Frauen und des Mutterbodens stachelte die Männer zur größten Tapferkeit an. So offenbarten sich die Wirkungen des Mutterrechts, der Gynäkokratie, in allen Lebensbeziehungen der alten Völker, bei den Babyloniern, Assyrern,

Aegyptern, den Griechen vor der Heroenzeit, bei den italischen Völkerschaften zur Zeit der Gründung Roms, den Scythen, den Galliern, den Iberern und Kantabrern, den Germanen des Tacitus ꝛc. Die Frau nimmt zu jener Zeit in der Familie und im öffentlichen Leben eine Stellung ein wie sie seitdem nie mehr eine ähnliche eingenommen hat.

Unter der Gynäkokratie herrschte im Allgemeinen ein Zustand verhältnißmäßigen Friedens. Die Verhältnisse waren enge und kleine, die Lebensweise primitiv. Die einzelnen Stämme sonderten sich nach Möglichkeit von einander ab und respektirten ihre Grenzen. Wurde aber ein Stamm von einem andern angegriffen, so waren die Männer zur Abwehr verpflichtet und sie wurden hierin von den Frauen auf das Kräftigste unterstützt. Nach Herodot nahmen bei den Scythen die Frauen am Kampfe Theil; nach ihm sollte die Jungfrau erst haben heirathen dürfen, nachdem sie einen Feind erschlagen hatte. Welche Rolle bei den Germanen die Frauen im Kampfe spielten, ist aus den Schilderungen des Cäsar und Tacitus bekannt. Aber auch in der Gens führten sie unter Umständen ein strenges Regiment und wehe dem Manne, der zu träge oder zu ungeschickt war, um sein Theil zum allgemeinen Unterhalt beizutragen. Ihm wurde die Thüre gewiesen und entweder kehrte er zu seiner Gens zurück, in welcher man ihn dann schwerlich freundlich aufnahm, oder er trat in eine andere Gens, in der man duldsamer gegen ihn war.

Daß dieser Charakter des Familienlebens im Innern Afrikas noch heute existirt, erfuhr Livingstone zu seiner eigenen Ueberraschung, wie er in seinen „Missionary travels and researches in southern Afrika, London 1857“ erzählt. Am Sambesi traf er auf die Balonda, einen ackerbautreibenden schönen und kräftigen Negerstamm, und fand hier die ihm Anfangs unglaublich geschienenen Mittheilungen der Portugiesen bestätigt, wonach dort die Frauen eine ganz besonders bevorzugte Stellung genießen. Sie sitzen im Rath; ein junger Mann, der heirathet, muß von seinem Dorf in das der Frau wandern; er verpflichtet sich dabei, die Mutter seiner Frau lebenslang mit Brennholz zu versorgen, falls es aber zur Trennung kommt, bleiben die Kinder das Eigenthum der Mutter. Dagegen muß die Frau für die Nahrung des Mannes sorgen. Obgleich es nun zeitweilig zu Häkeleien zwischen Männern und Frauen kommt, fand Livingstone, daß die Männer sich nicht dagegen empörten, dagegen

sah er, daß Männer, die ihre Frauen beleidigt hatten, dafür in empfindlicher Weise, nämlich — am Magen gestraft wurden. Der Mann kommt nach Hause, erzählt er, um zu essen, aber eine Frau schickt ihn zu der andern und er erhält nichts. Müde und hungrig klettert er im volkreichsten Theil des Dorfs auf einen Baum und verkündet mit kläglicher Stimme: Hört! hört! ich dachte ich hätte Weiber geheirathet, aber sie sind mir Hexen! Ich bin ein Junggeselle, ich habe nicht ein einziges Weib! Ist das recht gegen einen Herrn wie ich! Giebt eine Frau ihrem Zorn über einen Mann thätlichen Ausdruck, so wird sie verurtheilt, ihren Mann von dem Hof des Häuptlings bis zu ihrem Hause auf dem Rücken zu tragen. Während sie ihn heimträgt, beschimpfen und verspotten sie die anderen Männer, wohingegen auf der andern Seite die Frauen sie nach Kräften ermuntern, indem sie ihr zurufen: behandle ihn wie er es verdient, mache es ihm noch einmal so. — Mit zunehmender Volkszahl entstehen eine Reihe von Schwestergentes, die ihrerseits wieder Tochtergentes das Leben geben. Diesen gegenüber erscheint die Muttergens als Phratrie. Eine Anzahl Phratrien bilden dann den Stamm. Diese soziale Organisation ist so fest, daß sie die Grundlage für die militärische Organisation in den alten Staaten noch bildete, als die alte Gentilverfassung bereits auseinandergefallen war. Der Stamm spaltet sich in mehrere Stämme, die alle die gleiche Verfassung haben und in deren jedem die alten Gentes wieder zu finden sind. Indem aber die Gentilverfassung die Verheirathung mit Geschwistern und Verwandten mütterlicherseits bis in das fernste Glied verbietet, untergräbt sie ihren eigenen Boden. Bei den immer verwickelter werdenden Beziehungen der einzelnen Gentes zu einander wird das Eheverbot zwischen den verschiedenen von mütterlicher Seite abstammenden Gentes auf die Dauer undurchführbar und bricht in sich selbst zusammen. Andere Verhältnisse untergraben in noch höherem Maße die bestehende Verfassung und sprengen schließlich dieselbe. So lange die Produktion von Lebensmitteln noch auf den untersten Stufen stand und nur sehr einfache Ansprüche befriedigte, war die Thätigkeit von Mann und Frau wesentlich dieselbe. Mit der zunehmenden Arbeitstheilung trat aber nicht blos Trennung der Verrichtungen, sondern auch Trennung des Erwerbes ein. Fischfang, Jagd, Viehzucht erforderten besondere Kenntnisse und die Herstellung von Werkzeugen und Geräthschaften, die vorzugsweise Eigenthum der Männer wurden. Der Ackerbau er-

weiterte sehr wesentlich den Kreis der Thätigkeiten und schuf einen Lebensmittelreichthum, der den höchsten Anforderungen jener Zeit genügte. Der Mann, dessen Thätigkeit bei dieser Entwicklung im Vordergrund stand, wurde der eigentliche Herr und Eigenthümer dieser Reichthumsquellen, die wieder die Grundlage des Handels bildeten, der neue Beziehungen und soziale Veränderungen schuf.

Mit der zunehmenden Volkszahl und der Nothwendigkeit umfassenderen Besitzes an Weideplätzen und Ackerland entstanden die Reibereien und Kämpfe um den Besitz des besten Grund und Bodens und das Bedürfniß nach Arbeitskräften, die diesen Grund und Boden bebauten. Je zahlreicher diese Kräfte waren, um so größer der Reichthum an Produkten und Heerden. Diese Kämpfe führten zur Versklavung der Besiegten und zum Frauenraub. Die Männer wurden zu Sklaven gemacht, die Frauen Arbeiterin und Genußobjekt der Sieger. Damit wurden gleichzeitig zwei Elemente in die alte Gentilverfassung eingeführt, die sich mit derselben nicht mehr vertrugen.

Weiter entsteht bei größerer Differenzirung der Thätigkeiten aus dem steigenden Bedarf an Werkzeugen, Geräthen, Waffen ꝛc. das Handwerk, das seine selbständige Entwicklung nimmt und von dem Ackerbau sich loslöst. Es entsteht eine vorzugsweise handwerktreibende Städtebevölkerung, neben der ackerbautreibenden, mit ganz andern Interessen. Die einheitliche Grundlage der alten Gentilverfassung wurde damit weiter zerstört.

Ein anderes Moment kam hinzu. Nach dem Mutterrecht, d. h. so lange die Abstammung nur in weiblicher Linie gerechnet wurde, war der Gebrauch, daß die Gentilverwandten von ihren verstorbenen Gentilgenossen erbten. Das Vermögen blieb in der Gens. Die Kinder des verstorbenen Vaters gehörten nicht seiner Gens, sondern jener der Mutter an, sie konnten also auch vom Vater nicht erben, vielmehr fiel dessen Vermögen nach seinem Tode an seine Gens zurück. In dem neuen Zustand, in dem der Vater Besitzer von Heerden und Sklaven, von Waffen und Vorräthen, Handwerker oder Handeltreibender war, fiel sein Besitz nach seinem Tode nicht an seine Kinder, sondern an seine Brüder und Schwestern und die Kinder seiner Schwestern oder an die Nachkommen seiner Schwestern. Die eigenen Kinder gingen leer aus. Der Drang, diesen Zustand zu ändern, war also ein sehr mächtiger und er wurde geändert. Zunächst entstand ein Zustand, der noch nicht die Einehe

war, aber sich ihr näherte, d. h. es entstand die Paarungsfamilie. Ein bestimmter Mann lebte mit einer bestimmten Frau und umgekehrt und die aus diesem Verhältniß hervorgehenden Kinder waren ihre eigenen Kinder. Diese Paarungsfamilien vermehrten sich wie einerseits die aus der Gentilverfassung hervorgehenden Eheverbote die Heirath erschwerten, andererseits die oben angeführten ökonomischen Gründe diese Gestaltung des Familienlebens wünschenswerth erscheinen ließen. Die alte Gentilverfassung wurde untergraben und schließlich unmöglich. Der Sturz des Mutterrechts erfolgte, der zugleich den Sturz der Vorherrschaft der Frau bedeutete. An Stelle des Mutterrechts erschien das Vaterrecht; an Stelle der Paarungsfamilie trat dann die monogamische Ehe, die den Zweck hatte, legitime Erben für das mittlerweile aufgekommene Privateigenthum zu schaffen. Daneben eroberte sich der Mann das Recht, neben der legitimen Frau so viel Kebsweiber sich zuzulegen, als seine Verhältnisse ihm zu halten erlaubten und die Kinder dieser Kebsweiber wurden wie legitime Kinder behandelt, sobald die legitime oder Hauptfrau sich als unfruchtbar erwies. Zwei in dieser Beziehung sehr wichtige Stellen finden wir in der Bibel. Da heißt es im 1. Buch Mose Kapitel 16 Vers 1 und 2: „Sarah, Abrahams Weib, gebar ihm nichts. Sie hatte aber eine ägyptische Magd, die hieß Hagar. Und sie sprach zu Abraham: Siehe, der Herr hat mich verschlossen, daß ich nicht gebären kann. Lieber, lege dich zu meiner Magd, ob ich doch vielleicht aus ihr mich bauen möge. Abraham gehorchte der Stimme Sarai." Die zweiten bemerkenswerthen Ausführungen finden sich 1. Buch Mose Kapitel 30 Vers 1 und folg. Dort heißt es: „Da Rahel sah, daß sie dem Jakob nichts gebar, neidete sie ihre Schwester und sprach zu Jakob: Schaffe mir Kinder, wo nicht, sterbe ich. Jakob aber ward sehr zornig auf Rahel und sprach: Bin ich doch nicht Gott, der dir deines Leibes Frucht nicht geben will. Sie aber sprach: Siehe, da ist meine Magd Bilha, lege dich zu ihr, daß sie auf meinem Schooß gebäre und ich doch durch sie erbauet werde. Und sie gab ihm also Bilha, ihre Magd, zum Weibe und Jakob legte sich zu ihr." Siehe auch weiter die Ausführungen der Bibel über die Vielweiberei der jüdischen Könige David und Salomon u. s. w. Auch der Besuch der Königin von Saba bei Salomon ist charakteristisch für die Verhältnisse der Geschlechter in jener Zeit. Die Unterwerfung und die Knechtschaft der Frau war besiegelt und damit kam die Zeit der Geringschätzung und selbst der Verachtung der Frau.

Die Geltung des Mutterrechts bedeutete den Kommunismus, das Aufkommen des Vaterrechts Entstehung und Herrschaft des Privateigenthums; zugleich bedeutete das Vaterrecht Unterdrückung und Knechtung der Frau.

In welcher Weise sich diese Umwandlung im Einzelnen vollzog, läßt sich schwer, fast unmöglich nachweisen. Es ist auch sicher, daß diese erste große Revolution, die sich im Schoße der Menschheit vollzog, wie sie selbst bei den alten Kulturvölkern nicht gleichzeitig zur Geltung kam, auch nicht überall genau in der gleichen Weise sich verwirklichte. Gewiß ist, daß die Griechen, und unter diesen die Athener, das erste von den alten Völkern waren, die das Männerrecht zur Herrschaft brachten.

Engels nimmt an, daß diese große Revolution sich vollkommen friedlich vollzog und daß, nachdem alle Bedingungen für das neue Recht vorhanden waren, es nur einer einfachen Abstimmung in den Gentes bedurfte, um das Vaterrecht an Stelle des Mutterrechtes zu setzen. Bachofen ist anderer Ansicht; er erzählt auf Grund vieler mehr oder weniger beglaubigten Nachrichten der alten Schriftsteller, daß dieser sozialen Umwandlung die Frauen heftigen Widerstand entgegensetzten und namentlich die Sagen von den Amazonenreichen, die sich in der alten Geschichte Asiens und des Orients in den verschiedensten Variationen wiederholen und auch in Südamerika auftauchten, Zeichen und Wirkungen von dem Kampfe der Frauen gegen die neue Ordnung bildeten. Wir lassen dies dahingestellt sein. Sicher ist nur, daß die alten Sitten und Gewohnheiten und die damit verbundenen Kulturgebräuche noch viele Jahrhunderte die Gemüther beherrschten und noch in Uebung waren, nachdem selbst ihr eigentlicher Sinn den Völkern abhanden gekommen war, der eben erst wieder mühselig erforscht wird. Wie das Christenthum fast alle seine großen Feste heidnischen religiösen Gebräuchen und Festen anbequemte, ihnen aber einen fremden ihm passenden Sinn unterzulegen wußte — wir erinnern nur an das Julfest der alten Germanen, dem die christlichen Weihnachten untergeschoben wurden — so existiren bei den verschiedensten Völkern Sitten und Gebräuche, die in ihrem Ursprung auf die Zeit des Mutterrechts hinweisen, ohne daß wir bis vor Kurzem eine Ahnung davon hatten.

In Athen, in dem das alte Mutterrecht am frühesten, aber wie es scheint auch mit schroffstem Uebergange dem Vaterrechte Platz machen mußte, kommt diese Umwandlung sehr anschaulich, indem

aber auch die ganze Tragik dieser Umwandlung in ergreifender Weise geschildert wird, in Aeschylus' „Eumeniden" zur Geltung. Der Vorgang ist folgender: Agamemnon, König von Micene, Gemahl der Klytämnestra, opfert auf das Geheiß des Orakels auf seinem Zuge nach Troja seine Tochter Iphigenia. Die Mutter, empört über die Opferung ihres Kindes, läßt sich während der Abwesenheit ihres Gemahls mit Aegysthus ein, den sie als Ehemann behandelt. Als Agamemnon nach vieljähriger Abwesenheit nach Micene zurückkehrt, wird er auf Anstiften der Klytämnestra von Aegysthus erschlagen. Orest, der Sohn Agamemnons und der Klytämnestra, rächt nun auf Betreiben Apollo's und Athene's den Mord des Vaters, indem er seine Mutter und Aegysthus erschlägt. Die Erinnyen verfolgen Orest wegen des Mordes an der Mutter — sie vertreten das alte Recht — Apoll und Athene — die nach dem Mythos mutterlos ist, denn sie springt geharnischt Zeus aus dem Haupte — vertheidigen Orest und so kommt die Entscheidung vor den Areopag. Es entspinnt sich nun folgendes Zwiegespräch, in dem die beiden sich gegenüber stehenden Anschauungen in dramatischer Lebendigkeit zum Ausdruck kommen:

Erinnys: Dich hat der Seher (Apoll) angeführt zum Muttermord?

Orestes: Und noch bis jetzt nicht schalt ich über mein Geschick.

Erinnys: Doch faßt der Spruch dich, anders reden wirst du bald.

Orestes: Ich glaub's; doch Beistand schickt mein Vater aus dem Grab.

Erinnys: Hoff' auf die Todten, der du die Mutter tödtetest!

Orestes: Zwiefachen Frevel lud sie auf ihr schuldig Haupt.

Erinnys: Wie das? Belehre dessen doch die Richtenden.

Orestes: Den Mann erschlug sie, und erschlug den Vater mir.

Erinnys: Du aber lebst noch, während sie den Mord gebüßt.

Orestes: Warum denn hast im Leben du sie nicht verfolgt?

Erinnys: **Sie war dem Mann nicht blutsverwandt, den sie erschlug.**

Orestes: **Ich aber, sagst du, bin von meiner Mutter Blut.**

Erinnys: **Trug denn, du Blutiger, unter ihrem Herzen sie dich nicht? Verschwörst du deiner Mutter theueres Blut?**

Die Erinnyen erkennen also kein Recht des Vaters und des Mannes an, für sie besteht nur das Recht der Mutter. Daß Klytämnestra den Gatten erschlagen ließ, erscheint ihnen gleichgiltig, dagegen

fordern sie des Muttermörders Bestrafung. Apollo hingegen steht auf dem entgegengesetzten Standpunkt, er hat im Auftrag des Zeus zur Rächung des Vatermordes Orest zum Mord an der eigenen Mutter veranlaßt und vertheidigt seine Handlung vor den Richtern, indem er sagt:

„Darauf sag' ich also, mein gerechtes Wort vernimm:
Nicht ist die Mutter ihres Kindes Zeugerin,
Sie hegt und trägt das auferweckte Leben nur;
Es zeugt der Vater, aber sie bewahrt das Pfand
Dem Freund die Freundin, wenn ein Gott es nicht verletzt.
Mit sicherem Zeugniß will ich das bestätigen.
Denn Vater kann man ohne Mutter sein; Beweis
Ist dort die eig'ne Tochter (Athene) des Olympiers Zeus,
Die nimmer eines Mutterschoßes Dunkel barg,
Und dennoch kein Gott zeugte je ein edler Kind.

Nach Apoll giebt also die Zeugung das erste Recht, wohingegen bisher das Blut und der Stoff der Mutter, die diese dem Kinde giebt, als solches galt, und so antworten denn die Erinnyen dieser neuen Anschauung Apollo's entgegen:

Darnieder stürzest du die Mächte grauer Zeit ....
Du, der junge Gott, willst uns, die Greisen, niederrennen.

Die Richter rüsten sich zum Spruch, halb stehen sie zum alten, halb zum neuen Recht, so daß Stimmengleichheit droht. Da ergreift Athene ihrerseits den Stimmstein vom Altar und indem sie denselben der Urne übergiebt, spricht sie:

Mein ist es, abzugeben einen letzten Spruch,
Und für Orestes leg' ich diesen Stein hinein;
Denn keine Mutter wurde mir, die mich gebar,
Nein, vollen Herzens lob' ich alles Männliche,
Bis auf die Ehe, denn des Vaters bin ich ganz.
Drum acht' ich minder sträflich jetzt den Mord der Frau,
Die umgebracht hat ihren Mann, des Hauses Hort.
Es sieg' Orestes auch bei stimmengleichem Spruch.

Das neue Recht siegt, die Ehe mit dem Vater an der Spitze hatte die Gynäkokratie überwältigt und beseitigt.

Eine andere Sage stellt den Untergang des Frauenrechtes in folgender Weise dar. Unter der Regierung Cecrops in Athen ereignete sich ein doppeltes Wunder. Es brach zu gleicher Zeit aus der Erde ein Oelbaum, an einer andern Stelle Wasser hervor. Der König, erschrocken, sandte

nach Delphi, um das Orakel zu befragen, was diese Vorgänge bedeuteten. Die Antwort lautete: Der Oelbaum bedeute Minerva, das Wasser Neptun und es stehe nun bei den Bürgern, nach welcher von den beiden Gottheiten sie ihre Stadt passend benennen wollten. Cecrops beruft die Volksversammlung, in welcher die Männer und die Frauen Stimmrecht hatten. Die Männer stimmten für Neptun, die Frauen für Minerva, und da die Frauen eine Stimme mehr hatten, siegte Minerva. Darüber ergrimmte Neptun und ließ das Meer die Ländereien der Athener überfluthen. Um den Zorn des Gottes zu besänftigen, legten jetzt die Athener ihren Frauen dreierlei Strafe auf: sie sollten ihr Stimmrecht verlieren, ihre Kinder sollten nicht länger der Mutter Namen tragen, sie selbst sollten nicht mehr Athenerinnen genannt werden.*)

Wie in Athen vollzog sich der Uebergang vom Mutter- zum Vaterrecht, wenn auch nach der Kulturentwicklung der einzelnen Völker in diesem und jenem Nebensächlichen abweichend, überall, aber die Erinnerungen an die frühere Zeit lebten, wie wir noch zeigen werden, in gewissen Uebungen fort.

Von dem Augenblick an, daß die Abstammung vom Vater galt, legte der Mann der Frau strenge Enthaltsamkeit gegen andere Männer auf, er will nicht das Kind eines Fremden als das seine anerkennen. Die Frau wurde immer mehr auf das Haus zurückgedrängt, sie bekommt besondere Räume angewiesen, in welchen sie lebt, um sie selbst vom Verkehr mit den das Haus besuchenden Männern fern zu halten.

Diese Umwandlung in den Sitten deutet schon die Odyssee an. So verweist Telemachos seiner Mutter Penelopeia die Anwesenheit unter den Freiern, indem er ihr befiehlt:

„Aber gehe nun heim, besorge deine Geschäfte,
Spindel und Webstuhl, und treib an beschiedener Arbeit
Deine Mägde zum Fleiß; die Rede gebührt den Männern,
Und vor allem mir; denn mein ist die Herrschaft im Hause!“**)

Und diese Auffassung war zu jener Zeit in Griechenland bereits die allgemeine, denn nach der Ansicht der Freier, die endlich des langen Hinhaltens müde sind und das schlaue Mittel der Penelopeia,

*) Bachofen: Das Mutterrecht.

**) Homers Odyssee von Joh. Herm. Voß. Erster Gesang.

sie hinzuhalten, erfahren haben, wenden sich durch den Mund des Antinoos an Telemachos und dieser sagt zu ihm:

Siehe nun deuten die Freier dir an, damit du es selber
Wissest in deinem Herzen, und alle Achaier es wissen!
Sende die Mutter hinweg und gebeut ihr, daß sie zum Manne
Nehme, wer ihr gefällt und wen der Vater ihr wählt.*)

Mit der Freiheit der Frau und ihrem Auftreten in der Oeffentlichkeit ist's also jetzt zu Ende. Verläßt sie das Haus, so muß sie sich sogar verhüllen, um nicht das Gelüste eines anderen Mannes zu erwecken. Im Orient, in dem in Folge des heißen Klima's die geschlechtlichen Leidenschaften am lebhaftesten sind, wird diese Absperrungsmethode ins Extrem getrieben. Auch Athen wird unter den alten Völkern in dieser Richtung mustergiltig. Die Frau theilt wohl des Mannes Bett, aber nicht seinen Tisch; sie redet ihn nicht mit seinen Namen an, sondern als „Herr"; sie ist seine Magd. Oeffentlich durfte sie nirgends erscheinen, sie ging auf der Straße stets verschleiert und höchst einfach gekleidet. Beging sie einen Ehebruch, so sollte sie nach dem Solon'schen Gesetz für ihren Frevel mit ihrer Freiheit oder ihrem Leben büßen. Der Mann konnte sie als Sklavin verkaufen.

Ganz anders standen aber jetzt und später diese Dinge in Athen für die Männer. Legte der Mann in Rücksicht auf die Zeugung legitimer Erben — ein Bedürfniß, das das Privateigenthum mit Nothwendigkeit hervorruft — der Frau strenge Enthaltsamkeit auf, so war er nicht geneigt, auch sich selbst diese Enthaltsamkeit aufzulegen. Es entstand das Hetärenthum. Frauen, die sich durch Geist und Schönheit auszeichneten, zogen das freie Leben und den freien Geschlechtsverkehr im Umgang mit der Männerwelt der Sklaverei der Ehe vor. Darin fand jene Zeit durchaus nichts Verabscheuungswürdiges, denn der Name und der Ruhm eines Theils dieser Hetären, die mit den ersten Männern Griechenlands intime Beziehungen pflogen, an ihren gelehrten Unterhaltungen wie an ihren Gelagen theilnahmen, ist bis auf unsere Tage gekommen, wohingegen die Namen der legitimen Frauen meist vergessen und verschollen sind. Wir erinnern hier in erster Linie an die berühmte Hetäre Aspasia, die später die Gattin des berühmten Perikles wurde,

*) Odyssee. Zweiter Gesang.

ferner an Phryne, deren Name in unserer Zeit ein Gattungsname geworden ist, an Laïs von Corinth, an Gnathaea u. s. w. Aber es blieb nicht bei den Hetären, die nur für die vornehme Männerwelt zu haben waren. Das Verlangen nach käuflichen Frauen wurde rege und so entstand die unter den früheren Zuständen unbekannte Prostitution. Bereits um 594 vor unserer Zeitrechnung führte Solon, der eigentliche Formulirer des neuen Rechtszustandes, in Athen öffentliche Frauenhäuser ein, wofür er von einem Zeitgenossen mit den Worten besungen wurde: „Solon sei gepriesen! Denn du kaufteſt öffentliche Frauen für das Heil der Stadt, der Sitten einer Stadt, die erfüllt ist von kräftigen jungen Männern, welche sich ohne deine weise Einrichtung den störenden Verfolgungen der besseren Frauenklassen überlassen hätten." So wurden für die Männerwelt Handlungen als naturgemäßes Recht durch Staatsgesetz anerkannt, die von den Frauen begangen, verachtungswürdig und unter Umständen als ein Verbrechen galten. Bekanntlich giebt es auch heute nicht wenig Männer, welche die Gesellschaft einer schönen Sünderin der Gesellschaft ihrer legitimen Frau vorziehen, und auch zu „den Stützen des Staates", den „Säulen der Ordnung" gehören, welche über die „Heiligkeit der Ehe und der Familie" zu wachen haben.

Demosthenes, der große Redner, präzisirte in seiner Rede gegen Neära das geschlechtliche Leben der Männer Athens dahin: „Wir heirathen das Weib, um eheliche Kinder zu erhalten und im Hause eine treue Wächterin zu besitzen; wir halten Beischläferinnen zu unserer Bedienung und täglichen Pflege, die Hetären zum Genuß der Liebe." So war die Frau bloßer Kindergebärapparat, ein treuer Hund, der das Haus bewacht. Der Herr des Hauses lebte nach seinem bon plaisir, seiner Willkür. Plato verlangt in seinem „Staat" Frauengemeinschaft und die Kindererzeugung durch Zuchtwahl geordnet, doch die Frau ist dem Manne unterthan, bloßes Mittel zum Zweck der Fortpflanzung eines kräftigen Geschlechts. Aristoteles denkt bürgerlicher. Die Frau soll, nach seiner „Politik", zwar freie Wahl haben, aber dem Mann untergeordnet sein, doch soll sie das Recht besitzen, „einen guten Rath zu ertheilen". Thukydides spricht eine Ansicht aus, die auch noch den Beifall aller Philister von heute hat. Er sagt, diejenige Gattin verdiene das höchste Lob, von der man außerhalb des Hauses weder Gutes noch Böses höre.

Mußte bei solchen Anschauungen die Achtung vor der Frau auf das Tiefste sinken, so trug bei entwickelteren Verhältnissen auch

die Furcht vor Uebervölkerung wesentlich dazu bei, den Umgang mit der Frau zu meiden, man gelangte zu unnatürlicher Befriedigung des Geschlechtstriebs. Die griechischen Staaten waren meist nur Städte mit geringem Landbesitz, der über eine gegebene Bevölkerungszahl hinaus die gewohnte Ernährung nicht mehr ermöglichte. So veranlaßte Furcht vor Uebervölkerung Aristoteles, den Männern die Fernhaltung von den Frauen und dagegen die Männer- und Knabenliebe anzurathen. Vor ihm schon hatte Sokrates die Knabenliebe als ein Zeichen höherer Bildung gepriesen. Die bedeutendsten Männer Griechenlands huldigten der Männer- und Knabenliebe, die Achtung vor der Frau sank auf das Allertiefste. Es gab ebenso Häuser mit männlichen Prostituirten, wie es solche mit weiblichen gab. In einer solchen gesellschaftlichen Atmosphäre konnte der bereits erwähnte Thukydides den Ausspruch thun, daß die Frau schlimmer sei, als die sturmgepeitschte Meereswoge, als des Feuers Gluth, der Sturz des wilden Bergwassers. „Wenn es ein Gott ist, der die Frau erfand, wo immer er sei, er wisse, daß er der unselige Urheber des höchsten Uebels ist".*) War Sokrates der Verherrlicher der Knabenliebe, so wurde Sappho auf Lesbos, vielleicht durch das Beispiel der griechischen Männerwelt veranlaßt, in das andere Extrem verfallend, die Dichterin der Frauenliebe, die nach der Dichterin Heimat die lesbische Liebe genannt wurde.

Während in Athen und fast in ganz Griechenland das Vaterrecht schon herrschte, befand sich das mit Athen rivalisirende Sparta noch unter den Zuständen des Mutterrechts, ein Zustand, der selbst den übrigen Griechen als ein fremder erschien. Die Thatsache erklärt folgendes Zwiegespräch: Ein fremder Grieche fragt einen Spartaner: was die Ehebrecher für eine Strafe in Sparta leisten müßten. Darauf antwortet dieser: „Fremdling, bei uns giebt's keine Ehebrecher!" Der Fremde: „Wenn aber doch Einer wäre?" „So muß er zur Strafe," sagt der Spartaner, „einen Ochsen geben, so groß, daß er mit seinem Kopf über den Taygetus reichen und aus dem Eurotas saufen kann." Auf die verwunderte Antwort des Fremden: „Wie ein Ochse so groß sein könne?" antwortet der Spartaner lachend: „Wie ist's möglich, daß zu Sparta ein Ehebrecher sein kann!" Dafür drückt sich das Selbstbewußtsein der spartanischen Frauen jener Zeit aus in der stolzen Antwort, die

*) Leon Richer: La femme libre.

das Weib des Leonidas einer Fremden giebt, als diese zu ihr sagt: „Ihr Lacedämonerinnen seid die einzigen Frauen, die über ihre Männer herrschen!“ worauf diese antwortet: „Wir sind auch die einzigen Frauen, die Männer zur Welt bringen.“

Der freie Zustand der Frau unter dem Mutterrecht hob ihre Schönheit, ihren Stolz, ihre Würde und ihre Selbständigkeit. Das Urtheil aller Schriftsteller geht dahin, daß im Zeitalter der Gynäkokratie die erwähnten Eigenschaften bei den Frauen in hohem Grade entwickelt waren. Der unfreie Zustand, der später eintrat, wirkte nothwendig nachtheilig auf diese Eigenschaften, er kommt sogar in sehr deutlicher Weise in der Verschiedenartigkeit der Kleidung in den beiden Perioden zum Ausdruck. Das Kleid der dorischen Frau haftete frei und leicht auf der Schulter, es ließ die Arme frei und entblößte die Schenkel; es ist der Anzug, den Diana trägt, die in unseren Museen frei und kühn hervortritt. Das jonische Kleid hingegen verhüllte die ganze Gestalt und hemmte die freie Bewegung. Die Kleidung ist bis auf den heutigen Tag ein wesentliches Moment, das die Frau unfrei, schüchtern und feig, also im Zustand physischer Hilflosigkeit erhält. Die Gewohnheit der Spartaner, die Mädchen bis ins mannbare Alter nackt gehen zu lassen — ein Zustand, den das Klima des Landes erlaubte — trug nach der Meinung eines alten Schriftstellers wesentlich dazu bei, ihnen Geschmack für Einfachheit und Sorgfalt für äußerlichen Anstand beizubringen und hatte, nach den Anschauungen jener Zeit, durchaus nichts die Schamhaftigkeit verletzendes oder die Wollust anregendes. Eine alte Erfahrung lehrt, daß natürliche Nacktheit weniger reizt als künstliche Verhüllung.

Die Sitten und Gewohnheiten zur Zeit des Mutterrechts erhielten sich aber noch lange, nachdem das Vaterrecht seine Stelle eingenommen hatte. So war es eine Erinnerung an den freien Geschlechtsverkehr zur Zeit des Mutterrechts, wenn in Babylon die mannbar gewordenen Jungfrauen alljährlich einmal im Tempel der Mylitta erschienen, um ihre Jungfrauschaft der herzuströmenden Männerschaft Preis zu geben. In ähnlicher Weise wurde im Serapeum zu Memphis und im Tempel der Aphrodite zu Corinth, in dem beständig an 1000 Mädchen (Hierodulen) anwesend gewesen sein sollen, geopfert. Gleiches geschah in Armenien zu Ehren der Göttin Anaitis und auf Cypern zu Ehren der Astarta. Den Jungfrauen wurde diese Verpflichtung des Keuschheitsopfers auferlegt

zur Sühne für die in der Ausschließlichkeit der Ehe liegende Verletzung der großen Naturmutter Matuta.

Ganz im Sinne dieser Auffassung lag es, wenn die libyschen Mädchen durch Preisgabe ihre Mitgift erwarben. Im Anklang an das Mutterrecht waren sie während des unehelichen Standes geschlechtlich frei, und die Männer fanden in diesem Erwerb so wenig Anstößiges, daß diejenige von ihnen als Frau vorgezogen wurde, die am Meisten begehrt worden war. Aehnlich war es zu Herodot's Zeit bei den Thrakern: „Die Jungfrauen bewachen sie nicht, sondern lassen ihnen volle Freiheit, sich mit wem sie mögen zu vermischen. Die Frauen dagegen bewachen sie streng; sie kaufen sie von ihren Eltern um großes Gut." Nun, die gleichen Zustände wie zu Herodot's Zeit bestehen heute noch auf den Mariannen, Philippinen und den polynesischen Inseln, ferner nach Waitz bei verschiedenen afrikanischen Volksstämmen. Eine andere Sitte, die noch spät auf den Balearen bestand und das Recht aller Männer an die Frau ausdrückte, war, daß in der Brautnacht alle Männer des Stammes bei der Braut zugelassen wurden, und zwar nach der Altersreihe, zuletzt erst kam der Bräutigam, der von da ab sie als Frau in alleinigen Besitz nahm. Diese Sitte hat sich bei anderen Völkerschaften wieder dahin umgewandelt, daß Priester oder Stammeshäuptlinge (Könige) als Vertreter aller Männer des Stammes dieses Vorrecht bei der Braut übten. So dingen auf Malabar die Caimars Patamaren (Priester), um ihren Frauen die Blüthe zu nehmen.... Der oberste Priester (Namburi) ist verpflichtet, dem König (Zamorin) bei seiner Verehelichung diesen Dienst zu erweisen, und der König bezahlt denselben mit 50 Goldgulden.*) In Hinterindien und auf verschiedenen Inseln des Großen Ozeans sind es bald die Priester, bald die Stammeshäuptlinge (Könige), die sich diesem Amte unterziehen.**) Dasselbe kommt theilweise in Senegambien vor, wo ebenfalls das Stammesoberhaupt die gleiche Amtspflicht übt und dafür ein Geschenk erhält.

Es erweist sich hiernach als sicher, daß auch das jus primae noctis (das Recht der ersten Nacht) im christlichen Mittelalter die gleiche Abstammung hat, wie auch Engels hervorhebt. Der Grund-

*) K. Kautsky: „Die Entstehung der Ehe und der Familie." Kosmos 1883.

**) Mantagazza: „Die Liebe in der Menschheit."

herr, der in dieser Tradition des Mittelalters das Stammesoberhaupt vertritt, übt im Namen der Männer des Stammes das einstmals diesen zugefallene Recht aus. Später mehr hierüber.

Anklänge an das alte Mutterrecht zeigen sich ferner in der eigenthümlichen Sitte bei brasilianischen und südamerikanischen Stämmen — die sich auch noch bei den Basken erhalten haben soll, die überhaupt in vieler Beziehung heute noch sich als ein Volk mit uralten Sitten und Gebräuchen präsentiren — nämlich die Sitte, daß an Stelle der Wöchnerin der Mann sich ins Bett legt, sich wie eine Kreisende geberdet und sich von der Wöchnerin verpflegen läßt. Die Sitte bedeutet, daß der Vater das Neugeborene als das seine anerkennt, und damit für ihn wie für andere kein Zweifel an der Legitimität des Kindes besteht, erfüllt er die Fiktion, als sei auch die Geburt sein Werk.

Mit der Vernichtung der alten Gens und der Aufrichtung der Herrschaft des Mannes entsteht, wie schon bemerkt, neben der legitimen Frau auch das Kebsweib, die Kauf- und die Raubehe. Die Frau ist jetzt nicht blos Gebärerin von Erben und Lustwerkzeug des Mannes, sondern unter den veränderten sozialen Verhältnissen auch werthvolle Arbeitskraft. Die Tochter des Hauses wird Kaufobjekt. Der um sie werbende Mann hat einen Preis zu zahlen, der nach den Sitten und dem Sozialzustand des Landes verschieden ist. Kaufehe war z. B. die Erwerbung der Lea und der Rahel von Laban durch Jakob. Eine Reihe Dienstjahre, bei Laban zugebracht, war der Kaufpreis für Jakob, wobei bekanntlich der schlaue Laban ihn übervortheilte, indem er ihm statt der Rahel zuerst die ältere Lea gab und ihn so zwang, um die zweite Schwester noch einmal sieben Jahre zu dienen. Wir sehen hier zwei Schwestern zugleich als Frauen eines Mannes, also nach unseren heutigen Begriffen ein blutschänderisches Verhältniß. Auch wird dem Jakob bereits ein Theil des nächsten jungen Wurfs der Herde als Mitgift versprochen; er soll, so entscheidet der egoistische Laban, die jungen gesprenkelten Schafe erhalten — die erfahrungsmäßig die geringere Zahl sind — Laban die einfarbigen. Aber dieses Mal war Jakob der Geriebenere. Wie er seinen Bruder Esau um das Erstgeburtsrecht geprellt, so prellte er jetzt Laban um die Lämmer. Er hatte bereits lange vor Darwin Darwinismus studirt; er fertigte, wie die Bibel erzählt, künstlich gesprenkelte Stecken, die er an die Tränkstätten und Salzlecken der Schafe stellte, deren beständiger Anblick auf die trächtigen Mutter-

schafe die Wirkung hatte, daß sie meist gesprenkelte Junge zur Welt brachten. So ward Israel durch die Schlauheit eines seiner Erzväter gerettet. Bei den Ostiaken in Sibirien verkauft noch heute der Vater die Tochter; er tritt mit den Abgesandten des Bräutigams in einen Handel um die Höhe des zu zahlenden Preises. Bei verschiedenen afrikanischen Stämmen besteht noch wie zu Jakobs Zeit die Sitte, daß der Mann, der um ein Mädchen wirbt, bei den künftigen Schwiegereltern in Dienst tritt und den vereinbarten Preis abverdient.

Die Kaufehe ist auch bei uns noch nicht ausgestorben, sie herrscht sogar, wenn auch unter heuchlerischen Formen, mitten in der bürgerlichen Gesellschaft schlimmer als je. Die Geldehe, die unter unseren herrschenden Klassen fast allgemein üblich ist, ist nichts anderes als Kaufehe. Symbolisch für die Erwerbung der Frau als Eigenthum ist auch das Brautgeschenk, das noch heute in allen Kulturstaaten der Bräutigam der Braut gewährt. Hier wird der Preis nicht den Eltern, sondern der Braut gezahlt.

Neben der Kaufehe bestand die Raubehe. Der Frauenraub war ein im ganzen Alterthum geübter Brauch, der sich bei fast allen Völkern auf einer gewissen Kulturstufe wiederholt. Das bekannteste geschichtliche Beispiel des Frauenraubs ist das der Sabinerinnen durch die Römer; aber auch jüdische Stämme pflegten Frauenraub, so die Benjaminiten, die die Töchter Silos raubten.*) Ueberhaupt liefert die Bibel eine Menge kulturhistorischen Materials für die hier geschilderten Geschlechtsverhältnisse seitens der Juden, wie der mit ihnen in Verbindung gekommenen Völkerschaften. Der Raub der Frauen war eine sehr nahe liegende Erwerbung dort, wo Frauen fehlten, wie bei den ersten Römern, oder die Vielweiberei mit einem Mann Sitte wurde, wie im Orient.**) In dem letzteren hat sie namentlich während der Entwicklung des Araberreichs vom 7. bis zum 12. Jahrhundert unserer Zeit einen großen Umfang angenommen.

Auch der Frauenraub hat sich bis in die heutige Zeit symbolisch z. B. bei den Araukanern im südlichen Chile erhalten. Während die Freunde des Bräutigams mit dem Vater der Braut

*) Buch der Richter, Kapitel 21, Vers 20 und folgende.

**) Besaß doch bereits Salomon nach 1. Könige Kapitel 11 nicht weniger als 700 Frauen und 300 Kebsweiber.

unterhandeln, schleicht sich der Bräutigam mit seinem Pferde in die Nähe des Hauses, sucht die Braut zu erhaschen, wirft sie aufs Pferd und flieht mit ihr nach dem nahen Walde. Weiber, Männer, Kinder suchen durch Geschrei und Lärm die Flucht zu verhindern. Sobald der Bräutigam mit seiner Braut das Dickicht des Waldes erreicht hat, wird die Ehe als geschlossen angesehen. Dies gilt auch dann, wenn die Entführung wider den Willen der Eltern stattfand. Das Dickicht des Urwaldes ist die Hochzeitskammer, dessen Betreten die Ehe schließt.

Ferner erinnert noch entfernt bei uns die Sitte der Hochzeitsreisen an die Zeit des Frauenraubs; die Braut wird dem häuslichen Herde entführt. Umgekehrt erinnert der Ringwechsel an die Unterwürfigkeit und die Kettung der Frau an den Mann. Ursprünglich tauchte in Rom die Sitte auf, daß die Braut als Zeichen ihrer Fesselung an den Mann einen eisernen Ring bekam. Später wurde dieser Ring aus Gold gefertigt und noch viel später erst wurde der gegenseitige Ringtausch als Zeichen beiderseitiger Verbindung eingeführt.

Die alte Familienverbindung in den Gentes hatte also durch die Entwicklung der Produktionsverhältnisse und das Aufkommen des Privateigenthums ihren Boden verloren, indeß blieben die alten Anschauungen aus der Gens noch einige Zeit in Kraft. Bei dem Uebergang der Gens zum Vaterrecht wurde die Gleichberechtigung der Frau Anfangs noch anerkannt, aber immer neue Elemente drangen ein, um den alten Zustand aufzulösen. Mit der Gründung des Städtewesens entstand, wie schon hervorgehoben, die Scheidung zwischen Ackerbau und Handwerk. Der Bau von Wohnungen und öffentlichen Gebäuden, der Schiffsbau, die Herstellung von Werkzeugen, Geräthen und Waffen, die immer weitere Ausbildung der Töpferei und der Weberei begründeten allmälig eine bestimmte Handwerkerklasse mit Interessen, die mit denen der alten Gentilverfassung keine Berührungspunkte mehr besaß, ihr nicht selten feindlich gegenüberstanden. Die Einführung der Sklaverei, die Aufnahme Fremder in den Staatsverband, waren weitere Elemente, die die alte Gentilverfassung unmöglich machten, Interessen weckte und Gesichtspunkte schuf, die eine neue Ordnung der Dinge erforderten.

Die Uebertragung des Erbrechts von väterlicher Seite auf die Kinder bedingte Festsetzungen, die mit den alten Gebräuchen im

schroffsten Widerspruch standen und nur durch die Macht einer Autorität zur Durchführung gelangen konnten. Dazu kam, daß die bald eingetretene Verschiedenartigkeit der Besitzverhältnisse, die Gegensätze zwischen Ackerbau und Handwerk, zwischen Herren und Sklaven, zwischen Arm und Reich, Schuldnern und Gläubigern eine Rechtsordnung benöthigten, die einestheils sehr komplizirt war, andererseits nur mit Aufwendung bestimmter Machtmittel durchgeführt werden konnte. So entstand der Staat, der das nothwendige Produkt der in der neuen Gesellschaftsordnung zum Ausdruck gelangten Gegensätze und sich gegenüberstehenden Interessen war, und der in seinen verschiedenen Formen das genaue Spiegelbild der jeweiligen Klassenherrschaft ist, die im Laufe der Entwicklung sich herausgebildet hat.

Unter dem Mutterrecht bestand kein geschriebenes Recht. Die Verhältnisse waren einfache und der Gebrauch geheiligt, in der neuen Ordnung war geschriebenes Recht das erste Erforderniß, und ebenso eine Macht, die es handhabte. In Rom fand dieses neue Recht von vornherein seinen klarsten Ausdruck. Rom wurde von Anfang an als Staat gegründet, Privateigenthum und Männerherrschaft bildeten die Grundlage seines Bestandes. Dessenungeachtet nannten sich die römischen Bürger, um die Reinheit und Zweifellosigkeit ihrer Abstammung darzuthun, nach ihren sabinischen Müttern Quiriten, und noch in viel späterer Zeit wurden sie in der Volksversammlung und im Senat mit dem Namen Quiriten angeredet. Populus romanus bedeutete das staatliche Ganze, aber populus romanum quiritum drückte die Staatsangehörigkeit und die Abstammung aus. Indeß verlor gerade in Rom die Frau zuerst ihre agnatischen Rechte. In der Gens herrschte das Vaterrecht, die Nachkommen der weiblichen Linie waren vom Erbrecht ausgeschlossen. Die Kinder erbten als Leibeserben; fehlten diese, so erbten die Verwandten in männlicher Linie, und waren solche nicht vorhanden, dann die Gentilgenossen. Durch die Heirath verlor die Frau das Erbrecht an das Vermögen ihres Vaters und an dasjenige von dessen Brüder, sie tritt aus ihrer Gens, und so können weder sie noch ihre Kinder von ihrem Vater oder dessen Brüdern erben. Das Erbtheil ging sonst der väterlichen Gens verloren. Indeß bildete die Eintheilung nach Gentes, Phratrien und Stämmen in Rom noch Jahrhunderte lang die Grundlage der militärischen Organisation und für die Ausübung bürgerlicher Rechte. Auch war im

religiösen Kultus Ceres, die Göttin der Fruchtbarkeit, die Beschützerin der römischen Plebs. Dem Cerestempel wurden die Gemeindekasse, die Senatsbeschlüsse und die Gesetze anvertraut, unter ihrem Schutze tagte die Gemeinde.

Die Vorgänge in Athen und in Rom, wonach die Frau mit dem Aufkommen des Vaterrechts und der Ehe rechtlos wurde, hat sich in ähnlicher Weise überall dort wiederholt, wo das Privateigenthum die Grundlage der neuen sozialen Ordnung bildete. Eigenthum an Grund und Boden und an den Arbeitsmitteln erweckte auch das Bedürfniß nach dem Eigenthum an oder dem Verfügungsrecht über Menschen, die dem Eigenthümer sein Eigenthum auszunutzen und zu vermehren gestatteten. Die Ehefrau als Gebärerin legitimer Erben, die die späteren Träger des Eigenthums werden, fällt zuerst diesem Drang nach Eigenthum und Verfügungsrecht über Menschen zum Opfer.

Sie wird wie andere Dinge Eigenthum des Mannes, über das er frei verfügt; er kann sie nach Belieben behalten oder verstoßen, mißhandeln oder schützen. Daraus folgte, daß die Jungfrau, sobald sie das väterliche Haus verließ, zu diesem alle Beziehungen abbrach; ihr Lebenslauf wurde sozusagen in zwei vollständig getrennte Theile zerlegt, der erste im väterlichen Hause, der zweite in dem des Eheherrn. Diese absolute Trennung vom Vaterhause fand bei den alten Griechen ihren symbolischen Ausdruck darin, daß der geschmückte Wagen, der die Jungfrau und ihre Habe vor des Mannes Haus brachte, vor der Thür desselben verbrannt wurde.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse in Ländern und Gegenden, die von Natur unfruchtbar, der Bevölkerungsernährung besondere Schwierigkeiten in den Weg legen. So namentlich bei den Hochgebirgsvölkern in Tibet, wo Polyandrie (Vielmännerei), mit Ausnahme für die Häuptlinge, eingeführt ist. Hier haben alle Brüder einer Familie nur eine Frau. Kindertödtung soll hier häufig sein, auch macht sich bei dieser Verbindung eine Art Naturgesetz geltend, daß unter Völkerschaften mit Vielmännerei die männlichen Geburten überwiegen und so der bestehende Zustand gewissermaßen verewigt wird. Vielmännerei soll auch bei Aleuten und Eskimo's bestehen, also in Ländern der kalten Zone, und stellt sich so dar als das Extrem von Polygamie (Vielweiberei), die hauptsächlich in Ländern mit heißem Klima zu finden ist.

Mit der Entwicklung von Privateigenthum ging indeß noch lange mehr oder weniger gemeinsames Stammes-, Genossenschafts- (Markgenossenschaft) oder Staatseigenthum nebenher, so in Rom, so bei den Germanen, den Slaven 2c. In der Regel war Wald, Wasser, und Weideland gemeinsames Eigenthum, wohingegen das Ackerland von Zeit zu Zeit in Loosen, nach der Zahl der Familienhäupter ausgetheilt wurde.

Entsprechend den veränderten Erbverhältnissen waren aber hierbei die Töchter von der Austheilung ausgeschlossen. Nur die Söhne kamen in Betracht. Damit waren die Töchter für minderwerthig erklärt, und so mußte von vornherein die Geburt eines Sohnes mit andern Augen angesehen werden, als die Geburt einer Tochter. Nur bei den Inkas in Peru und einigen andern Völkern erhielt die Tochter ein halbes Loos.*)

Andererseits führte bei Völkern, die, wie die Germanen, in historischer Zeit bereits in Einehe lebten, eine andere Einrichtung zu schlimmen Mißständen. Die Sitte, daß Söhne, sobald sie heiratheten, ihr Loos vom Gemeindeland zugetheilt erhielten, veranlaßte nicht selten die Väter, ihre unmündigen, kaum zehn bis zwölfjährigen Söhne an mannbare Jungfrauen zu verheirathen. Da aber hierbei ein eigentliches Eheleben ausgeschlossen war, mißbrauchte der Vater die väterliche Gewalt, und vertrat an Stelle des Sohnes den Ehemann.**) Zu welcher Ausartung der Familienzustände dies führen mußte, liegt nahe. Das „keusche Verhältniß" in der Ehe unserer Vorfahren ist, wie so Vieles, was aus jenen Zeiten von ihnen Günstiges berichtet wird, eine schöne Fabel.

Die Tochter hatte, so lange sie in der väterlichen Familie war, sich durch Arbeit ihren Lebensunterhalt zu erwerben; verließ sie das Haus als die Frau eines Mannes, so hatte sie nichts mehr zu beanspruchen, sie war gegenüber der Familiengemeinschaft eine Fremde. Diese Zustände bestanden in Indien, Aegypten, Griechenland, Rom, Deutschland, England, im Azteken- und Inkareich u. s. w. Und sie bestehen noch heute in Kaukasien, in vielen Gegenden Rußlands und Indiens, wo die alte Familiengemeinschaft, beruhend auf der Abstammung vom Vater, sich erhalten hat. Hatte der Verstorbene keinen Sohn oder keinen Brudersohn, so fiel sein Eigenthum nicht

*) Laveleye: Das Ureigenthum. Uebersetzung von Dr. Bücher.
**) Laveleye: Das Ureigenthum.

an die Tochter, sondern an die Gemeinde zurück. Erst in späterer Zeit wurde den Töchtern ein Erbrecht an dem Hausrath und an den Heerden zugestanden, oder es wurde ihnen eine Mitgift zugebilligt; noch viel später erlangten sie das Erbrecht an Grund und Boden.

In den ersten Jahrhunderten nach der Gründung Roms waren die römischen Frauen nahezu rechtlos. Ihre Stellung war ebenso gedrückt wie in Griechenland. Erst später änderte sich allmälig das Verhältniß und erlangten sie wenigstens gesellschaftlich, wenn auch nicht rechtlich, größere Freiheit. Das war für den älteren Cato Veranlassung zu der Klage: „Wenn jeder Hausvater nach dem Beispiel der Vorfahren sein Weib in der gehörigen Unterwürfigkeit zu erhalten strebte, so würde man öffentlich mit dem ganzen Geschlecht nicht so viel zu schaffen haben.“*)

Unter dem Kaiserreich erwarb die römische Frau das Erbrecht, aber sie selbst blieb unmündig und konnte ohne Vormund nichts verfügen. So lange der Vater lebte, besaß dieser die Vormundschaft, auch wenn die Tochter verheirathet war, oder er ernannte einen Vormund. Starb der Vater, alsdann trat der nächste männliche Verwandte, auch wenn er als Agnat unfähig erklärt war, als Vormund ein. Der Vormund besaß das Recht, jeden Augenblick seine Vormundschaft einem beliebigen Dritten zu übertragen. Die römische Frau hatte vor dem Gesetz keinen eigenen Willen. Das Recht zur Scheidung besaß der Mann allein.

Mit der wachsenden Macht und dem Reichthum Roms traten an Stelle der früheren Sittenstrenge die Laster und die Ausschweifungen. Rom wurde die Centrale für Schwelgerei und sinnliches Raffinement. Die Zahl der öffentlichen Frauenhäuser wuchs, neben ihnen fand die griechische Liebe bei der Männerwelt immer mehr Eingang. Es gab Zeiten, wo in Rom die Zahl der Männer, die sich prostituirten, größer war, als die der Frauen, die der Prostitution sich widmeten. Die geschlechtlichen Verirrungen und die Ausschweifungen nahmen in Rom und im ganzen römischen Reich in einem Maße zu, daß sie eine Gefahr für den Bestand des Reiches wurden. Ehelosigkeit und Kinderlosigkeit wurde unter der herrschenden Klasse allgemein. Die Raserein und Ausschweifungen der Männer riefen die gleichen Sitten bei den Frauen hervor, und um den schweren

*) Karl Heinzen: Ueber die Rechte und Stellung der Frauen.

Strafen, die die Gesetze auf den Ehebruch durch die Frau gesetzt, zu entgehen, rächten sich die römischen Damen damit, daß sie sich in die Register der Aedilen eintragen ließen, denen die Ueberwachung der Prostitution zustand.

Ausschweifungen, Bürgerkriege, Latifundiensystem steigerten die Ehe- und Kinderlosigkeit in solchem Grade, daß sich die Zahl der römischen Bürger und Patrizier bedeutend verminderte, daher erließ im Jahre 16 v. Chr. Augustus das sog. Julische Gesetz,*) das Belohnung für Kinderzeugung, Strafen auf Ehelosigkeit der römischen Bürger und Patrizier setzte. Die zunehmende Zahl der Sklaven und Fremden, und die abnehmende Zahl der römischen Bürger rief die höchste Beunruhigung hervor. Wer Kinder besaß, sollte dem Kinder- oder Eheloſen im Range vorgehen. Eheloſe durften keine Erbschaft, außer von ihren nächsten Anverwandten annehmen. Kinderlose konnten nur die Hälfte erben. Das übrige fiel dem Staate zu. Darüber macht Plutarch die Bemerkung: die Römer heirathen nicht, um Erben zu bekommen, sondern um zu erben.

Später wurde das Julische Gesetz noch verschärft. Tiberius gebot, daß keine Frau sich für Geld preisgeben dürfe, deren Großvater, Vater oder Ehemann römischer Ritter gewesen sei. Ehefrauen die sich in die Register der Prostituirten eintragen ließen, sollten als Ehebrecherinnen außerhalb Italiens verbannt werden. Für die Männer gab's natürlich dergleichen Strafen nicht.

In der Kaiserzeit bestanden verschiedene Eheschließungsformen. Die erste und feierlichste wurde vor dem obersten Priester im Beisein von mindestens zehn Zeugen geschlossen und aß hierbei das Brautpaar, zum Zeichen der Verbindung, gemeinsam einen aus Mehl, Salz und Wasser gebackenen Kuchen. Die zweite Form war die „Besitznehmung", die als geschehen angesehen wurde, wenn eine Frau unter Zustimmung des Vaters oder Vormundes ein Jahr unter dem Dache des Mannes mit ihm zusammenlebte. Die dritte Form war eine Art gegenseitigen Kaufs, indem beide sich gegenseitig Geldmünzen und das eheliche Versprechen gaben.

Bei den Juden war die Ehe schon frühzeitig religiös geweiht. Doch besaß die Frau kein Recht zur Wahl, der Vater bestimmte ihr den Bräutigam. So schreibt der Talmud: „Wenn deine Tochter

*) Augustus, der Adoptivsohn des Cäsar, gehörte durch die Adoption der Gens Julia an, daher wohl die Bezeichnung Julisches Gesetz.

mammbar ist, so schenke einem deiner Sklaven die Freiheit und verlobe sie mit ihm." Die Ehe wurde bei den Juden als Pflicht angesehen. (Seid fruchtbar und mehret euch.) Und dem entsprechend hat sich die jüdische Rasse allen Verfolgungen und Unterdrückungen zum Trotz fleißig vermehrt. Die Juden sind die geschworenen Gegner des Malthusianismus.

Tacitus sagt von ihnen: „Unter ihnen herrscht hartnäckiges Zusammenhalten und bereitwillige Freigebigkeit, aber gegen alle anderen feindseliger Haß. Nie speisen, nie schlafen sie mit Feinden, und ob wohl zur Sinnlichkeit äußerst geneigt, enthalten sie sich der Begattung mit Ausländerinnen .... Doch trachten sie auf Vermehrung des Volks. Denn eines der Nachgeborenen tödten, ist ihnen Sünde; und die Seelen der im Treffen oder durch Hinrichtung Umgekommenen halten sie für unsterblich. Daher die Liebe zur Fortpflanzung neben der Verachtung des Todes."

Tacitus haßt und verabscheut die Juden, weil sie, ihre väterliche (heidnische) Religion verachtend, Gaben und Schätze zusammenhäuften. Er nennt sie die „schlechtesten Menschen", ein „häßliches Volk".*)

Während die Juden unter der Herrschaft der Römer zu immer engerem Anschluß unter sich getrieben wurden und unter der langen Leidenszeit, die sie von da ab fast das ganze christliche Mittelalter hindurch zu erdulden hatten, jenes innige Familienleben erwuchs, das der heutigen bürgerlichen Welt als eine Art Muster gilt, vollzog sich in der römischen Gesellschaft der Zersetzungs- und Auflösungsprozeß. Der oft an Wahnsinn grenzenden Ausschweifung trat, als anderes Extrem, die strengste Enthaltsamkeit entgegen. Jetzt nahm die Ascese wie früher die Ausschweifung religiöse Formen an und ein schwärmerischer Fanatismus machte Propaganda für sie. Die alle Schranken niederreißende Schwelgerei und Ueppigkeit stand im grellsten Gegensatz zu der Noth und dem Elend der Millionen und aber Millionen, die das erobernde Rom aus allen Ländern der damals bekannten Welt nach Italien in die Sklaverei geschleppt hatte. Unter diesen waren auch zahllose Frauen, die vom häuslichen Herd, von den Eltern oder vom Manne getrennt, von den Kindern gerissen, das Elend am tiefsten empfanden und Alle nach Erlösung sich sehnten. Zahllose römische Frauen befanden sich in kaum besserer

*) Tacitus: Historien 5. Buch.

Lage und waren in ähnlicher Geistesverfassung, jede Veränderung ihrer Lage erschien ihnen willkommen. Dazu kam, daß die Eroberung Jerusalems und des jüdischen Reichs durch die Römer die Vernichtung aller nationalen Selbständigkeit zur Folge hatte, und unter den ascetischen Sekten jenes Landes Schwärmer erzeugte, die die Entstehung eines neuen Reiches, das Allen Freiheit und Glück bringen werde, verkündigten.

Das Christenthum entstand. Es verkörperte die Opposition gegen den bestialischen Materialismus, der unter den Großen und Reichen des römischen Reiches herrschte, es repräsentirte die Auflehnung gegen die Mißachtung und die Unterdrückung der Massen. Aber es verfiel in das andere Extrem, es predigte die Ascese. In einer Zeit entstehend, die nur die Rechtlosigkeit der Frau kannte und in falscher Vorstellung sie als die Urheberin der herrschenden Laster ansehend, predigte es die Verachtung der Frau. In seinen menschenfeindlichen Lehren verlangte es die Enthaltsamkeit, die Vernichtung des Fleisches. Aber mit seinen doppelsinnigen, auf ein himmlisches und ein irdisches Reich bezüglichen Redewendungen fand es in dem Sumpfboden des römischen Reichs einen fruchtbaren Untergrund. Die Frau, wie alle Elenden, auf Befreiung und Erlösung aus ihrer Lage hoffend, schloß sich ihm eifrig und bereitwillig an. Hat doch bis heute keine große bedeutungsvolle Bewegung in der Welt sich vollzogen, in der nicht auch Frauen als Kämpferinnen und Märtyrerinnen hervorragend thätig waren. Diejenigen, die das Christenthum als eine große Kulturerrungenschaft preisen, sollten nicht vergessen, daß es gerade die Frau war, der es einen großen Theil seiner Erfolge zu danken hat. Ihr Bekehrungseifer spielte in der ersten Zeit des Christenthums im Römerreiche wie unter den barbarischen Völkern des Mittelalters eine gewichtige Rolle und die Mächtigsten wurden durch sie bekehrt. So war es unter andern Chlotilde, welche Chlodwig, den Frankenkönig, zur Annahme des Christenthums bewog; und es waren Bertha, Königin von Gent, und Gisela, Königin von Ungarn, die das Christenthum in ihren Ländern einführten. Fraueneinfluß ist auch die Bekehrung des Herzogs von Polen und des Czars Jarislaw und vieler anderer Großen zu danken.

Aber das Christenthum lohnte der Frau schlecht. Es enthält in seinen Lehren dieselbe Verachtung der Frau, die alle Religionen des Orients enthalten; es gebietet ihr, die gehorsame Dienerin des

[illegible] ist, so schenke einem deiner Skla[illegible]
[illegible] sie mit ihm." Die Ehe wurde bei [illegible]
[illegible]. (Seid fruchtbar und mehret euch [illegible]
hat sich die jüdische Rasse allen Verfolgu[illegible]
zum Trotz fleißig vermehrt. Die Juden [illegible]
des Mahnfanatismus.

Tacitus sagt von ihnen: „Unter [illegible]
Zusammenhalten und bereitwillige F[illegible]
anderen feindseliger Haß. Nie speisen, [illegible]
und ob wohl zur Sinnlichkeit äußerst [illegible]
Begattung mit Ausländerinnen . . . [illegible]
mehrung des Volks. Denn eines der [illegible]
Sünde; und die Seelen der im Tre[illegible]
gekommenen halten sie für unsterbli[illegible]
pflanzung neben der Verachtung d[illegible]

Tacitus haßt und verabscheut [illegible]
liche (heidnische) Religion verachten[illegible]
hüpften. Er nennt sie die „schle[illegible]
Volk".*)

Während die Juden unter [illegible]
engerem Anschluß unter sich ge[illegible]
Leidenszeit, die sie von da ab [illegible]
hindurch zu erdulden hatten, [illegible]
das der heutigen bürgerlichen [illegible]
sich in der römischen Gesellsc[illegible]
prozeß. Der oft an Wahnsi[illegible]
anderes Extrem, die strengst[illegible]
die Ascese wie früher die [illegible]
ein schwärmerischer Fanati[illegible]
alle Schranken niederreißen [illegible]
grellsten Gegensatz zu der [illegible]
aber Millionen, die das [illegible]
damals bekannten Welt [illegible]
hatte. Unter diesen war[illegible]
Herd, von den Eltern [illegible]
gerissen, das Elen[illegible]
sich sehnten. [illegible]

*) [illegible]

Lage und waren in ähnlicher Geistesverfassun
ihrer Lage erschien ihnen willkommen. Da
oberung Jerusalems und des jüdischen Re
die Vernichtung aller nationalen Selbständ
und unter den ascetischen Sekten jenes Land
Die die Entstehung eines neuen Reiches, d
Glück bringen werde, verkündigten.

Das Christenthum entstand. Es verkör
den bestialischen Materialismus, der unter
des römischen Reiches herrschte, es repr
gegen die Mißachtung und die Unterdrü
es verfiel in das andere Extrem, es
einer Zeit entstehend, die nur die Rech
und in falscher Vorstellung sie als die
Laster ansehend, predigte es die Verach
menschenfeindlichen Lehren verlangte es
nichtung des Fleisches. Aber mit sein
himmlisches und ein irdisches Reich
fand es in dem Sumpfboden des römi
Untergrund. Die Frau, wie alle Ele
lösung aus ihrer Lage hoffend, in der schloß
an.

Hat doch bis heute keine große
der Welt sich vollzogen, in der nicht
und Märtyrerinnen hervorragend t
das Christenthum als eine große Kult
nicht vergessen, daß es gerade die F
Theil seiner Erfolge zu danken ha
in der ersten Zeit des Christenthu
den barbarischen Völkern des
die Mächtigsten wurden d
Chlotilde, welche Chlo
Christenthums bewo
und Gisela, Köni
Ländern einführ
Herzogs von
Straßen zu
Aber
seinen

Darnach kann sich jeder Pinsel von Mann für besser halten als die ausgezeichnetste Frau, und in der Praxis ist es bis heute so.

Auch gegen die höhere Erziehung und Bildung der Frau erhebt Paulus seine gewichtige Stimme, denn er sagt: „Einem Weibe gestatte man nicht, daß sie erziehe oder lehre, sondern sie gehorche, diene und sei stille."

Solche Lehren waren allerdings dem Christenthum nicht allein eigenthümlich. Wie das Christenthum ein Gemisch von Judenthum und griechischer Philosophie ist, und diese wieder ihre Wurzeln in den älteren Kulturen der Aegypter, Babylonier und Indier findet, so war die untergeordnete Stellung, die das Christenthum der Frau anwies, allmälig eine der ganzen alten Kulturwelt gemeinsame geworden. Jedes Herrschaftsverhältniß enthält die Degradation des Beherrschten. Und diese untergeordnete Stellung der Frau ist bis heute bei der zurückgebliebenen Kulturentwickelung des Orients dort mehr noch als unter der Christenheit erhalten geblieben. Was in der sogenannten christlichen Welt die Stellung der Frau allmälig verbesserte, war nicht das Christenthum, sondern die trotz des Christenthums vorgeschrittene Kultur des Abendlandes.

Das Christenthum ist gänzlich unschuldig, wenn heute die Stellung der Frau eine höhere ist, als zur Zeit seiner Entstehung. Es hat nur widerwillig und gezwungen sein wahres Wesen in Bezug auf die Frau verleugnet. Diejenigen, die für die „Menschheit befreiende Mission des Christenthums" schwärmen, sind in dieser wie in vieler anderer Beziehung freilich anderer Ansicht. Sie behaupten, das Christenthum habe die Frau aus der früheren niederen Stellung befreit und sie stützen sich dabei insbesondere auf den später im Christenthum auftauchenden Marien-, beziehentlich Mutter-Gottes-Kultus, ein Kultus, der dem weiblichen Geschlecht als solchem gelte. Dagegen dürfte die katholische Kirche, die diesen Kultus bis heute pflegt, entschieden protestiren. Die bereits zitirten Heiligen und Kirchenväter, deren Zitate leicht vermehrt werden könnten — und unter ihnen die ersten und größten — sprechen sich sammt und sonders frauen- und ehefeindlich aus. Das Konzil zu Macon, das im 6. Jahrhundert darüber stritt, ob die Frau eine Seele habe oder nicht, spricht ebenfalls gegen jene frauenfreundliche Auffassung. Die Einführung des Zölibats durch Gregor VII,*) das Wüthen eines

*) Ein Schritt, gegen den unter anderem die Pfarr-Geistlichen der Diözese Mainz sich beschwerend also äußerten: Ihr Bischöfe und Aebte

Theiles der Reformatoren namentlich Calvin's und der schottischen Kirchenreformatoren und Geistlichen*) gegen des „Fleisches Lüste" und vor allen Dingen das „Buch der Bücher" die Bibel selbst in ihren zahlreichen frauen- und menschenfeindlichen Aussprüchen, lehren das Gegentheil.

Indem die katholische Kirche den Marienkultus einführte, stellte sie, wie schon hervorgehoben wurde, mit kluger Berechnung ihren eigenen Göttinkultus an Stelle des heidnischen Göttinnenkultus, der bei allen Völkern, über die das Christenthum sich ausbreitete, vorhanden war. Maria trat an die Stelle der Kybele, Mylitta, Aphrodite, Venus, Ceres ꝛc. der südlichen Völker, an die Stelle der Edda, Freya ꝛc. der germanischen Völker, nur wurde sie christlich-spiritualistisch idealisirt.

Die urwüchsigen, physisch gesunden, zwar rohen, aber unverdorbenen Völkerschaften, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von Osten und Norden, wie ungeheuere Meereswogen, heranflutheten und das erschlaffte römische Weltreich, in dem das Christenthum allmälig sich zum Herrn aufgeworfen, überschwemmten, widerstanden mit aller Kraft den ascetischen Lehren der christlichen Prediger, und wohl oder übel mußten sie diesen gesunden Naturen Rechnung tragen. Mit Verwunderung sahen die Römer, daß die Sitten jener Völkerschaften ganz andere, als die ihrigen waren. Tacitus zollte dieser Thatsache seine Anerkennung, der er in Bezug auf die Deutschen also Ausdruck gab: „Ihre Ehen sind sehr strenge und keine ihrer Sitten ist mehr zu loben als diese, denn sie sind fast die einzigen Barbaren, welche sich mit einem Weibe begnügen; sehr wenig hört man bei diesem zahlreichen Volke von Ehebruch, der aber auch auf der Stelle bestraft wird, welches den Männern selbst erlaubt ist. Mit abgeschnittenen Haaren jagt der Mann die ehebrecherische Frau nackt vor den Verwandten aus dem Dorfe, denn verletzte Sittsamkeit findet keine Nachsicht. Weder durch Schönheit, noch durch Jugend oder Reichthum findet eine solche Frau einen Mann. Dort lacht Niemand über das Laster; auch wird dort

besitzt große Reichthümer, eine königliche Tafel, üppige Jagdequipagen, wir armen, einfachen Priester haben zu unserer Tröstung nur eine Frau. Die Enthaltsamkeit mag eine schöne Tugend sein, aber sie ist in Wahrheit „schwer und hart". Yves Guyot: Les theories sociales du Christianisme. II. Aufl. Paris.

*) Siehe Buckle: Geschichte der Zivilisation in England.

Abscheu und verächtlichen Bemerkungen berichtet — waren vorbei. Das salische Gesetz hob im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung ausdrücklich die Erbnachfolge des weiblichen Geschlechts für Erbstammgüter auf, und der Geist dieses Gesetzes beherrschte das Zeitalter.

Jeder Markgenosse hatte, wie schon hervorgehoben, ein Anrecht auf einen Theil des gemeinsamen Grund und Bodens. Sobald der junge Germane sich verheirathete, bekam er sein Loos an Grund und Boden zugetheilt; erhielt er Kinder, so hatte er ein weiteres Anrecht auf ein Stück Land. Auch bestand allgemein die Sitte, daß junge Eheleute besondere Gewährungen für die Gründung ihres Hausstandes erhielten, z. B. ein Fuder Buchenholz und das Holz zum Blockhaus. Die Nachbarn halfen bereitwillig beim Anfahren und Zimmern und der Herstellung des Haus- und Ackergeräths. Wurde den Eheleuten eine Tochter geboren, so hatten sie Anrecht auf ein Fuder Holz; war das Neugeborene dagegen ein Sohn, auf zwei.*) Man sieht, das weibliche Geschlecht wurde nur als halbwerthig angesehen.

Die Eheschließung war einfach. Von einer religiösen Handlung war keine Rede, die beiderseitige Willenserklärung genügte, und sobald das Paar das Ehebett beschritten, war die Ehe geschlossen. Die Sitte, daß die Ehe zu ihrer Giltigkeit eines kirchlichen Aktes bedurfte, kam erst im neunten Jahrhundert auf, und erst im sechzehnten Jahrhundert wurde auf Beschluß des Trientiner Konzils die Ehe für ein kirchliches Sakrament erklärt.

Mit der Entstehung des Feudalstaats hatte sich der soziale Zustand einer sehr großen Zahl Gemeinfreier verschlechtert. Die siegreichen Heerführer hatten sich nach Möglichkeit mächtiger Landstrecken, die bis dahin Volksbesitz waren, bemächtigt, die sie an das ihnen ergebene Gefolge, Sklaven, Leibeigene, Freigelassene, die meist fremder Abstammung waren, verschenkten. Sie schafften sich dadurch einen Hof- und Dienstadel, der ihnen zu Willen war und ihren

*) Eyn iglich gefurster man, der ein kindbette hat, ist sin kint eyn dochter, so mag er eyn wagen vol bornholzes von urholz verkaufen of den samstag. Ist iz eyn sone, so mag he iz tun of den dinstag und of den samstag von ligendem holz oder von urholz und sal der frauwen davon kaufen, win und schon brod dyeweile sie kintes june lit. G. L. v. Maurer: Geschichte der Markenverfassung in Deutschland.

Plänen Vorschub leistete. Die Bildung eines großen Reichs, wie es die Frankenkönige bewerkstelligten, ließ die alte Gentilverfassung auch politisch als unzulänglich erscheinen; so traten an die Stelle des Raths der Vorsteher die Unterführer des Heeres und der neu aufgekommene Adel.

Die große Masse der freien grundbesitzenden Bauern war durch die fortgesetzten Eroberungskriege und Zwistigkeiten der Großen erschöpft und heruntergebracht, so daß sie der Verpflichtung, den Heerbann zu stellen, nicht mehr entsprechen konnten. An ihre Stelle traten die Dienstleute der neu aufstrebenden Großen, meist hörig gewordene Bauern; diese letzteren, unfähig, gegen die beständigen Plünderungen sich zu wehren, hatten sich in den Schutz der Großen oder der Kirche, die es verstanden hatte, binnen wenigen Jahrhunderten eine bedeutende Macht zu werden, begeben. Nachdem sie aber einmal ihr Eigenthum an den Schutzherrn übertragen hatten, erhielten sie dies nur in der Form von Zinsgut von diesem zurück, jedoch mit der Verpflichtung der Leistung von Abgaben und Diensten, welche allmälig die verschiedensten Formen annahmen und im Laufe der Zeit immer zahlreicher und drückender wurden. Hörigkeit und Leibeigenschaft gewannen an Ausdehnung.

Allmälig maßte sich der Grundherr die fast unbeschränkte Verfügung über seine Leibeigenen und Hörigen an. Ihm stand jetzt das Recht zu, jeden Mann, sobald er 18 Jahre, und jedes Mädchen, sobald es 14 Jahre alt war, zu einem Ehebündniß zu zwingen. Er konnte dem Mann die Frau, der Frau den Mann vorschreiben. Dasselbe Recht hatte er gegen Witwen und Witwer. Auch besaß er das sogenannte jus primae noctis (das Recht der ersten Nacht), auf das er indeß gegen Leistung einer bestimmten Abgabe, die schon durch den Namen ihre Natur verrieth, (Bettmund, Hemdschilling, Jungfernzins, Schürzenzins, Bunzengroschen 2c.) Verzicht leisten konnte.

Dieses Recht der ersten Nacht wird vielfach bestritten. Es mag sein, daß dasselbe manchen Leuten recht unbequem ist, weil es noch in einer Zeit bestand, die man von gewisser Seite heute so gern als mustergiltig hinstellen möchte, mustergiltig an sogenannter guter Sitte und Frömmigkeit. Es wurde schon darauf hingewiesen, wie dieses Recht der ersten Nacht das letzte Rudiment einer Sitte ist, die mit der Zeit des Mutterrechts, als alle Frauen einer Gens die Ehefrauen aller Männer in der Gens waren, zusammenhing.

an die Tochter, sondern an die Gemeinde zurück. Erst in späterer Zeit wurde den Töchtern ein Erbrecht an dem Hausrath und an den Heerden zugestanden, oder es wurde ihnen eine Mitgift zugebilligt; noch viel später erlangten sie das Erbrecht an Grund und Boden.

In den ersten Jahrhunderten nach der Gründung Roms waren die römischen Frauen nahezu rechtlos. Ihre Stellung war ebenso gedrückt wie in Griechenland. Erst später änderte sich allmälig das Verhältniß und erlangten sie wenigstens gesellschaftlich, wenn auch nicht rechtlich, größere Freiheit. Das war für den älteren Cato Veranlassung zu der Klage: „Wenn jeder Hausvater nach dem Beispiel der Vorfahren sein Weib in der gehörigen Unterwürfigkeit zu erhalten strebte, so würde man öffentlich mit dem ganzen Geschlecht nicht so viel zu schaffen haben.“*)

Unter dem Kaiserreich erwarb die römische Frau das Erbrecht, aber sie selbst blieb unmündig und konnte ohne Vormund nichts verfügen. So lange der Vater lebte, besaß dieser die Vormundschaft, auch wenn die Tochter verheirathet war, oder er ernannte einen Vormund. Starb der Vater, alsdann trat der nächste männliche Verwandte, auch wenn er als Agnat unfähig erklärt war, als Vormund ein. Der Vormund besaß das Recht, jeden Augenblick seine Vormundschaft einem beliebigen Dritten zu übertragen. Die römische Frau hatte vor dem Gesetz keinen eigenen Willen. Das Recht zur Scheidung besaß der Mann allein.

Mit der wachsenden Macht und dem Reichthum Roms traten an Stelle der früheren Sittenstrenge die Laster und die Ausschweifungen. Rom wurde die Centrale für Schwelgerei und sinnliches Raffinement. Die Zahl der öffentlichen Frauenhäuser wuchs, neben ihnen fand die griechische Liebe bei der Männerwelt immer mehr Eingang. Es gab Zeiten, wo in Rom die Zahl der Männer, die sich prostituirten, größer war, als die der Frauen, die der Prostitution sich widmeten. Die geschlechtlichen Verirrungen und die Ausschweifungen nahmen in Rom und im ganzen römischen Reich in einem Maße zu, daß sie eine Gefahr für den Bestand des Reiches wurden. Ehelosigkeit und Kinderlosigkeit wurde unter der herrschenden Klasse allgemein. Die Raserein und Ausschweifungen der Männer riefen die gleichen Sitten bei den Frauen hervor, und um den schweren

*) Karl Heinzen: Ueber die Rechte und Stellung der Frauen.

Strafen, die die Gesetze auf den Ehebruch durch die Frau gesetzt, zu entgehen, rächten sich die römischen Damen damit, daß sie sich in die Register der Aedilen eintragen ließen, denen die Ueberwachung der Prostitution zustand.

Ausschweifungen, Bürgerkriege, Latifundiensystem steigerten die Ehe- und Kinderlosigkeit in solchem Grade, daß sich die Zahl der römischen Bürger und Patrizier bedeutend verminderte, daher erließ im Jahre 16 v. Chr. Augustus das sog. Julische Gesetz,*) das Belohnung für Kinderzeugung, Strafen auf Ehelosigkeit der römischen Bürger und Patrizier setzte. Die zunehmende Zahl der Sklaven und Fremden, und die abnehmende Zahl der römischen Bürger rief die höchste Beunruhigung hervor. Wer Kinder besaß, sollte dem Kinder- oder Eheloſen im Range vorgehen. Eheloſe durften keine Erbschaft, außer von ihren nächsten Anverwandten annehmen. Kinderlose konnten nur die Hälfte erben. Das übrige fiel dem Staate zu. Darüber macht Plutarch die Bemerkung: die Römer heirathen nicht, um Erben zu bekommen, sondern um zu erben.

Später wurde das Julische Gesetz noch verschärft. Tiberius gebot, daß keine Frau sich für Geld preisgeben dürfe, deren Großvater, Vater oder Ehemann römischer Ritter gewesen sei. Ehefrauen die sich in die Register der Prostituirten eintragen ließen, sollten als Ehebrecherinnen außerhalb Italiens verbannt werden. Für die Männer gab's natürlich dergleichen Strafen nicht.

In der Kaiserzeit bestanden verschiedene Eheschließungsformen. Die erste und feierlichste wurde vor dem obersten Priester im Beisein von mindestens zehn Zeugen geschlossen und aß hierbei das Brautpaar, zum Zeichen der Verbindung, gemeinsam einen aus Mehl, Salz und Wasser gebackenen Kuchen. Die zweite Form war die „Besitznehmung", die als geschehen angesehen wurde, wenn eine Frau unter Zustimmung des Vaters oder Vormundes ein Jahr unter dem Dache des Mannes mit ihm zusammenlebte. Die dritte Form war eine Art gegenseitigen Kaufs, indem beide sich gegenseitig Geldmünzen und das eheliche Versprechen gaben.

Bei den Juden war die Ehe schon frühzeitig religiös geweiht. Doch besaß die Frau kein Recht zur Wahl, der Vater bestimmte ihr den Bräutigam. So schreibt der Talmud: „Wenn deine Tochter

*) Augustus, der Adoptivsohn des Cäsar, gehörte durch die Adoption der Gens Julia an, daher wohl die Bezeichnung Julisches Gesetz.

mannbar ist, so schenke einem deiner Sklaven die Freiheit und verlobe sie mit ihm." Die Ehe wurde bei den Juden als Pflicht angesehen. (Seid fruchtbar und mehret euch.) Und dem entsprechend hat sich die jüdische Rasse allen Verfolgungen und Unterdrückungen zum Trotz fleißig vermehrt. Die Juden sind die geschworenen Gegner des Malthusianismus.

Tacitus sagt von ihnen: „Unter ihnen herrscht hartnäckiges Zusammenhalten und bereitwillige Freigebigkeit, aber gegen alle anderen feindseliger Haß. Nie speisen, nie schlafen sie mit Feinden, und ob wohl zur Sinnlichkeit äußerst geneigt, enthalten sie sich der Begattung mit Ausländerinnen .... Doch trachten sie auf Vermehrung des Volks. Denn eines der Nachgeborenen tödten, ist ihnen Sünde; und die Seelen der im Treffen oder durch Hinrichtung Umgekommenen halten sie für unsterblich. Daher die Liebe zur Fortpflanzung neben der Verachtung des Todes."

Tacitus haßt und verabscheut die Juden, weil sie, ihre väterliche (heidnische) Religion verachtend, Gaben und Schätze zusammenhäuften. Er nennt sie die „schlechtesten Menschen", ein „häßliches Volk".*)

Während die Juden unter der Herrschaft der Römer zu immer engerem Anschluß unter sich getrieben wurden und unter der langen Leidenszeit, die sie von da ab fast das ganze christliche Mittelalter hindurch zu erdulden hatten, jenes innige Familienleben erwuchs, das der heutigen bürgerlichen Welt als eine Art Muster gilt, vollzog sich in der römischen Gesellschaft der Zersetzungs- und Auflösungsprozeß. Der oft an Wahnsinn grenzenden Ausschweifung trat, als anderes Extrem, die strengste Enthaltsamkeit entgegen. Jetzt nahm die Asceſe wie früher die Ausschweifung religiöse Formen an und ein schwärmerischer Fanatismus machte Propaganda für sie. Die alle Schranken niederreißende Schwelgerei und Ueppigkeit stand im grellsten Gegensatz zu der Noth und dem Elend der Millionen und aber Millionen, die das erobernde Rom aus allen Ländern der damals bekannten Welt nach Italien in die Sklaverei geschleppt hatte. Unter diesen waren auch zahllose Frauen, die vom häuslichen Herd, von den Eltern oder vom Manne getrennt, von den Kindern gerissen, das Elend am tiefsten empfanden und Alle nach Erlösung sich sehnten. Zahllose römische Frauen befanden sich in kaum besserer

*) Tacitus: Historien 5. Buch.

Lage und waren in ähnlicher Geistesverfassung, jede Veränderung ihrer Lage erschien ihnen willkommen. Dazu kam, daß die Eroberung Jerusalems und des jüdischen Reichs durch die Römer die Vernichtung aller nationalen Selbständigkeit zur Folge hatte, und unter den ascetischen Sekten jenes Landes Schwärmer erzeugte, die die Entstehung eines neuen Reiches, das Allen Freiheit und Glück bringen werde, verkündigten.

Das Christenthum entstand. Es verkörperte die Opposition gegen den bestialischen Materialismus, der unter den Großen und Reichen des römischen Reiches herrschte, es repräsentirte die Auflehnung gegen die Mißachtung und die Unterdrückung der Massen. Aber es verfiel in das andere Extrem, es predigte die Ascese. In einer Zeit entstehend, die nur die Rechtlosigkeit der Frau kannte und in falscher Vorstellung sie als die Urheberin der herrschenden Laster ansehend, predigte es die Verachtung der Frau. In seinen menschenfeindlichen Lehren verlangte es die Enthaltsamkeit, die Vernichtung des Fleisches. Aber mit seinen doppelsinnigen, auf ein himmlisches und ein irdisches Reich bezüglichen Redewendungen fand es in dem Sumpfboden des römischen Reichs einen fruchtbaren Untergrund. Die Frau, wie alle Elenden, auf Befreiung und Erlösung aus ihrer Lage hoffend, schloß sich ihm eifrig und bereitwillig an. Hat doch bis heute keine große bedeutungsvolle Bewegung in der Welt sich vollzogen, in der nicht auch Frauen als Kämpferinnen und Märtyrerinnen hervorragend thätig waren. Diejenigen, die das Christenthum als eine große Kulturerrungenschaft preisen, sollten nicht vergessen, daß es gerade die Frau war, der es einen großen Theil seiner Erfolge zu danken hat. Ihr Bekehrungseifer spielte in der ersten Zeit des Christenthums im Römerreiche wie unter den barbarischen Völkern des Mittelalters eine gewichtige Rolle und die Mächtigsten wurden durch sie bekehrt. So war es unter andern Chlotilde, welche Chlodwig, den Frankenkönig, zur Annahme des Christenthums bewog; und es waren Bertha, Königin von Gent, und Gisela, Königin von Ungarn, die das Christenthum in ihren Ländern einführten. Fraueneinfluß ist auch die Bekehrung des Herzogs von Polen und des Czars Jarislaw und vieler anderer Großen zu danken.

Aber das Christenthum lohnte der Frau schlecht. Es enthält in seinen Lehren dieselbe Verachtung der Frau, die alle Religionen des Orients enthalten; es gebietet ihr, die gehorsame Dienerin des

Mannes zu sein, und das Gelöbniß des Gehorsams muß sie heute noch vor dem Altare ihm ablegen.

Hören wir, wie die Bibel und das Christenthum von der Frau und der Ehe sprechen.

Schon in der Schöpfungsgeschichte wird der Frau anbefohlen, dem Manne unterthan zu sein. In der Paradiesesszene ist es die Frau, die den Mann verführt und die Schuld an der Ausschließung aus dem Paradiese trägt. Man sieht, die Bücher Mosi sind zu einer Zeit geschrieben, in der der Mann bereits der Herr war. Die zehn Gebote des alten Testaments richten sich nur an den Mann, denn die Frau wird im neunten Gebot mit dem Gesinde und den Hausthieren zugleich genannt und der Mann gewarnt, sich weder nach des Nächsten Weib, noch seines Knechts, noch seiner Magd, noch seines Ochsens, noch seines Esels, noch Alles was der Nächste habe, gelüsten zu lassen. Die Frau erscheint also hier als Objekt, sie war ein Stück Eigenthum, das der Mann gegen eine Kaufsumme oder gegen Dienstleistungen erwarb. Jesus, der einer Sekte angehörte, die sich strengste Ascese (Enthaltsamkeit) und die Selbstentmannung auferlegt hatte,*) von seinen Jüngern befragt, ob ehelichen gut sei, antwortet: Das Wort fasset nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren, und sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind; und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen.**) Die Entmannung ist also hiernach ein gottgefälliges Werk und Entsagung der Liebe und der Ehe eine gute That.

Und Paulus, der in höherem Grade als Jesus selbst der Gründer des Christenthums genannt werden kann, Paulus, der dieser Lehre erst den internationalen Charakter gegeben und sie der beschränkten jüdischen Sektirerei entriß, predigte: „Die Ehe ist ein niedriger Stand; heirathen ist gut, nicht heirathen besser.“ „Wandelt im Geist und widersteht den Wünschen des Fleisches. Das Fleisch verschwört sich wider den Geist und der Geist wider das Fleisch.“ „Diejenigen, die Christus erworben hat, haben ihr Fleisch gekreuzigt, mitsammt seinen Leidenschaften und Begierden.“ Er selbst befolgte seine Lehren und heirathete nicht. Dieser Haß gegen das Fleisch

*) Mantegazza: l'amour dans l'humanité.
**) Mathai Kap. 19 Vers 11 und 12.

das ist der Haß gegen die Frau, die als die Verführerin des Mannes — siehe die Paradiesszene — dargestellt wird. In diesem Geiste predigten die Apostel und die Kirchenväter, in diesem Geiste wirkte die Kirche das ganze Mittelalter hindurch, indem sie die Klöster schuf und das Zölibat der Priester einführte, und noch heute wirkt sie in diesem Geiste.

Die Frau ist nach dem Christenthum die Unreine, die Verführerin, welche die Sünde in die Welt brachte und den Mann zu Grunde richtete. Daher haben die Apostel und die Kirchenväter die Ehe stets nur als ein nothwendiges Uebel angesehen, wie man das heute von der Prostitution sagt. Tertullian ruft: „Weib, du solltest stets in Trauer und Lumpen gehen, dem Blick deine Augen voll Thränen der Reue darbietend, um vergessen zu machen, daß du das Menschengeschlecht zu Grunde gerichtet hast. Weib! Du bist die Pforte zur Hölle!“ Hieronymus sagt: „Die Ehe ist immer ein Laster, Alles, was man thun kann, ist, sie zu entschuldigen und zu heiligen,“ weshalb man sie zum kirchlichen Sakrament machte. Origenes erklärt: „Die Ehe ist etwas unheiliges und unreines, Mittel der Sinnenlust,“ und um der Versuchung zu widerstehen, entmannte er sich. Tertullian: „Eheloſigkeit muß gewählt werden, wenn auch das Menschengeschlecht zu Grunde geht.“ Augustin: „Die Eheloſen werden glänzen am Himmel wie leuchtende Sterne, während ihre Eltern (die sie gezeugt) den dunklen Sternen gleichen.“ Eusebius und Hieronymus stimmen darin überein, daß der Ausspruch der Bibel: „Seid fruchtbar und mehret euch,“ nicht länger der Zeit mehr entspreche und die Christin nicht kümmere. Es ließen sich noch hunderte von Zitaten der gewichtigsten Kirchenlichter anführen, welche alle in der gleichen Richtung lehrten und durch ihr fortgesetztes Predigen jene unnatürlichen Anschauungen über geschlechtliche Dinge und über den Verkehr der beiden Geschlechter verbreitet haben, der doch ein Gebot der Natur und dessen Erfüllung eine der wichtigsten Pflichten des Lebenszwecks ist. An diesen Lehren krankt die heutige Gesellschaft noch schwer und sie erholt sich nur langsam davon.

Den Frauen ruft Petrus mit Nachdruck zu: „Frauen, seid gehorsam euren Männern.“ Paulus schreibt an die Epheser: „Der Mann ist das Oberhaupt des Weibes, wie Christus das Oberhaupt der Kirche;“ und an die Korinther: „Der Mann ist das Ebenbild und der Ruhm Gottes und die Frau der Ruhm des Mannes.“

Darnach kann sich jeder Pinsel von Mann für besser halten als die ausgezeichnetste Frau, und in der Praxis ist es bis heute so.

Auch gegen die höhere Erziehung und Bildung der Frau erhebt Paulus seine gewichtige Stimme, denn er sagt: „Einem Weibe gestatte man nicht, daß sie erziehe oder lehre, sondern sie gehorche, diene und sei stille."

Solche Lehren waren allerdings dem Christenthum nicht allein eigenthümlich. Wie das Christenthum ein Gemisch von Judenthum und griechischer Philosophie ist, und diese wieder ihre Wurzeln in den älteren Kulturen der Aegypter, Babylonier und Indier findet, so war die untergeordnete Stellung, die das Christenthum der Frau anwies, allmälig eine der ganzen alten Kulturwelt gemeinsame geworden. Jedes Herrschaftsverhältniß enthält die Degradation des Beherrschten. Und diese untergeordnete Stellung der Frau ist bis heute bei der zurückgebliebenen Kulturentwickelung des Orients dort mehr noch als unter der Christenheit erhalten geblieben. Was in der sogenannten christlichen Welt die Stellung der Frau allmälig verbesserte, war nicht das Christenthum, sondern die trotz des Christenthums vorgeschrittene Kultur des Abendlandes.

Das Christenthum ist gänzlich unschuldig, wenn heute die Stellung der Frau eine höhere ist, als zur Zeit seiner Entstehung. Es hat nur widerwillig und gezwungen sein wahres Wesen in Bezug auf die Frau verleugnet. Diejenigen, die für die „Menschheit befreiende Mission des Christenthums" schwärmen, sind in dieser wie in vieler anderer Beziehung freilich anderer Ansicht. Sie behaupten, das Christenthum habe die Frau aus der früheren niederen Stellung befreit und sie stützen sich dabei insbesondere auf den später im Christenthum auftauchenden Marien-, beziehentlich Mutter-Gottes-Kultus, ein Kultus, der dem weiblichen Geschlecht als solchem gelte. Dagegen dürfte die katholische Kirche, die diesen Kultus bis heute pflegt, entschieden protestiren. Die bereits zitirten Heiligen und Kirchenväter, deren Zitate leicht vermehrt werden könnten — und unter ihnen die ersten und größten — sprechen sich sammt und sonders frauen- und ehefeindlich aus. Das Konzil zu Macon, das im 6. Jahrhundert darüber stritt, ob die Frau eine Seele habe oder nicht, spricht ebenfalls gegen jene frauenfreundliche Auffassung. Die Einführung des Zölibats durch Gregor VII,*) das Wüthen eines

*) Ein Schritt, gegen den unter anderem die Pfarr-Geistlichen der Diözese Mainz sich beschwerend also äußerten: Ihr Bischöfe und Aebte

Theiles der Reformatoren namentlich Calvin's und der schottischen Kirchenreformatoren und Geistlichen*) gegen des „Fleisches Lüste" und vor allen Dingen das „Buch der Bücher" die Bibel selbst in ihren zahlreichen frauen- und menschenfeindlichen Aussprüchen, lehren das Gegentheil.

Indem die katholische Kirche den Marienkultus einführte, stellte sie, wie schon hervorgehoben wurde, mit kluger Berechnung ihren eigenen Göttinkultus an Stelle des heidnischen Göttinnenkultus, der bei allen Völkern, über die das Christenthum sich ausbreitete, vorhanden war. Maria trat an die Stelle der Kybele, Mylitta, Aphrodite, Venus, Ceres ꝛc. der südlichen Völker, an die Stelle der Edda, Freya ꝛc. der germanischen Völker, nur wurde sie christlich-spiritualistisch idealisirt.

Die urwüchsigen, physisch gesunden, zwar rohen, aber unverdorbenen Völkerschaften, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von Osten und Norden, wie ungeheuere Meereswogen, heranflutheten und das erschlaffte römische Weltreich, in dem das Christenthum allmälig sich zum Herrn aufgeworfen, überschwemmten, widerstanden mit aller Kraft den ascetischen Lehren der christlichen Prediger, und wohl oder übel mußten sie diesen gesunden Naturen Rechnung tragen. Mit Verwunderung sahen die Römer, daß die Sitten jener Völkerschaften ganz andere, als die ihrigen waren. Tacitus zollte dieser Thatsache seine Anerkennung, der er in Bezug auf die Deutschen also Ausdruck gab: „Ihre Ehen sind sehr strenge und keine ihrer Sitten ist mehr zu loben als diese, denn sie sind fast die einzigen Barbaren, welche sich mit einem Weibe begnügen; sehr wenig hört man bei diesem zahlreichen Volke von Ehebruch, der aber auch auf der Stelle bestraft wird, welches den Männern selbst erlaubt ist. Mit abgeschnittenen Haaren jagt der Mann die ehebrecherische Frau nackt vor den Verwandten aus dem Dorfe, denn verletzte Sittsamkeit findet keine Nachsicht. Weder durch Schönheit, noch durch Jugend oder Reichthum findet eine solche Frau einen Mann. Dort lacht Niemand über das Laster; auch wird dort

---

besitzt große Reichthümer, eine königliche Tafel, üppige Jagdequipagen, wir armen, einfachen Priester haben zu unserer Tröstung nur eine Frau. Die Enthaltsamkeit mag eine schöne Tugend sein, aber sie ist in Wahrheit „schwer und hart". Yves Guyot: Les theories sociales du Christianisme. II. Aufl. Paris.

*) Siehe Buckle: Geschichte der Zivilisation in England.

das Verführen oder Verführtwerden nicht als Lebensart bezeichnet. Spät verheirathen sich die Jünglinge und daher behalten sie ihre Kraft; auch die Jungfrauen werden nicht eilfertig verheirathet, und bei ihnen findet sich dieselbe Jugendblüthe, die gleiche körperliche Größe. Von gleichem Alter, gleich kräftig, vermählen sie sich und die Stärke der Eltern geht auf die Kinder über."

Man darf nicht übersehen, daß Tacitus, um den Römern ein Muster vorzuhalten, die ehelichen Zustände der alten Germanen etwas sehr rosig malte, oder auch nicht genügend kannte. Allerdings wurde die Ehebrecherin bei den Germanen strenge bestraft, aber dasselbe galt nicht von dem ehebrecherischen Manne. Zur Zeit des Tacitus stand die Gens unter den Germanen noch in voller Blüthe. Er selbst, dem unter den vorgeschrittenen römischen Verhältnissen die alte Gentilverfassung und ihre Grundlagen vollkommen fremd und unverständlich sein mußte, erzählt mit Verwunderung, daß bei den Germanen der Mutter Bruder seinen Neffen wie einen Sohn ansehe, ja einige hielten das Blutband zwischen dem Onkel von Mutterseite und dem Neffen noch heiliger und enger als das zwischen Vater und Sohn, so daß, wenn Geiseln gefordert würden, der Schwestersohn für eine größere Garantie gelte als der eigene Sohn. Engels bemerkt dazu: Wurde von Genossen einer solchen Gens der eigene Sohn zum Pfand eines Gelöbnisses gegeben und fiel als Opfer bei Vertragsbruch des Vaters, so hatte dieser das mit sich selbst auszumachen. War es aber der Schwestersohn, der geopfert wurde, so war das heiligste Gentilrecht verletzt. Der nächste zum Schutz des Knaben oder Jünglings vor allen andern verpflichtete Gentilverwandte hatte seinen Tod verschuldet; entweder durfte er ihn nicht verpfänden oder er mußte den Vertrag halten.*)

Im Uebrigen war schon nach Engels zu Tacitus' Zeiten bei den Deutschen das Mutterrecht dem Vaterrechte gewichen. Die Kinder erbten vom Vater, wo diese fehlten, erbten die Brüder und die Onkel von Vaters- und Mutterseite. Die Zulassung des Mutterbruders, trotz der Geltung des Vaterrechtes, hängt damit zusammen, daß das alte Recht eben erst geschwunden war. Die Erinnerung an das alte Recht war auch die Ursache, daß Tacitus eine ihm dem Römer fast unbegreifliche Achtung der Deutschen vor dem weiblichen Geschlecht erkannte. Auch zeichneten sich die Deutschen durch jenen

*) Engels: Der Ursprung der Familie ꝛc.

fast unbesiegbaren Muth aus, der schon nach den Beobachtungen von Herodot und andern alten Schriftstellern alle Männer beseelte, die unter dem Mutterrechte standen. Die Vertheidigung der Frauen ist ihnen das Höchste, was sie kennen, der Gedanke, daß ihre Frauen in Gefangenschaft und Sklaverei fallen können, ist der schrecklichste, den sie zu fassen vermögen, und stachelt sie zum äußersten Widerstande an. Die Frau ist ihnen heilig und unverletzlich, ihr Rath ist von besonderem Gewicht, daher auch Frauen die Priesterinnen und Prophetinnen sind.

Zu des Tacitus Zeit waren die Deutschen bereits ansässig geworden; die Austheilung des Landes fand alljährlich statt, daneben bestand das Gemeineigenthum an Wald, Wasser und Weideland fort. Ihre Lebensweise war noch sehr einfach, ihr Reichthum hauptsächlich Vieh, ihre Kleidung, sehr waldursprünglich, bestand aus grobem Wollmantel, Thierfellen, für Frauen und Vornehme leinene Unterkleider. Die Metallbearbeitung war nur bei den Stämmen im Gebrauch, die zu entfernt für die Einfuhr römischer Industrieprodukte wohnten. Das Recht sprach in geringeren Sachen der Rath der Vorsteher, wichtigere entschied die Volksversammlung. Die Vorsteher wurden gewählt, und zwar meist aus derselben Familie, aber der Uebergang zum Vaterrecht begünstigt die Erblichkeit der Stellung, und führte schließlich zur Gründung eines Stammesadels, dem später das Königthum entspringt. Wie in Griechenland und Rom, so ging ähnlich die deutsche Gens an dem Aufkommen des Privateigenthums, der Entwicklung der Gewerbe und des Handels und durch die Vermischung mit Angehörigen fremder Stämme und Völker zu Grunde. An Stelle der Gens trat in Deutschland der Gemeindeverband, die Markgenossenschaft, die für weitere Jahrhunderte die demokratische Organisation eines freien Bauernstandes bildete, bis dieser in den späteren Kämpfen mit Fürsten, Adel und Kirche allmälig unterlag, in Unterthänigkeit und Leibeigenschaft gerieth und der Feudalstaat sein Emporkommen feierte.

In der Markgenossenschaft war das Familienoberhaupt der geborene Herr, hinter ihm kamen die männlichen Glieder. Frauen, Töchter, Schwiegertöchter waren jetzt vom Rath und von der Leitung ausgeschlossen. Die Zeiten, daß Frauen die Leitung der Geschäfte eines Stammes in die Hände bekamen — ein Vorgang, der Tacitus ebenfalls aufs Höchste befremdete und über den er mit

Abscheu und verächtlichen Bemerkungen berichtet — waren vorbei. Das salische Gesetz hob im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung ausdrücklich die Erbnachfolge des weiblichen Geschlechts für Erbstammgüter auf, und der Geist dieses Gesetzes beherrschte das Zeitalter.

Jeder Markgenosse hatte, wie schon hervorgehoben, ein Anrecht auf einen Theil des gemeinsamen Grund und Bodens. Sobald der junge Germane sich verheirathete, bekam er sein Loos an Grund und Boden zugetheilt; erhielt er Kinder, so hatte er ein weiteres Anrecht auf ein Stück Land. Auch bestand allgemein die Sitte, daß junge Eheleute besondere Gewährungen für die Gründung ihres Hausstandes erhielten, z. B. ein Fuder Buchenholz und das Holz zum Blockhaus. Die Nachbarn halfen bereitwillig beim Anfahren und Zimmern und der Herstellung des Haus- und Ackergeräths. Wurde den Eheleuten eine Tochter geboren, so hatten sie Anrecht auf ein Fuder Holz; war das Neugeborene dagegen ein Sohn, auf zwei.*) Man sieht, das weibliche Geschlecht wurde nur als halbwerthig angesehen.

Die Eheschließung war einfach. Von einer religiösen Handlung war keine Rede, die beiderseitige Willenserklärung genügte, und sobald das Paar das Ehebett beschritten, war die Ehe geschlossen. Die Sitte, daß die Ehe zu ihrer Giltigkeit eines kirchlichen Aktes bedurfte, kam erst im neunten Jahrhundert auf, und erst im sechzehnten Jahrhundert wurde auf Beschluß des Trientiner Konzils die Ehe für ein kirchliches Sakrament erklärt.

Mit der Entstehung des Feudalstaats hatte sich der soziale Zustand einer sehr großen Zahl Gemeinfreier verschlechtert. Die siegreichen Heerführer hatten sich nach Möglichkeit mächtiger Landstrecken, die bis dahin Volksbesitz waren, bemächtigt, die sie an das ihnen ergebene Gefolge, Sklaven, Leibeigene, Freigelassene, die meist fremder Abstammung waren, verschenkten. Sie schafften sich dadurch einen Hof- und Dienstadel, der ihnen zu Willen war und ihren

*) Eyn iglich gefurster man, der ein kindbette hat, ist sin kint eyn dochter, so mag er eyn wagen vol bornholzes von urholz verkaufen of den samstag. Ist iz eyn sone, so mag he iz tun of den dinstag und of den samstag von ligendem holz oder von urholz und sal der frauwen davon kaufen, win und schon brod dyeweile sie kintes june lit. G. L. v. Maurer: Geschichte der Markenverfassung in Deutschland.

Plänen Vorschub leistete. Die Bildung eines großen Reichs, wie es die Frankenkönige bewerkstelligten, ließ die alte Gentilverfassung auch politisch als unzulänglich erscheinen; so traten an die Stelle des Raths der Vorsteher die Unterführer des Heeres und der neu aufgekommene Adel.

Die große Masse der freien grundbesitzenden Bauern war durch die fortgesetzten Eroberungskriege und Zwistigkeiten der Großen erschöpft und heruntergebracht, so daß sie der Verpflichtung, den Heerbann zu stellen, nicht mehr entsprechen konnten. An ihre Stelle traten die Dienstleute der neu aufstrebenden Großen, meist hörig gewordene Bauern; diese letzteren, unfähig, gegen die beständigen Plünderungen sich zu wehren, hatten sich in den Schutz der Großen oder der Kirche, die es verstanden hatte, binnen wenigen Jahrhunderten eine bedeutende Macht zu werden, begeben. Nachdem sie aber einmal ihr Eigenthum an den Schutzherrn übertragen hatten, erhielten sie dies nur in der Form von Zinsgut von diesem zurück, jedoch mit der Verpflichtung der Leistung von Abgaben und Diensten, welche allmälig die verschiedensten Formen annahmen und im Laufe der Zeit immer zahlreicher und drückender wurden. Hörigkeit und Leibeigenschaft gewannen an Ausdehnung.

Allmälig maßte sich der Grundherr die fast unbeschränkte Verfügung über seine Leibeigenen und Hörigen an. Ihm stand jetzt das Recht zu, jeden Mann, sobald er 18 Jahre, und jedes Mädchen, sobald es 14 Jahre alt war, zu einem Ehebündniß zu zwingen. Er konnte dem Mann die Frau, der Frau den Mann vorschreiben. Dasselbe Recht hatte er gegen Witwen und Witwer. Auch besaß er das sogenannte jus primae noctis (das Recht der ersten Nacht), auf das er indeß gegen Leistung einer bestimmten Abgabe, die schon durch den Namen ihre Natur verrieth, (Bettmund, Hemdschilling, Jungfernzins, Schürzenzins, Bunzengroschen ꝛc.) Verzicht leisten konnte.

Dieses Recht der ersten Nacht wird vielfach bestritten. Es mag sein, daß dasselbe manchen Leuten recht unbequem ist, weil es noch in einer Zeit bestand, die man von gewisser Seite heute so gern als mustergiltig hinstellen möchte, mustergiltig an sogenannter guter Sitte und Frömmigkeit. Es wurde schon darauf hingewiesen, wie dieses Recht der ersten Nacht das letzte Rudiment einer Sitte ist, die mit der Zeit des Mutterrechts, als alle Frauen einer Gens die Ehefrauen aller Männer in der Gens waren, zusammenhing.

Mit dem Verschwinden der Gens erhält sich der Gebrauch in der Preisgabe der Braut an die Männer der Familiengenossenschaft in der Brautnacht fort, aber das Recht schränkt sich im Laufe der Zeit ein und geht schließlich auf das Stammesoberhaupt oder den Priester als Ausübung eines religiösen Aktes über, wird aber dann vom feudalen Grundherrn als Ausfluß seiner Gewalt über die Person beibehalten und je nach seinem Willen entweder praktisch ausgeübt oder durch eine Leistung von Naturalien oder Geld darauf verzichtet. Sugenheim*) erwähnt das jus primae noctis als ein allgemein bestehendes Recht des Grundherrn, daher stammend, daß er die Zustimmung zur Verheirathung zu geben hatte. Nach ihm entsprang aus diesem Rechte in Béarn, daß alle erstgeborenen Kinder einer Ehe, in der das jus primae noctis geübt worden war, freien Standes waren. Später wurde dieses Recht durch eine Steuer ablösbar. Am Hartnäckigsten hielten an dieser Steuer nach Sugenheim die Bischöfe von Amiens fest und zwar bis zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts. In Schottland wurde dieses Recht von König Malcolm III. ab ebenfalls durch eine Steuer ablösbar. In Deutschland bestand dieses Recht aber noch weit länger. Nach dem Lagerbuche des schwäbischen Klosters Adelberg vom Jahre 1496 mußten zu Börtlingen seßhafte Leibeigene das fragliche Recht damit ablösen, daß der Bräutigam eine Scheibe Salz, die Braut aber 1 Pfund 7 Schilling Heller oder eine Pfanne, „daß sie mit dem Hintern darein sitzen kann oder mag", entrichten. In andern Orten hatten die Bräute dem Grundherrn als Ablösungsgebühr so viel Käse oder Butter zu entrichten, „als dick und schwer ihr Hintertheil war", wieder anderwärts mußten sie einen zierlichen Korduansessel, „den sie just damit ausfüllen konnten", geben.**) Nach den Schilderungen des bayerischen Oberappellationsgerichtsraths Welsch bestand die Verpflichtung zur Ablösung des jus primae noctis noch im letzten Jahrhundert in Bayern. (Ueber Stetigung und Ablösung der bäuerlichen Grundlasten mit besonderer Rücksicht auf Bayern,

---

*) Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa.

**) Memminger, Stälin und andere: Beschreibung der württembergischen Aemter. Heft 20. (Oberamt Göppingen.) Hormayr: Die Bayern im Morgenlande. Anmerkung Seite 38. Siehe Sugenheim: Geschichte der Leibeigenschaft ꝛc. Seite 360.

Württemberg, Baden, Hessen, Preußen und Oesterreich. Landshut 1848.)

Es kann also gar kein Zweifel bestehen, daß das sog. Recht der ersten Nacht nicht nur das ganze Mittelalter hindurch, sondern selbst bis in die Neuzeit bestand und seine Rolle im Kodex des Feudalrechts spielte. In Polen maßten sich sogar die Edelleute das Recht an, jede Jungfrau zu schänden, die ihnen gefiel, und sie ließen 100 Stockstreiche dem geben, der sich beklagte.*) Beiläufig bemerkt, ein Zustand, der im Osten und Südosten Europas noch heute in Uebung ist; so berichten unter andern Kenner von Land und Leuten aus Ungarn, Siebenbürgen und den Donaufürstenthümern.

In der Feudalzeit lagen aber die Eheschließungen im Interesse des Grundherrn, weil die daraus erwachsenden Kinder zu ihm in dasselbe Unterthänigkeitsverhältniß wie ihre Eltern traten, seine Arbeitskräfte wurden vermehrt und steigerten sein Einkommen. Daher begünstigten geistliche wie weltliche Grundherren die Eheschließungen ihrer Unterthanen. Anders gestaltete sich das Verhältniß für die Kirche in den Fällen, wo diese Aussicht hatte, durch Eheverhinderungen Land und Leute als Vermächtniß in kirchlichen Besitz zu bringen. Dies betraf aber fast nur die niederen Freien, deren Lage im Laufe der Zeit durch Umstände, wie sie angedeutet wurden, immer unhaltbarer wurde, und die den religiösen Einflüsterungen und Vorurtheilen häufig folgend, ihr Besitzthum an die Kirche abtraten und hinter den Klostermauern Schutz und Frieden suchten. Andere Grundeigenthümer wieder, die sich zu schwach fühlten, der Gewalt der großen Grundherren zu widerstehen, traten gegen Leistung gewisser Abgaben und Dienste unter den Schutz der Kirche. Ihre Nachkommen verfielen aber häufig auf diesem Wege demselben Loos, dem ihre Vorfahren entrinnen wollten, sie kamen in die Hörigkeit der Kirche, oder man machte sie zu Proseliten für die Klöster, um später ihr Eigenthum einsacken zu können.

Die aufblühenden Städte hatten in den ersten Jahrhunderten ein lebhaftes Interesse; den Bevölkerungszuwachs zu begünstigen, indem sie die Niederlassung und die Eheschließung möglichst erleichterten. Aber mit der Zeit änderten sich diese Verhältnisse. Sobald die Städte Macht erlangt hatten, ein durchgebildeter und in sich organisirter Handwerkerstand vorhanden war, wuchs die Feind-

*) Sugenheim: Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft ꝛc.

seligkeit gegen Neuhinzuziehende, in welchen man nur unbequeme Konkurrenten erblickte. Mit der steigenden Macht des Bürgerthums vervielfältigten sich auch die Schranken, die man gegen den Neuanziehenden aufrichtete. Hohe Niederlassungsgebühren, kostspielige Meisterprüfungen, Beschränkungen eines jeden Gewerbes auf eine gewisse Kopfzahl von Meistern und Gesellen zwangen Tausende zur Unselbständigkeit, zum außerehelichen Leben und zur Vagabondage.

Als dann die Blüthezeit der Städte vorüber war und der Verfall derselben begann, lag es in den beschränkten Anschauungen jener Zeit, daß die Hindernisse zur Niederlassung und Selbständigmachung sich sogar noch vermehrten. Andere Ursachen wirkten weiter demoralisirend.

Die Tyrannei der Grundherren wuchs von Jahrzehnt zu Jahrzehnt dergestalt, daß viele ihrer Unterthanen vorzogen, ihr Jammerleben mit dem Geschäft des Bettlers, des Landstreichers oder Räubers, das durch die großen Wälder und den schlechten Zustand der Verkehrswege sehr begünstigt wurde, zu vertauschen. Oder sie wurden Landsknechte (Söldner), die sich dorthin verkauften, wo der Sold am größten war und die Beute die reichlichste schien. Es entstand ein zahlreiches, männliches und weibliches Lumpenproletariat, das zur wahren Landplage wurde. Die Kirche trug zur allgemeinen Verderbniß redlich bei. Lag schon in der zölibatärischen Stellung der Geistlichen die Hauptursache zur Förderung geschlechtlicher Ausschweifungen, so wurden diese durch den unausgesetzten Verkehr mit Rom und Italien noch begünstigt.

Rom war nicht blos die Hauptstadt der Christenheit und die Residenz des Papstthums, es war auch getreu seiner Vergangenheit in der Kaiserzeit das neue Babel, die europäische Hochschule der Unsittlichkeit geworden, und der päpstliche Hof ihr vornehmster Sitz. Das römische Reich hatte bei seinem Zerfall dem christlichen Europa weit mehr seine Laster als seine Tugenden hinterlassen. Erstere wurden in Italien besonders gepflegt und drangen von dort, wesentlich durch den Verkehr der Geistlichkeit, nach Deutschland. Die ungeheuer zahlreiche Geistlichkeit, meist aus kräftigen Männern bestehend, deren geschlechtliches Bedürfniß durch träges und üppiges Leben aufs Aeußerste gesteigert wurde, aber durch die erzwungene Ehelosigkeit auf die Befriedigung in der geschlechtlichen Wildniß oder auf widernatürliche Wege angewiesen war, trug die Sittenlosigkeit in alle Kreise der Gesellschaft und wurde für die Moral des

weiblichen Geschlechts in Städten und Dörfern eine pestartige Gefahr. Nicht selten unterschieden sich Mönchs- und Nonnenklöster nur dadurch von öffentlichen Häusern, daß das Leben darin noch zügelloser und ausschweifender war, und zahlreiche Verbrechen, namentlich Kindesmorde, um so leichter verborgen gehalten werden konnten, weil in den Klöstern Diejenigen allein die Gerichtsbarkeit auszuüben hatten, die an der Spitze dieser Verderbniß standen. Die Bauern auf dem Lande suchten ihre Frauen und Töchter vor geistlicher Verführung dadurch sicher zu stellen, daß sie keinen als „Seelenhirten" annahmen, der sich nicht verpflichtete, eine Konkubine zu nehmen. Ein Umstand, der einen Bischof von Konstanz veranlaßte, den Pfarrern seiner Diözese eine Konkubinensteuer aufzuerlegen. Das waren Zustände, welche die Thatsache erklären, daß in dem von blöden Romantikern uns als so fromm und sittsam dargestellten Mittelalter, z. B. 1414 auf dem Konzil zu Konstanz, nicht weniger als 1500 fahrende Frauen erschienen.

Die hier geschilderten Zustände traten aber keineswegs erst beim Verfall des Mittelalters auf, sie bestanden schon sehr frühzeitig und gaben unausgesetzt zu Klagen und Verordnungen Anlaß. So lautet eine solche vom Jahre 802: „Die Frauenklöster sollen streng bewacht werden, die Nonnen durchaus nicht umherschweifen, sondern mit größtem Fleiß verwahrt werden, nicht in Streit und Hader unter einander leben und in keinem Stück den Meisterinnen und Aebtissinnen ungehorsam oder zuwider handeln. Wo sie aber unter eine Klosterregel gestellt sind, sollen sie dieselbe durchaus einhalten. Nicht der Hurerei, nicht dem Volltrinken, nicht der Habsucht sollen sie dienen, sondern auf jede Weise gerecht und nüchtern leben. Und in ihr Kloster soll kein Mann eintreten, als zur Messe blos, und dann soll er gleich wieder weggehen." Und eine Verordnung vom Jahre 869 bestimmt: „Wenn Priester mehrere Frauen halten, oder das Blut von Christen oder Heiden vergießen, oder die kanonische Regel brechen, so sollen sie des Priesterthums beraubt werden, weil sie schlechter sind als Laien!"

Die Lage der Frauen wurde dadurch noch besonders ungünstig, daß neben all den Hindernissen, welche die Verehelichung und die Niederlassung erschwerten, auch ihre Zahl die der Männer bedeutend überwog. Hierfür sind als besondere Ursachen anzusehen die zahlreichen Kämpfe und Fehden und die gefahrvollen Handelsreisen jener Zeit; größere Sterblichkeit der Männer in Folge von Unmäßig-

keit und Völlerei und die wieder aus dieser Lebensweise hervorgehende größere Sterblichkeitsrate bei den zahlreichen pestartigen Krankheiten, die das ganze Mittelalter hindurch wütheten. So zählte man in dem Zeitraum von 1326—1400 zweiunddreißig, von 1400—1500 einundvierzig, von 1500—1600 dreißig Pestjahre.*)

Schaaren von Frauen trieben sich als Gauklerinnen, Sängerinnen, Spielerinnen, in Gesellschaft von fahrenden Schülern und Klerikern auf den Landstraßen umher, überschwemmten die Messen und Märkte und waren zu finden, wo immer Massenansammlungen und Festlichkeiten vorkamen. In den Heeren der Landsknechte bildeten sie besondere Abtheilungen mit ihrem eigenen Weibel. Hier wurden sie, dem Zunftcharakter der Zeit entsprechend, nach Schönheit und Alter, den verschiedenen Chargen zugewiesen und durften bei schwerer Strafe sich außerhalb dieses Kreises Keinem hingeben. In den Lagern mußten sie mit den Troßbuben Heu, Stroh und Holz herbeischleppen, Gräben, Teiche und Gruben ausfüllen, die Reinigung des Lagers besorgen. Bei Belagerungen hatten sie mit Reisig, Wellen und Büscheln die Gräben auszufüllen, um das Stürmen zu erleichtern; sie waren behilflich, die Geschütze in Position zu bringen, oder wenn diese in den grundlosen Wegen stecken blieben, mußten sie an der Fortschaffung derselben helfen.

Um dem Elend der zahlreichen hilflosen Frauen einigermaßen zu steuern, errichtete man in vielen Städten sog. Bettinenanstalten (Gotteshäuser), die unter städtischer Verwaltung standen. Hier untergebracht, waren sie gehalten, einen anständigen Lebenswandel zu führen. Aber weder war die Menge dieser Anstalten, noch waren die zahlreichen Frauenklöster im Stande, alle Hilfesuchenden aufzunehmen.

Nach der Auffassung des Mittelalters konnte kein Gewerbe, und war es das verächtlichste, ohne bestimmte Regeln betrieben werden, so wurde auch die Prostitution zünftlerisch organisirt. Es gab in allen Städten Frauenhäuser, die städtisches oder landesfürstliches, selbst kirchliches Regal waren, deren Reinerträge in die bezüglichen Kassen flossen. Die Frauen in diesen Häusern hatten eine eigene selbstgewählte Altmeisterin, welche über Zucht und Ordnung zu wachen und auch insbesondere eifrig darauf zu sehen hatte, daß nicht die „Bönhasen", nichtzünftige Konkurrentinnen, das Geschäft

*) Dr. Karl Bücher: Die Frauenfrage im Mittelalter. Tübingen.

verdürben. Diese wurden im Falle des Ertappens wüthend verfolgt und behördlich bestraft. Die Frauenhäuser genossen besonderen Schutz; Ruhestörungen in ihrer Nähe wurden doppelt hart geahndet. Auch hatten die weiblichen Zunftgenossen das Recht, bei Prozessionen und Festlichkeiten, bei welchen die Zünfte regelmäßig mitwirkten, ebenfalls im Zuge zu erscheinen, und sie wurden nicht selten zu fürstlichen und Rathstafeln als Gäste gezogen. Indeß fehlte es, namentlich in früherer Zeit, auch nicht an den gewaltthätigsten Verfolgungen gegen die Freudenmädchen, ausgehend von derselben Männerwelt, die durch ihr Verhalten und ihr Geld sie unterhielten. So verordnete Kaiser Karl der Große, daß eine Prostituirte nackt auf den Markt geschleppt und ausgepeitscht werden solle, während er doch selbst, der „allerchristlichste" König und Kaiser, nicht weniger als sechs Frauen auf einmal hatte, und dabei waren seine Töchter, dem Beispiele des Vaters folgend, keineswegs Tugendboldinnen. Sie bereiteten sogar dem Vater durch ihren Lebenswandel manche unangenehme Stunde und brachten ihm der unehelichen Kinder mehrere heim. Alkuin, Karls des Großen Freund und Rathgeber, warnte seine Schüler „vor den gekrönten Tauben, die nächtlich durch die Pfalz fliegen", worunter er des Kaisers Töchter verstand.

Dieselben Gemeinwesen, die offiziell das Bordellwesen organisirten, es unter ihren Schutz nahmen und den Priesterinnen der Venus allerlei Privilegien einräumten, hatten aber die härtesten und grausamsten Strafen für eine arme, verlassene Gefallene. Die Kindesmörderin, die aus Verzweiflung ihre Leibesfrucht getödtet, wurde in der Regel den grausamsten Todesstrafen unterworfen, nach dem gewissenlosen Verführer krähte kein Hahn. Er saß vielleicht mit im Gericht, welches das Todesurtheil über das arme Opfer fällte. Dergleichen kommt übrigens noch heute vor. *)

In Würzburg schwor im Mittelalter der Frauenwirth dem Magistrat: „Der Stadt treu und hold zu sein und Frauen zu werben." Aehnlich war es in Nürnberg, Ulm, Leipzig, Köln, Frank-

*) Leon Richer berichtet in „La femme libre" einen Fall, wonach in Paris ein Dienstmädchen wegen Kindesmordes durch den Vater ihres eigenen Kindes, einen angesehenen frommen Advokaten, der mit im Schwurgericht saß, verurtheilt wurde. Noch mehr. Der Advokat war sogar selber der Mörder und sie vollkommen unschuldig, wie das heroische Mädchen erst nach ihrer Verurtheilung vor dem Gericht aussagte.

furt und anderwärts. In Ulm, in dem 1537 die Frauenhäuser aufgelöst wurden, beantragten 1551 die Zünfte wieder ihre Einführung, „um größeres Unwesen zu verhüten!“ Hohen Fremden wurden auf Stadtkosten Freudenmädchen zur Verfügung gestellt. Als König Ladislaus 1452 in Wien einzog, sandte ihm der Magistrat eine Deputation von öffentlichen Dirnen entgegen, die, nur mit leichter Gaze bekleidet, die schönsten Körperformen zeigten, und bei seinem Einzug in Brügge wurde Kaiser Karl V. von einer Deputation nackter Mädchen begrüßt. Solche Fälle kamen in jener Zeit nicht selten vor, ohne großen Anstoß zu erregen.

Phantasiereiche Romantiker und Leute von schlauer Berechnung haben den Versuch gemacht, das Mittelalter als besonders „sittlich“ und von wahrer Frauenverehrung beseelt darzustellen. Dazu mußte besonders die Zeit der Minnesänger in Deutschland — von Ende des 12. bis zum 14. Jahrhundert — die Folie geben. Der Minnedienst (Liebesdienst) des Ritterthums, den das französische, italienische und deutsche Ritterthum zunächst bei den Mauren in Spanien und auf Sizilien kennen gelernt hatte, soll Zeugniß für die hohe Achtung ablegen, in welcher zu jener Zeit die Frau stand. Da ist nun zunächst an Einiges zu erinnern. Erstens bildete das Ritterthum nur einen sehr geringen Prozentsatz der Bevölkerung und dementsprechend auch die Ritterfrauen von den Frauen überhaupt; zweitens hat nur ein kleinerer Theil der Ritterschaft den eigentlichen Minnedienst geübt; drittens ist die wahre Natur dieses Minnedienstes stark übertrieben und verkannt oder absichtlich entstellt worden. Das Zeitalter, in dem dieser Minnedienst blühte, war zugleich das Zeitalter des schlimmsten Faustrechts in Deutschland, in dem wenigstens auf dem Lande alle Bande der Ordnung gelöst waren und das Ritterthum der Wegelagerei, dem Raub und der Brandschatzung ungezügelt sich hingab. Daß eine solche Zeit der brutalsten Gewaltthätigkeiten keine Zeit ist, in der in besonderem Maße milde und poetische Gefühle vorherrschen können, ist selbstverständlich. Das Gegentheil ist richtiger. Diese Zeit trug dazu bei, etwa vorhandene Achtung vor dem weiblichen Geschlecht nach Möglichkeit zu zerstören. Die Ritterschaft, auf dem Lande wie in den Städten, bestand zum größten Theil aus rohen, wüsten Gesellen, deren vornehmste Leidenschaft neben Fehden und unmäßigem Trinken die zügellosesten Befriedigung geschlechtlicher Begierden war. Alle Chroniken aus damaliger Zeit wissen nicht genug von Nothzucht und Gewaltthat zu erzählen,

welche sich der Adel auf dem Lande und insbesondere auch in den Städten, in denen er als Patriziat auftretend bis zum 13. und theilweise bis zum 14. Jahrhundert das Stadtregiment in der Hand hatte, zu Schulden kommen ließ, ohne daß die Mißhandelten die Mittel besaßen, sich Recht zu verschaffen. Denn in der Stadt besetzten die Junker die Schöffenbank und auf dem Lande war der Grundherr, dem der Blutbann zustand, der Ritter, Abt oder Bischof. Es ist also unmöglich, daß die Ritterschaft im Allgemeinen mit solchen Sitten und Gewohnheiten eine besondere Achtung vor ihren eigenen Frauen und Töchtern gehabt und sie als eine Art höherer Wesen auf den Händen getragen hätte, geschweige daß sie diese Achtung vor den Frauen und Töchtern der Bürger oder Bauern, gegen welche der Adel die tiefste Verachtung empfand, hegte.

Insoweit dieser Minnedienst geübt wurde, und es war wohl eine sehr kleine Minderheit in der Ritterschaft vorhanden, die aufrichtige Schwärmer für Frauenschönheit war, ging er nicht selten von Menschen aus, die, wie jener Ulrich von Lichtenstein, ihrer Sinne nicht mächtig waren, und bei welchen christlicher Mystizismus und christliche Asceſe mit der angeborenen Sinnenlust ein eigenthümliches Eheverhältniß eingingen. Andere, die nüchterner waren, verfolgten realere Zwecke. Im ganzen aber war jener Minnedienst die Vergötterung der Liebsten auf Kosten — der legitimen Frau, *ein ins christliche übertragener Hetärismus*, wie er zur Zeit des Perikles in Griechenland bestand und von uns geschildert wurde. In der That war im Mittelalter die gegenseitige Verführung der Frauen in der Ritterschaft ein stark geübter Minnedienst, ganz so wie sich heute Aehnliches in gewissen Kreisen unserer Bourgeoisie wiederholt.

Dies über die „Romantik" des Mittelalters und seine Hochschätzung der Frau.

Unzweifelhaft lag in dem *offenen* Rechnungtragen der Sinnenluft, wie sie im Mittelalter vorhanden war, die Anerkennung, daß der in jeden gesunden und reifen Menschen eingepflanzte Naturtrieb die Berechtigung hat, befriedigt zu werden, und lag insofern darin ein Sieg der gesunden Natur über die Asceſe des Christenthums. Andererseits muß aber immer wieder hervorgehoben werden, daß diese Anerkennung und Begünstigung nur dem einen Geschlecht zu Theil wurde, daß man hingegen das andere behandelte, als könnte und dürfte es nicht die gleichen Triebe haben, und wurde die geringste Uebertretung gegen die von der Männerwelt vorgeschriebenen

Moralgesetze auf das Härteste bestraft. Die kleinen, engen und beschränkten sozialen und politischen Verhältnisse, in welchen der mittelalterliche Kleinbürger sich bewegte, ließen ihn auch in Bezug auf die Stellung der Frau einen kleinen und beschränkten Maßstab anlegen. Das weibliche Geschlecht aber hat in Folge fortgesetzter Unterdrückung und eigenartiger Erziehung sich so in den Ideengang seines Beherrschers hineingelebt, daß es diesen Zustand ganz natürlich und in der Ordnung findet.

Gab es nicht auch Millionen von Sklaven, welche die Sklaverei natürlich fanden und sich nie befreit hätten, wenn nicht aus der Klasse der Sklavenhalter selbst die Befreier erstanden wären? Petitionirten nicht preußische Bauern, als sie nach 1807 in Folge der Stein'schen Gesetzgebung aus der Hörigkeit befreit wurden, sie darin zu lassen, „denn wer solle für sie sorgen, wenn sie krank würden oder alt seien?“ Und ist es bei der gegenwärtigen Arbeiterbewegung nicht ähnlich? Wie viel Arbeiter lassen sich nicht noch von ihren Ausbeutern beeinflussen und willenlos leiten?

Der Unterdrückte bedarf des Anregers und Anfeuerers, da ihm selbst die Macht und die Fähigkeit zur Initiative fehlt. So war es bei der Sklaverei, bei der Leibeigenschaft und Hörigkeit, so war und ist es bei der modernen Proletarierbewegung und so ist's auch bei dem Kampf für die Befreiung und Emanzipation der Frau, der mit dem des Proletariers auf das Innigste zusammenhängt. Sogar dem in seinem Befreiungskampfe vergleichsweise günstig gestellten modernen Bürgerthum brachen erst adelige und geistliche Wortführer die Bahn.

Welche Mängel und Fehler auch das Mittelalter naturgemäß hatte, wahr ist, daß es eine gesunde Sinnlichkeit besaß, die einer kernhaften, lebensfrohen Volksnatur entsprang, die das Christenthum nicht zu unterdrücken vermochte, und daß ihm die heuchlerische Prüderie, Blödigkeit und versteckte Lüsternheit unserer Zeit, die sich scheut und sperrt, die Dinge beim rechten Namen zu nennen und über natürliche Dinge auch natürlich zu sprechen, fremd war. Es kannte auch nicht jene pikante Zweideutigkeit, in die man Dinge, die man aus mangelnder Natürlichkeit und aus Sitte gewordener Prüderie nicht offen nennen will, einhüllt und damit nur um so gefährlicher macht, weil diese Sprache reizt, aber nicht befriedigt, nur ahnen läßt, aber nicht klar ausspricht. Unsere gesellschaftliche Unterhaltung, unsere Romane und unsere Theater sind voll dieser

pikanten Zweideutigkeiten und die Wirkung liegt offen zu Tage. Dieser Spiritualismus, der nicht der Spiritualismus des transszendenten Philosophen, sondern der des Roué ist, und hinter den religiösen Spiritualismus sich versteckt, hat heute eine gewaltige Macht.

Die gesunde Sinnlichkeit des Mittelalters fand in Luther ihren klassischen Dolmetsch. Mit dem religiösen Reformator haben wir es hier weniger zu thun, als mit Luther als Mensch. In letzterer Beziehung trat Luther's kräftige urwüchsige Natur unverfälscht hervor; diese zwang ihn, rückhaltlos und treffend sein Liebes- und Genußbedürfniß auszusprechen. Seine Stellung als ehemaliger römischer Geistlicher hatte ihm die Augen geöffnet, hatte ihn die Unnatur des Mönchs- und Nonnenlebens in der Praxis, so zu sagen am eigenen Leibe, kennen gelehrt. Daher die Wärme, mit der er das priesterliche und klösterliche Zölibat bekämpfte. Seine Worte gelten auch heute noch allen Jenen, die da glauben, wider die Natur sündigen zu dürfen, und meinen mit ihren Begriffen von Moral und Sittlichkeit es vereinigen zu können, wenn die staatlichen und die gesellschaftlichen Einrichtungen Millionen verhindern, ihren Naturzweck zu erfüllen. Luther sagte: „Ein Weib, wo nicht die hohe seltsame Gnade da ist, kann eines Mannes ebenso wenig entrathen als essen, schlafen, trinken und andere natürliche Nothdurft. Wiederum also auch ein Mann kann eines Weibes nicht entrathen. Ursach ist die: es ist ebenso tief eingepflanzt der Natur Kinder zu zeugen, als essen und trinken. Darum hat Gott dem Leib die Glieder, Adern, Flüsse und Alles was dazu dient, gegeben und eingesetzt. Wer nun diesem wehren will und nicht lassen gehen, wie Natur will und was thut er anders, denn er will wehren, daß Natur nicht Natur sei, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke, noch schlafe?“ Und in seiner Predigt vom ehelichen Leben sagt er ferner: „Also wenig als in meiner Macht steht, daß ich kein Mannsbild sei, also wenig steht es auch dir, daß du ohne Mann seiest, denn es ist nicht eine freie Willkür oder Rath, sondern ein nöthig natürlich Ding, daß Alles was ein Mann ist, muß ein Weib haben und was ein Weib ist, muß einen Mann haben.“ Luther sprach sich aber nicht blos in dieser energischen Weise für das Eheleben und die Nothwendigkeit des Geschlechtsverkehrs aus, er wendet sich auch dagegen, daß Ehe und Kirche irgend etwas miteinander gemein hätten. Er stand hier

also vollständig auf dem Boden der alten Zeit, die die Ehe als einen freien Willensakt der Betheiligten, der die Kirche nichts angehe, ansah. Luther sagt: „Darum wisse, daß die Ehe ein äußerlich Ding ist, wie eine andere weltliche Handtierung. Wie ich nun mag mit einem Heiden, Juden, Türken, Ketzer essen, trinken, schlafen, gehen, reiten, kaufen, reden und handeln, also mag ich auch mit ihm ehelich werden und bleiben. Und kehre dich an der Narren Gesetze, die solches verbieten, nichts. ... Ein Heide ist eben so wohl ein Mann und Weib, von Gott wohl und gut geschaffen, als St. Peter und St. Paul und St. Lucia, schweige denn als ein loser, falscher Christ.“ Luther erklärte sich gleich andern Reformatoren gegen jede Beschränkung der Ehe und wollte auch die Ehe Geschiedener wieder zulassen, wogegen die Kirche sich sträubte. Luther nahm die Ehe als eine rein äußerliche, leibliche Verbindung, welche mit Religion und Kirche eigentlich gar nichts zu thun habe. Er ging so weit, dem einen Theil zu erlauben, außer der Ehe seine Begierde zu stillen, wenn die Ehe auch noch existirte, nur damit der Natur Genüge gethan werde, welcher man nicht widerstehen könne*). Man sieht, diese Ansicht von der Ehe ist fast dieselbe, welche man im Alterthum hatte und wie sie später in der französischen Revolution wieder zum Vorschein kam. Luther ging sogar noch weiter und stellte Grundsätze auf, die die lebhafte Entrüstung eines großen Theils der „ehrbaren Männer und Frauen“ unserer Zeit hervorrufen werden, die sich so gerne mit Luther brüsten und in ihrem frommen Eifer sich auf Luther berufen. In seinem Traktat „Vom ehelichen Leben“ 1522 Jena II 146 sagt er unter Anderem:

„Wenn ein tüchtig Weib zur Ehe einen untüchtigen Mann überkäme und könnte doch keinen andern öffentlich nehmen und wollt auch nicht gerne wider Ehre thun, sollte sie zu ihrem Manne also sagen: Siehe lieber Mann, du kannst mein nicht schuldig werden, und hast mich und meinen jungen Leib betrogen, dazu in Gefahr der Ehre und Seeligkeit bracht, und ist für Gott keine Ehre zwischen uns beiden, vergönne mir, daß ich mit deinem Bruder oder nächsten Freund eine heimliche Ehe habe und du den Namen habst auf daß dein Gut nicht an fremde Erben komme, und laß

*) Dr. Karl Hagen: Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter.

dich wiederum willigliche betrügen durch mich, wie du mich ohne deinen Willen betrogen hast." Der Mann, führt Luther weiter aus, habe die Pflicht, Solches zu bewilligen. Will er nicht, hat sie das Recht, von ihm zu laufen in ein ander Land und einen Andern zu freien. Wiederum wenn ein Weib die eheliche Pflicht nicht ausüben will, hat der Mann das Recht, eine andere zu beschlafen, nur soll er es ihr vorher sagen*). Man sieht, es sind wundersam radikale und in den Augen unserer an heuchlerischer Prüderie so reichen Zeit sogar recht „unsittliche" Anschauungen, die der große Reformator entwickelt.

Diese Stellen aus den Schriften und Reden Luther's über die Ehe in dem angeführten Zitate sind aber auch um deswillen besonders wichtig, weil diese Anschauungen mit denen der heute in der protestantischen Kirche und Geistlichkeit herrschenden im schärfsten Widerspruch stehen. Die Sozialdemokratie kann in dem Kampfe, den sie neuerdings mit der Geistlichkeit zu führen hat, sich mit vollstem Fug und Recht auf Luther berufen, der in der Frage der Ehe einen durchaus vernünftigen Standpunkt einnimmt.

Luther und die Reformatoren gingen aber in der Ehefrage noch weiter, allerdings aus rein opportunistischen Gründen und aus Gefälligkeit gegen die in Frage kommenden Fürsten, deren kräftige Unterstützung oder dauerndes Wohlwollen sie sich zu erwerben, beziehentlich zu erhalten suchten. Der reformationsfreundliche Landgraf von Hessen, Philipp I., besaß neben seiner legitimen Frau eine Geliebte, die ihm nicht anders, als unter der Bedingung geheirathet zu werden, zu Gefallen sein wollte. Der Fall war heikel. Eine Scheidung von der Gemahlin verursachte großen Skandal und eine Ehe zugleich mit zwei Frauen war bei einem christlichen Fürsten in der neueren Zeit ein unerhörtes Ereigniß, das nicht minder Skandal verursachen mußte. Gleichwohl entschloß sich Philipp in seiner Verliebtheit für den letzteren Schritt und es galt jetzt nur festzustellen, daß dieser Schritt mit der Bibel nicht im Widerspruch stand und die Zustimmung der Reformatoren, insbesondere Luther's und Melanchthon's, fand. Es beginnen die Unterhandlungen des Landgrafen zunächst mit Butzer, der sich mit dem Plane einverstanden erklärt und verspricht, Luther und Melanchthon

*) A. a. O. Seite 234.

zu gewinnen. Butzer motivirt seine Ansicht dahin, daß er sagt: Mehrere Weiber zugleich zu besitzen sei nicht wider das Evangelium. Paulus, der doch viel vermeldet, die das Reich Gottes nicht erben sollten, aber von denen, die zwei Weiber haben, thue er keine Meldung; Paulus sage vielmehr, „daß ein Bischof nur eines Weibes haben, desgleichen die Diener. Wär's nun Noth gewesen, daß jeder haben solle ein Weib, so hat er's also geboten, und mehr Weiber verboten." Das war Sophistik, aber Luther und Melanchthon schlossen sich ihm an und billigten die Doppelehe, nachdem auch des Landgrafen erste Frau in die Ehe mit der zweiten unter der Bedingung gewilligt, „daß er die ehelichen Pflichten noch mehr als bisher gegen sie erfüllen werde" *). Luther hatte indeß die Frage nach der Berechtigung der Bigamie schon früher, als es sich um die Billigung einer Doppelehe Heinrichs VIII. von England handelte, Kopfschmerzen verursacht, wie aus einem Briefe an den sächsischen Kanzler Brink, Januar 1524, hervorgeht, dem er schrieb: „Grundsätzlich freilich könne er, Luther, die Bigamie nicht verwerfen, denn sie widerstreite nicht der heil Schrift**), aber er halte es für ärgerlich, wenn sie unter Christen vorkäme, die auch erlaubte Dinge unterlassen müßten." Und nach der Trauung des Landgrafen, die im März 1540 wirklich stattfand, schrieb er (10. April) auf ein Anerkennungsschreiben desselben: „Daß Ew. Gnaden guter Dinge sei über unsern gegebenen Rathschlag, den wir gern heimlich sehen halten. Sonst möchten zuletzt auch noch die groben Bauern (dem Beispiel des Landgrafen folgen wollen) vielleicht eben so große und größere Ursache fürwenden, dadurch wir denn gar viel zu schaffen möchten kriegen."

Melanchthon mochte die Zustimmung zu der Doppelehe des Landgrafen weniger schwer gefallen sein, denn er hatte schon früher an Heinrich VIII. geschrieben, „jeder Fürst habe das Recht, in seinem Gebiete die Polygamie einzuführen". Trotzdem machte die Doppelehe des Landgrafen in seinem eigenen Lande so großes und unliebsames Aufsehen, daß er — 1541 — eine Schrift verbreiten

*) Joh. Janssen: Geschichte des deutschen Volks 1525—1555.

**) Was vollkommen richtig aber auch erklärlich ist, da die Bibel zu einer Zeit entstand, in der Polygamie unter den Völkern des Abend- und des Morgenlandes weit verbreitet war. Der Verfasser.

ließ, in der die Polygamie als nicht wider die Schrift verstoßend vertheidigt wurde*). Man lebte eben nicht mehr im neunten Jahrhundert, in welchem die Traditionen der noch nicht lange vergangenen Zustände Vielweiberei ohne Anstoß ertrugen. Die sozialen Verhältnisse hatten mittlerweile sich sehr bedeutend verändert, nicht nur war die Gentilverfassung längst untergegangen, auch die Markgenossenschaft hatte der Macht des Adels, der Fürsten und der Kirche weichen müssen und war bis auf wenige Reste verschwunden, die nach dem unglücklichen Ausgange der Bauernkriege ebenfalls ausgetilgt wurden. Das Privateigenthum war die allgemeine Grundlage der Gesellschaft geworden. Neben der ackerbautreibenden Landbevölkerung war ein starker, von seinen Standesinteressen beherrschter und dementsprechend organisirter Handwerkerstand emporgewachsen, der Handel hatte große Dimensionen angenommen und schuf einen Kaufmannsstand, der durch Reichthum, Glanz der äußeren Stellung und materielle Macht den Neid und die Feindseligkeit des immer mehr der Verarmung und Verlotterung verfallenden Adels erweckte.

Unter solchen Verhältnissen war die monogamische Ehe die einzig natürliche Basis für die geschlechtlichen Beziehungen geworden, und ein Schritt, wie ihn der Landgraf von Hessen gethan, verstieß gegen die herrschende Moral und Sitte, die ja stets nur der Ausdruck der jeweilig herrschenden ökonomischen Verhältnisse ist. Dagegen fand man sich sehr wohl mit der Prostitution, als einer neben der Einehe nothwendigen, sie ergänzenden Einrichtung ab und tolerirte sie nach Kräften.

Indem Luther die Befriedigung des Geschlechtstriebs als ein Gebot der Natur anerkannte, sprach er aus, was die Männerwelt jener Zeit dachte und offen für sich in Anspruch nahm; er half aber auch durch die Reformation, die die Beseitigung des Zölibats der Geistlichen und die Aufhebung der Klöster in den protestantischen Ländern durchsetzte, daß Millionen die Möglichkeit geboten wurde, ihrem Naturtrieb unter legitimen Formen gerecht zu werden. Andere Millionen blieben freilich auf Grund der bestehenden Eigenthumsordnung und ihrer Gesetze auch ferner davon ausgeschlossen. Die Reformation war eben der erste Protest des im Entstehen begriffenen

*) Joh. Janssen: Geschichte des deutschen Volks 1525—1555. III. Band.

Großbürgerthums gegen die Gebundenheit der feudalen Zustände in Kirche, Staat und Gesellschaft; es strebte nach Befreiung aus den engen Banden der Zunft-, Hof- und Bannrechte, nach Zentralisation des Staatswesens, nach Vereinfachung des verschwenderisch ausgestatteten Kirchenwesens, nach Aufhebung der zahlreichen Sitze müßiger Menschen und verlangte deren Verwendung im praktischen Erwerb. Indem also die feudale Form des Eigenthums und des Erwerbes aufgehoben wurde, sollte die bürgerliche Form des freien Eigenthums an dessen Stelle treten, d. h. an Stelle des genossenschaftlichen Schutzes kleiner abgeschlossener Kreise sollte der freie individuelle Kampf der Kräfte im Wettbewerb sich entfalten.

Luther war auf religiösem Gebiete der Vertreter dieser bürgerlichen Bestrebungen. Wenn er für die Freiheit der Ehe eintrat, so konnte er darunter nur die bürgerliche Ehe annehmen, wie sie in Deutschland erst in unserm Zeitalter durch das Zivilehegesetz und die damit verbundene bürgerliche Gesetzgebung, Freizügigkeit, Gewerbe- und Niederlassungsfreiheit sich entwickelt hat. Wie weit dadurch die Stellung der Frau sich veränderte und verbesserte, wird sich später zeigen. Einstweilen waren in der Reformationszeit die Dinge noch nicht so weit gediehen. Wurde durch die Maßregeln der Reformation Vielen die Ehemöglichkeit gegeben, so wurde jetzt andererseits durch die stärkste Verfolgung dem freien Geschlechtsverkehr nachgestellt. Hatte die katholische Geistlichkeit gegen die geschlechtlichen Ausschweifungen eine große Laxheit gezeigt, so eiferte jetzt die protestantische, nachdem sie selbst versorgt war, um so wüthender dagegen. Den öffentlichen Frauenhäusern wurde der Krieg erklärt, sie wurden als „Höhlen des Satans" geschlossen, die Prostituirten als „Töchter des Teufels" verfolgt und jede Frau, die einen „Fehltritt" beging, als Ausbund aller Schlechtigkeit an den Pranger gestellt.

Aus dem lebenslustigen Kleinbürger des Mittelalters, der lebte und leben ließ, wurde jetzt ein bigotter, sittenstrenger, finsterer Spießbürger, der möglichst „sparte", damit seine großbürgerlichen Nachkommen im neunzehnten Jahrhundert um so flotter leben und um so mehr verschwenden konnten. Der ehrsame Bürger mit seiner steifen Kravatte, seinem engen Gesichtskreis, seiner strengen Moral ward das Prototyp der Gesellschaft.

Die legitime Frau, der die katholischerseits tolerirte Sinnlichkeit des Mittelalters nicht sonderlich behagt hatte, war mit dem

puritanischen Geiste des Protestantismus sehr einverstanden. Aber es traten andere Umstände ein, die, wie sie die allgemeinen Verhältnisse in Deutschland ungünstig beeinflußten, auch auf die Stellung der Frauen von ungünstigem Einfluß waren. Die Umwandlung der Produktions-, Geld- und Absatzverhältnisse, die durch die Entdeckung von Amerika und den Seeweg nach Ostindien speziell für Deutschland fühlbar wurden, erzeugte zunächst eine große Reaktion auf sozialem Gebiete.

Deutschland hörte auf, der Mittelpunkt des europäischen Verkehrs und Handels zu sein. Spanien, Portugal, Holland, England übernahmen, hintereinander sich folgend, die leitende Stellung, und letzteres behielt sie bis in unsere Zeit. Das deutsche Gewerbewesen, der deutsche Handel geriethen in Verfall. Zugleich hatte die kirchliche Reformation die politische Einheit der Nation zerstört. Die Reformation ward der Deckmantel, unter welchem das deutsche Fürstenthum sich von der Kaisergewalt zu emanzipiren suchte. Andererseits unterjochte dieses Fürstenthum die Adelsgewalt, und begünstigte, um diesen Zweck leichter zu erreichen, die Städte, die es mit Rechten und Privilegien aller Art bedachte. Auch begaben sich nicht wenige Städte angesichts der immer trüber werdenden Zeitläufte freiwillig unter die Herrschaft der Fürsten. Aber die schließliche Wirkung war, daß das durch den Rückgang in seinem Erwerb erschreckte Bürgerthum immer höhere Schranken errichtete, um sich vor unliebsamer Konkurrenz zu schützen. Die Verknöcherung der Zustände nahm zu, aber damit auch die Verarmung.

Im weiteren Verlauf hatte die Reformation die Folge, die religiösen Kämpfe und Verfolgungen — allerdings stets als Deckmantel für die politischen und die ökonomischen Zwecke der Fürsten — hervorzurufen, die Deutschland, wenn auch mit Unterbrechungen, länger als ein Jahrhundert durchtobten und mit seiner vollständigen Erschöpfung am Ende des dreißigjährigen Krieges endeten. Deutschland war ein ungeheures Leichen- und Trümmerfeld geworden, ganze Länder und Provinzen waren verwüstet, hunderte, ja tausende von Städten und Dörfern waren theilweise oder gänzlich niedergebrannt, viele unter ihnen sind seitdem für immer vom Erdboden verschwunden. In anderen war die Bevölkerung auf den dritten, vierten, fünften, selbst den achten und zehnten Theil gesunken. Handel, Wandel und Gewerbe stockten nicht nur in dieser langen Zeit, sie waren vielfach gänzlich zu Grunde gerichtet und

konnten erst nach und nach und langsam sich erholen. Ein großer Theil der Bevölkerung war verroht und demoralisirt, aller geordneten Thätigkeit entwöhnt. Waren während der Kriege es die raubenden, plündernden, schändenden und mordenden Söldnerheere, die Deutschland von einem Ende zum andern durchzogen, Freund und Feind gleichmäßig brandschatzten und niederwarfen, so waren nach den Kriegen es ungezählte Räuber, Bettler und Vagabundenschaaren, die die Bevölkerung in Angst und Schrecken setzten und jeden regelmäßigen Gewerbebetrieb, Handel und Verkehr hinderten oder hemmten. Insbesondere war für das weibliche Geschlecht eine große Leidenszeit angebrochen. Die Verachtung der Frauen hatte in dieser Zeit der Zügellosigkeit große Fortschritte gemacht, die allgemeine Erwerbslosigkeit lastete auf ihren Schultern am Stärksten, zu Tausenden bevölkerten sie gleich den vagabundirenden Männern die Landstraßen und Wälder und füllten fürstliche und städtische Armenhäuser und Gefängnisse. Zu all diesen Leiden kam die gewaltsame Vertreibung zahlreicher Bauernfamilien durch einen landhungrigen Adel. Hatte der letztere seit der Reformation immer mehr und mehr sich unter die Fürstenmacht ducken müssen und war er durch die Hofämter und militärischen Stellen von dieser in immer größere Abhängigkeit gerathen, so suchte er jetzt den Schaden, den ihm die Fürsten zugefügt, durch Raub am Bauerngut doppelt und dreifach hereinzubringen. Die Fürsten hatten es während und nach der Reformation zunächst auf das reiche Kirchengut abgesehen, das sie in ungezählten Morgen Landes schluckten. Der Kurfürst August von Sachsen z. B. hatte bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts nicht weniger als 300 geistliche Güter dem ursprünglichen Zweck entfremdet*) und wie er, hatten es seine Herren Brüder und Vettern, die übrigen protestantischen Fürsten, gemacht. Der Adel ahmte das Beispiel nach, indem er sowohl freie als leibeigene Bauern von Haus und Hof vertrieb und mit den eingezogenen Gütern sich bereicherte. Die verunglückten Bauernaufstände im sechzehnten Jahrhundert mußten den besten Vorwand dazu geben. Nachdem einmal der Versuch gelungen war, fehlte es an Gründen nicht, um in gleicher gewaltthätiger Weise weiter vorzugehen. Wo dies aber schlechterdings nicht möglich war, wurden mit Hilfe von allerlei Chikanen, Drangsalirungen und Rechtsverdrehungen, zu

*) J. Janssen: Geschichte des deutschen Volks. III. Band.

denen das mittlerweile allgemein eingebürgerte römische Recht bequeme Handhabe bot, die Bauern ausgekauft oder verdrängt, um des Adels Besitz zu arrondiren. Ganze Dörfer, halbe Provinzen wurden auf diese Weise niedergeworfen. So waren, um nur einige Zahlen anzuführen, von 12 543 ritterschaftlichen Bauernstellen, die Mecklenburg noch zur Zeit des 30jährigen Krieges besaß, im Jahre 1848 nur noch 1213 vorhanden. In Pommern gingen seit 1628 über 12 000 Bauernhöfe ein. Die Umwandlung in der bäuerlichen Wirthschaftsweise, die im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts sich vollzog, war ein weiterer Anreiz, die Expropriation der Bauernhöfe vorzunehmen, und namentlich die letzten Reste des Gemeindelands in adeliges Besitzthum zu verwandeln. Es wurde die Koppelwirthschaft eingeführt, die erlaubte, in bestimmten Zeitabschnitten einen Wechsel in der Bebauung des Grund und Bodens eintreten zu lassen. Getreideland wurde zeitweilig in künstliche Weide verwandelt und begünstigte die Viehzucht, die wiederum erlaubte, die Zahl der Arbeitskräfte zu vermindern. Dadurch wurde die Schaar der Bettler und Vagabunden immer größer, und so jagte ein landesherrliches Dekret das andere, um unter Anwendung der strengsten Strafen die Zahl der Bettler und Vaganten zu vermindern.

In den Städten sah es aber nicht besser aus als auf dem Lande. Vordem waren in den verschiedensten gewerblichen Berufsarten Frauen sowohl als Arbeiterinnen wie als selbständige Unternehmer zugelassen worden — es gab z. B. weibliche Kürschner in Frankfurt und in den schlesischen Städten, Bäcker in den mittelrheinischen Städten, Wappensticker und Gürtler in Köln und Straßburg, Riemenschneider in Bremen, Tuchscheerer in Frankfurt, Lohgerber in Nürnberg, Goldspinner und Goldschläger in Köln*) — sie wurden jetzt mehr und mehr zurückgedrängt. Allein die Beseitigung des prunkvollen katholischen Kultus hatte eine Menge von Gewerben, namentlich Kunstgewerbe, aufs Schwerste geschädigt, ja geradezu unmöglich gemacht und damit auch zahlreiche Arbeiter und Arbeiterinnen außer Brot gebracht. Und wie es immer ist, wenn ein sozialer Zustand im Zerfall begriffen ist: seine Vertheidiger ergreifen in der Regel solche Maßregeln, die das Uebel noch verschärfen. Es entstand eine lächerliche Furcht vor Uebervölkerung und das Bestreben wurde stetig stärker, sowohl die Zahl der selbständigen Existenzen wie die

*) Dr. C. Bücher: Die Frauenfrage im Mittelalter.

Eheschließungen immer mehr zu hindern. Obgleich ehemals blühende Städte wie Nürnberg, Augsburg, Köln u. a. vom 16. Jahrhundert ab an Bevölkerungszahl abnahmen, weil, wie bemerkt, Handel und Verkehr sich andere Bahnen gesucht, und obgleich, wie ebenfalls hervorgehoben, der dreißigjährige Krieg Deutschland in der furchtbarsten Weise entvölkert hatte, war dennoch jede Stadt, jede Zunft vor der Zunahme ihrer Angehörigen in Angst; ging es doch den vorhandenen Zunftgenossen nicht zum besten. Die Bestrebungen der absoluten Fürsten, die Bevölkerungszahl ihrer zum Theil sehr entvölkerten Länder zu steigern, konnten gegen die gekennzeichnete Strömung eben so wenig ausrichten, wie seiner Zeit die römischen Ehebelohnungsgesetze die Verminderung der römischen Bürger verhinderten. Ludwig XIV. setzte, um mehr Einwohner und Soldaten zu bekommen, Eltern, die zehn Kinder hatten, Gnadengehalte aus, die erhöht wurden, sobald sie deren zwölf besaßen. Und sein General, der Marschall v. Sachsen, ging noch weiter und machte ihm den Vorschlag, Ehen nur auf fünfjährige Dauer zuzulassen. Friedrich der Große schrieb fünfzig Jahre später in demselben Geiste: „Ich betrachte die Menschen wie ein Rudel Hirsche im Thiergarten eines großen Herrn, denen weiter nichts obliegt, als den Park zu bevölkern und auszufüllen.“ *) Das schrieb Friedrich 1741. Er hat später durch seine Kriege den „Hirschpark“ stark entvölkert.

Die Lage der Frauen war unter solchen Zuständen die denkbar schlimmste. Von der Ehe als „Versorgungsanstalt“ wie von der Befriedigung ihres Naturtriebes zahlreich ausgeschlossen, in Folge der Verschlechterung der sozialen Zustände vom Erwerb möglichst ferngehalten, damit sie mit der vor sich selbst bange gewordenen Männerwelt nicht konkurrirten, mußten sie in den niedrigsten Dienst- und Arbeitsverhältnissen, die aufs Elendeste bezahlt wurden, kümmerlich leben. Da aber der Naturtrieb sich nicht unterdrücken läßt und ein Theil der Männerwelt unter ähnlichen Verhältnissen lebte, so entstanden ungeachtet aller Polizeihemmnisse und Scherereien Konkubinatsverhältnisse in Menge und die Zahl der unehelichen Kinder war zu keiner Zeit größer als in jener, in der das „väterliche Regiment“ der unumschränkten Landesherren in christlicher Einfalt herrschte.

---

*) Karl Kautsky: Der Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft.

Die verheirathete Frau lebte in der strengsten Zurückgezogenheit; die Zahl ihrer Arbeiten und Verrichtungen war eine so große, daß sie als gewissenhafte Hausfrau von früh bis spät auf dem Posten sein mußte, um ihre Pflichten zu erledigen, und das war ihr nur mit Hilfe ihrer Töchter vollkommen möglich. Da waren nicht blos die täglichen häuslichen Arbeiten zu vollbringen, die auch noch heute die bürgerliche Hausfrau zu besorgen hat, sondern noch eine Menge anderer, von welchen heute die Frau durch die moderne Entwicklung der Industrie vollständig befreit ist. Sie mußte spinnen, weben und bleichen, die Wäsche und die Kleider ohne Ausnahme selber fertigen, Seife kochen, Lichter ziehen, Bier brauen, kurz, sie war das reine Aschenbrödel und ihre einzige Erholung der Kirchgang am Sonntag. Die Eheschließungen kamen nur innerhalb desselben gesellschaftlichen Kreises vor, der strengste und lächerlichste Kastengeist beherrschte alle Verhältnisse und duldete keine Ueberschreitung. Die Töchter wurden in demselben Geiste erzogen, sie wurden in strengster häuslicher Klausur gehalten, ihre geistige Ausbildung war gleich Null und reichte nicht über den Rahmen der engsten häuslichen Beziehungen hinaus. Zu alledem kam ein leeres und hohles Formenwesen, das Bildung und Geist zu ersetzen hatte, und machte das ganze Leben, insbesondere das der Frau, zu einem wahren Tretmühlengang.

So artete der Geist der Reformation in das ärgste Zopfthum aus und wurden die natürlichsten Triebe im Menschen und seine Lebensfreudigkeit unter einem Wust von „würdig" vorgetragenen aber geisttödtenden Lebensregeln und Gewohnheiten zu ersticken versucht.

Auf dem Lande und auch noch in den kleineren Städten hatte sich während des ganzen Mittelalters eine eigenthümliche Sitte erhalten, die unter dem starren, Freuden feindlichen Puritanerthum des Reformationszeitalters unterging. Es waren Feste, die an die alten Verhältnisse zur Zeit des Mutterrechts erinnerten und deshalb mögen sie hier Erwähnung finden. Alljährlich veranstalteten die Frauen unter sich diese Feste, von welchen die Männer gänzlich ausgeschlossen waren. Zeigte sich ein Mann, so erging es ihm übel. Solche Feste waren namentlich in Süd- und Westdeutschland, dem Sitz altgermanischer Stämme, Sitte. Bei diesen Festen soll es nach dem Urtheil von Zeitgenossen in der Regel sehr fröhlich und ausgelassen zugegangen sein und offenbar hatten sie mit den römischen Satur-

nalien den gleichen Sinn. Die letzteren erinnerten nach der Volksüberlieferung an das Zeitalter des Saturnus, in dem der Sage nach allgemeiner Friede und allgemeine Freude, Freiheit und Gleichheit unter den Menschen geherrscht habe. In diesen Tagen, die in Rom eine volle Woche in Anspruch nahmen, galten alle Stände für gleich, die Sklaven waren gleich ihren Herren und wurden bei den allgemeinen Schmausereien und Volksbelustigungen sogar von diesen bedient. Offenbar deutete auch dieses Fest auf die Zeit des Mutterrechts, das als das Zeitalter des Friedens, der Ruhe und der Gerechtigkeit gepriesen wurde. Einer gleichen Erinnerung galten offenbar auch jene Frauenfeste, wenn auch der eigentliche Sinn derselben abhanden gekommen war. Wie das Papstthum die römischen Saturnalien im Fasching fortleben ließ, so hatte die katholische Kirche auch gegen jene Frauenfeste nichts einzuwenden. Das Papstthum, das für alle alten Volksgebräuche ein aufmerksames Auge hat, verstand sie in seinem Interesse auszunutzen. So war auch im christlichen Fasching der Leibeigene, der Hörige drei Tage lang, bevor die langen Fasten bis zur christlichen Leidenswoche begannen, sein eigener Herr. Es war dem ganzen Volke gestattet, alle ihm zur Verfügung stehenden Freuden bis auf die Hefe zu genießen, behördliche Anordnungen und kirchliche Zeremonien auf das Allerderbste zu persifliren und zu verspotten. Ja die Geistlichkeit ließ sich selbst herbei, den Schabernack mitzuspielen und Profanationen zu dulden und zu begünstigen, die zu jeder andern Zeit die schwersten Kirchen- und weltlichen Bußen nach sich gezogen hätten. Warum auch nicht? Das Volk, das so kurze Zeit sich Herr fühlte und nach Herzenslust sich austobte, war für diese Freiheit dankbar und nur um so gefügiger, sich freuend auf das wiederkommende Fest im nächsten Jahr.

Aehnlich verhielt es sich mit jenen Frauenfesten. Der nüchterne ascetisch-puritanische Geist der nachreformatorischen Zeit unterdrückte sie.

Mit der Umgestaltung und Ausdehnung des Welthandels, mit dem gewaltigen Wachsthum der Absatzmärkte wurde das Handwerk revolutionirt, es entstand die Manufaktur und aus ihr die große Industrie. Auch Deutschland, durch die Folgen der Religionskriege und seiner politischen Ohnmacht, hervorgegangen aus seiner Zerrissenheit, so lange in seiner materiellen Entwicklung zurückgehalten, wurde endlich in den Strom des allgemeinen Fortschrittes gedrängt. Das Aufkommen der Maschinerie, die Anwendung der Naturwissen-

schaften in dem Produktionsprozeß, im Handel und Verkehr, sprengte die letzten alten überlieferten Einrichtungen. Die Zunftprivilegien, die persönliche Gebundenheit, die Markt- und Bannrechte mit Allem was drum und dran hing, wanderten in die Rumpelkammer. Das stetig steigende Bedürfniß nach Arbeitskräften begnügte sich nicht mit dem Mann, es verlangte auch nach der Frau, die unhaltbar gewordenen Zustände mußten fallen und sie fielen. Dieser Moment, längst Bedürfniß, war gekommen, sobald Deutschland seine politische Einheit erlangte. Die mittlerweile entstandene Bourgeoisie verlangte nach freier Entfaltung aller gesellschaftlichen Kräfte zum Vortheil ihrer kapitalistischen Interessen, die in jenem Augenblick bis zu einem gewissen Grade auch die Interessen der Allgemeinheit waren. So kam die Gewerbefreiheit, die Freizügigkeit, die Aufhebung der Ehebeschränkungen und die ganze Gesetzgebung, die sich mit einem Wort als die bürgerliche liberale Gesetzgebung charakterisirt.*)

*) Verzopfte Reaktionäre erwarteten von diesen Maßregeln den Untergang aller Sitte und Moral. Der verstorbene Bischof Ketteler von Mainz jammerte bereits 1865, also bevor die neuere Gesetzgebung noch allgemein Platz gegriffen hatte, „daß die Niederreißung der vorhandenen Schranken der Eheschließungen die Auflösung der Ehe bedeute, denn nunmehr sei es den Ehegenossen möglich, nach Belieben auseinander zu laufen". Ein hübsches Eingeständniß, daß die moralischen Bande der heutigen Ehe so schwache seien, daß nur Zwang die Ehegenossen zusammenhalten kann.

Der Umstand, daß die naturgemäß jetzt zahlreicher eingegangenen Ehen einerseits eine rasche Bevölkerungszunahme bewirkten und daß andererseits das sich unter der neuen Aera riesenhaft entfaltende Industriesystem allerlei früher nie gekannte Uebelstände schuf, ließ wiederum das Gespenst der Uebervölkerung erscheinen. Konservative und liberale bürgerliche Oekonomen ziehen an dem gleichen Strang. Wir werden zeigen, was diese Furcht zu bedeuten hat und werden sie auf ihre Ursachen zurückführen. Prof. A. Wagner gehört gleichfalls zu Jenen, die an der Uebervölkerungsangst kranken und Einschränkung der Ehefreiheit, namentlich für die Arbeiter, verlangen. Diese heiratheten im Vergleich zur Mittelklasse zu früh. Nun, die Mittelklasse benützt vorzugsweise die Prostitution; verweigert man den Arbeitern die Heirath, so verweist man sie ebenfalls auf dieselbe. Dann schweige man aber auch und schreie nicht über den „Verfall der Moral" und wundere sich nicht, wenn die Frauen, welche die gleichen Triebe haben wie die Männer, in „illegitimen" Verhältnissen die Befriedigung des Naturtriebes suchen.

Die Frau in der Gegenwart.

Der Geschlechtstrieb. Die Ehe. Ehehemmnisse und Ehehindernisse.

Plato dankt den Göttern für acht Wohlthaten, die sie ihm erwiesen. Als die erste Wohlthat betrachtete er, daß sie ihn als Freien und nicht als Sklaven geboren sein ließen, die zweite aber war, daß er als Mann und nicht als Frau geboren wurde. Mit dieser Anschauung Plato's stimmt vermuthlich die gesammte Männerwelt überein, und sehr viele Frauen hegen den Wunsch, sie möchten als Männer statt als Frauen geboren worden sein. In dieser beiderseitigen Auffassung widerspiegelt sich die thatsächliche Lage des weiblichen Geschlechts. Ganz unabhängig von der Frage, ob die Frau als Proletarierin unterdrückt ist, sie ist es in der heutigen Welt des Privateigenthums fast allgemein als Geschlechtswesen. Eine Menge Bande und Hindernisse, die der Mann nicht kennt, bestehen für sie und hemmen sie auf Schritt und Tritt. Vieles, was dem Mann erlaubt ist, ist ihr versagt; eine Menge gesellschaftlicher Rechte und Freiheiten, die jener genießt, sind, von ihr ausgeübt, ein Fehler oder ein Verbrechen. Sie leidet als soziales wie als Geschlechtswesen und es ist schwer zu sagen, in welcher dieser beiden Beziehungen sie am Meisten leidet.

Unter allen Naturtrieben, die der Mensch besitzt, ist neben dem Trieb zu essen um zu leben, der Geschlechtstrieb der stärkste. Der Trieb die Gattung fortzupflanzen, ist der potenzirteste Ausdruck des „Willens zum Leben", er ist jedem normal entwickelten Menschen aufs Tiefste eingepflanzt und nach erlangter Reife des Menschen seine Befriedigung eine wesentliche Bedingung für seine physische und geistige Gesundheit. Luther hatte vollkommen Recht, wenn er, wie

bereits erwähnt, sagte: „Wer nun dem Naturtrieb wehren will und nicht lassen gehen, wie Natur will und muß, was thut er anders, denn er will wehren, daß Natur nicht Natur sei, daß Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke, noch schlafe.“ Das sind Worte, die man in Stein über die Thüren unserer Kirchen meißeln sollte, in welchen so gerne gegen das „sündhafte Fleisch“ gepredigt wird. Treffender kann kein Arzt und kein Physiologe die Nothwendigkeit der Befriedigung des Liebesbedürfnisses im gesunden Menschen, das durch den Geschlechtstrieb geweckt wird, bezeichnen.

Es ist ein Gebot des Menschen gegen sich selbst, das er mit Strenge erfüllen muß, wenn er in normaler und gesunder Weise sich entwickeln will, kein Glied seines Körpers in der Uebung zu vernachlässigen, keinem natürlichen Trieb seine Befriedigung zu versagen. Jedes Glied soll die Funktionen, für die es von Natur bestimmt ist, vollziehen, bei Strafe der Verkümmerung und der Schädigung des ganzen Organismus. Die Gesetze der physischen Entwicklung des Menschen müssen ebenso genau studirt und befolgt werden, wie die Gesetze der geistigen Entwicklung. Die geistige Thätigkeit des Menschen ist der Ausdruck der physischen Beschaffenheit seiner Organe. Die volle Gesundheit der ersteren hängt mit der Gesundheit der letzteren auf das Innigste zusammen. Eine Störung in dem einen Theil muß auch störend auf den andern wirken. Die sogenannten thierischen Leidenschaften nehmen keine tiefere Stufe ein wie die sogenannten geistigen, die einen wie die andern sind Wirkung desselben Gesammtorganismus, und die einen sind von den andern beständig beeinflußt. Das gilt für den Mann wie für die Frau.

Daraus folgt für beide, daß die Kenntniß der physischen Eigenschaften der Geschlechtsorgane so nothwendig ist, wie die jener Organe, welche die geistige Thätigkeit erzeugen, und daß der Mensch ihrer Pflege dieselbe Sorgfalt angedeihen lassen muß. Er muß begreifen, daß Organe und Triebe, die jedem Menschen eingepflanzt sind und einen sehr wesentlichen Theil seiner Natur ausmachen, ja in gewissen Lebensperioden ihn vollständig beherrschen, nicht Gegenstand der Geheimnißthuerei, falscher Scham, kompleter Unwissenheit sein dürfen. Daraus folgt weiter, daß die Kenntniß der Physiologie und Anatomie, die Kenntniß der geschlechtlichen Organe und ihrer Funktionen bei Männern wie bei Frauen ebenso verbreitet sein sollte

als irgend ein anderer Zweig menschlichen Wissens. Ausgestattet mit einer genauen Kenntniß unserer physischen Natur, würden wir viele Lebensverhältnisse mit ganz andern Augen ansehen. Es würde die Frage nach Beseitigung von Uebelständen sich von selbst aufdrängen, an denen gegenwärtig die Gesellschaft schweigend in heiliger Scheu vorübergeht, die aber fast in jeder Familie sich aufzwingen. Ueberall sonst gilt Wissen für eine Tugend, als das erstrebenswertheste, menschlich schönste Ziel, nur nicht das Wissen in den Dingen, die mit dem Charakter und der Gesundheit unseres eigenen Ichs, mit der Grundlage aller gesellschaftlichen Entwicklung in engster Beziehung stehen.

Kant sagt: „Mann und Frau bilden erst zusammen den vollen und ganzen Menschen, ein Geschlecht ergänzt das andere." Schopenhauer erklärt: „Der Geschlechtstrieb ist die vollkommenste Aeußerung des Willens zum Leben, mithin Konzentration alles Wollens." Und an einer andern Stelle: „Die Bejahung des Willens zum Leben konzentrirt sich im Zeugungsakt und dieser ist ihr entschiedenster Ausdruck." In Uebereinstimmung damit sagt Mainländer: „Der Schwerpunkt des menschlichen Lebens liegt im Geschlechtstrieb. Er allein sichert dem Individuum das Leben, welches es vor Allem will . . . . . Der Mensch widmet keiner Sache einen größeren Ernst, als dem Zeugungsgeschäft und zur Besorgung keiner andern Geschäfte verdichtet und konzentrirt er in so auffallender Weise die Intensität seines Willens, wie im Zeugungsakt." Und früher als diese alle äußerte Buddha: „Der Geschlechtstrieb ist schärfer als der Haken, womit man wilde Elephanten zähmt; er ist heißer als Flammen, er ist wie ein Pfeil, der in den Geist des Menschen getrieben wird." *)

Bei solcher Intensität des Geschlechtstriebs darf es nicht verwundern, daß geschlechtliche Enthaltsamkeit in reifen Jahren bei dem einen wie bei dem andern Geschlecht derart auf das Nervenleben und den ganzen Organismus des Menschen einwirkt, daß sie zu den größten Störungen und Verirrungen, und unter Umständen zu Wahnsinn und jammervollem Tode führt. „Die Vereinigung der Geschlechter ist eines der großen Gesetze der lebenden Natur; der Mann und die Frau sind denselben wie alle Geschöpfe unterworfen, und können dasselbe nicht übertreten, besonders in reifem Alter,

*) Mainländer: Philosophie der Erlösung. II. Band, 12 Essays.

ohne daß ihr Organismus mehr oder weniger darunter leidet.“*) Debay führt unter den vielen Krankheiten, welche durch die Unthätigkeit der Sexualorgane verursacht werden, Satyriasis, Nymphomanie, Hysterie, Starrsucht und Wahnsinn auf, und er führt weiter an, das Zölibat übe auf die intellektuellen Fähigkeiten namentlich der Frau einen so nachtheiligen Einfluß aus, daß in allen Irrenanstalten die Zahl der Mädchen jene der verheiratheten Frauen bei Weitem überwiege. In dem Spital de la Salpêtrière in Paris seien unter 1726 irrsinnigen Frauen 1276 Mädchen gewesen. Ueber die besondere Schädlichkeit der geschlechtlichen Enthaltsamkeit bei Frauen äußert sich auch Busch in seinem Werk: „Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt,“ unter Anderem also: „Die Enthaltsamkeit ist zu allen Zeiten für das weibliche Geschlecht als besonders schädlich angesehen worden, und es ist Thatsache, daß sowohl Ausschweifungen wie Enthaltsamkeit in gleichem Grade nachtheilig auf den weiblichen Organismus einwirken, und sich die Folgen stärker und intensiver zeigen als bei dem männlichen.“

In dem Maße, wie die Triebe und Lebensäußerungen bei den Geschlechtern sich ausprägen, in organischer und seelischer Ausbildung, und in Form und Charakter zum Ausdruck kommen, ist der Mensch vollkommener, sei er Mann oder Frau. Jedes Geschlecht ist alsdann zur höchsten Vollendung seiner selbst gekommen. „Bei dem sittlichen Menschen,“ sagt Klencke in seiner Schrift „Das Weib als Gattin,“ „ist allerdings der Zwang des Gattungslebens unter die Leitung des von der Vernunft diktirten sittlichen Prinzips gestellt, aber es wäre selbst der höchstmöglichsten Freiheit nicht möglich, die zwingende Mahnung der Gattungserhaltung, welche die Natur in den normalen organischen Ausdruck beider Geschlechter legte, gänzlich zum Schweigen zu bringen, und wo gesunde männliche oder weibliche Individuen dieser Pflicht gegen die Natur zeitlebens nicht nachkommen, da war es nicht der freie Entschluß des Widerstandes, auch wo er als solcher ausgegeben oder in Selbsttäuschung als Willensfreiheit bezeichnet werden sollte, sondern die Folge sozialer Hemmungen und Folgerungen, die das Naturrecht schmälerten und die Organe verwelken ließen, aber

*) Dr. A. Debay: Hygiène et Physiologie du Marriage, Paris 1884. Zitat: „Im freien Reich“ v. Irma v. Troll-Borostyani. Zürich 1884.

auch dem Gesammtorganismus den Typus der Verkümmerung, des geschlechtlichen Gegensatzes sowohl in der Erscheinung als im Charakter aufdrücken und durch Nervenverstimmung krankhafte Richtungen und Zustände des Gemüths und Körpers hervorrufen. Der Mann wird weibisch, das Weib männlich in Gestalt und Charakter, weil der Geschlechtsgegensatz nicht zur Verwirklichung im Naturplane gelangte, der Mensch einseitig blieb und nicht zur Ergänzung seiner selbst, nicht zum vollen Höhepunkte seines Daseins kam." Und Dr. Elisabeth Blackwall sagt in ihrer Schrift: „The moral education of the young in relation to sex": „Der Geschlechtstrieb existirt als eine unerläßliche Bedingung des Lebens und der Begründung der Gesellschaft. Er ist die stärkste Kraft in der menschlichen Natur. Was immer auch verschwinde, dieser besteht fort. Unentwickelt, kein Gegenstand der Gedanken, aber nichts destoweniger das Zentralfeuer des Lebens, ist dieser unvermeidliche Trieb der natürliche Hüter vor jeder Möglichkeit der Vernichtung."

Die exakte Wissenschaft stimmt also mit den Ansichten der Philosophen und mit dem gesunden Menschenverstande Luther's überein. Daraus folgt, daß jedes menschliche Wesen den Anspruch hat, Triebe nicht blos befriedigen zu dürfen, sondern auch befriedigen zu können, ja befriedigen zu müssen, die mit seinem innersten Sein aufs Innigste verknüpft, das Sein selbst sind. Wird es daran verhindert, wird ihm dies durch die gesellschaftlichen Einrichtungen oder Vorurtheile unmöglich gemacht, so folgt daraus, daß es in der Entwicklung seines Wesens gehemmt, auf die Verkrüppelung und Rückbildung angewiesen ist. Was die Folgen davon sind, darüber wissen unsere Aerzte, unsere Spitäler, Irrenhäuser und Gefängnisse zu erzählen, zu schweigen von den tausenden gestörter Familienleben.

Einige anzuführende Thatsachen und Urtheile Sachverständiger mögen das weiter darlegen. Dr. med. Hegerich, der Uebersetzer von Malthus' „Versuch über die Bevölkerung", äußert über die Folgen der gewaltsamen Unterdrückung des Geschlechtstriebes bei Frauen folgendes: „Den Werth der tugendhaften Enthaltsamkeit mit Malthus anerkennend, muß ich als Arzt doch die traurige Bemerkung machen, daß die moralische Enthaltsamkeit der Frauen, welche in unsern Staaten allerdings eine Tugend höherer Art, der Natur aber darum nichts destoweniger ein Vergehen ist, nicht selten durch die fürchterlichsten Krankheiten gerächt wird. So gewiß es

Gespensterfurcht ist, sich vor schlimmen Folgen der männlichen Enthaltsamkeit und einer gewissen nahegelegenen Befriedigungsweise des männlichen Geschlechtstriebs zu fürchten, so gewiß ist, daß tugendhafte Enthaltsamkeit der Frauen kein geringes ursächliches Moment zur Erzeugung der furchtbaren Metamorphosen der Brüste, der Eierstöcke und der Gebärmutter abgiebt. Diese Uebel sind beinahe unter allen die quälendsten, da sie von Systemen, die den Zentralpunkten des individuellen Lebens weniger verwandt sind, ausgehend, die Kranken schier von unten auf rädern. Die unglücklichen Opfer dieser Uebel, meist ausgezeichnete Frauen, die trotz des schwierigsten Kampfes mit einem glühenden Temperament obsiegten, mögen leicht unter allen empörenden Schauspielen das empörendste darbieten. Auf seinem Lager härmt sich das verlassene Mädchen, die frühzeitige Witwe .....!" Er führt dann an, wie namentlich bei Nonnen sich die geschilderten Uebel und Krankheiten einstellen.

Wie Männer und Frauen leiden, wenn der Geschlechtstrieb unterdrückt wird, und selbst eine mangelhaft ausgestattete Ehe besser ist als Eheloſigkeit, darüber belehren uns folgende Zahlen. In Bayern gab es 1858 4899 Geisteskranke und zwar 2576 Männer (53 %) und 2323 Frauen (47 %). Die Männer waren also stärker vertreten als die Frauen. Von der Gesammtzahl betrug aber die Zahl der Unverheiratheten beider Geschlechter 81 %, die der Verheiratheten nur 17 %, von 2 % war der Zivilstand unbekannt. Etwas abschwächend bei diesem erschreckend ungünstigen Verhältniß wirkt, daß eine nicht geringe Zahl von jugendauf Blödsinniger sich unter den Unverheiratheten befand. In Hannover stellte sich nach einer Zählung im Jahre 1856 das Verhältniß der Geisteskranken zu den verschiedenen Ständen der Bevölkerung so, daß ein Geisteskranker auf 457 Unverheirathete, auf 564 Verwitwete und 1316 Verheirathete kam. In Sachsen kamen auf eine Million lediger Männer 1000 ledige Selbstmörder, auf eine Million verheiratheter Männer nur 500 Selbstmörder. Unter den Frauen, die überhaupt weniger Selbstmord als die Männer begehen, gab es auf eine Million Unverheirathete 260, auf eine Million Verheirathete nur 125 Selbstmörderinnen. Aehnlich lautende Resultate liegen aus vielen andern Staaten vor. Bei den weiblichen Selbstmördern ist die Zahl derselben im Alter von 16—21 Jahren ungewöhnlich groß, was darauf zurückzuführen ist, daß unbefriedigter Geschlechtstrieb,

Liebesgram, heimliche Schwangerschaften, Betrug Seitens der Männerwelt hauptsächlich in Frage kommen. Dieselben Ursachen erzeugen auch, wie bereits mehrere der zitirten ärztlichen Autoritäten hervorhoben, den Wahnsinn, und zwar ebenfalls in einem für die Unverheiratheten höchst ungünstig lautendem Verhältnisse. Ueber die Lage der Frauen unserer Zeit als Geschlechtswesen äußert sich einer der bedeutendsten Psychiater, Professor v. Krafft-Ebing, also: *)

„Eine nicht zu unterschätzende Quelle für das Irresein beim Weib liegt dagegen wieder in der sozialen Position desselben. Das Weib, von Natur aus geschlechtsbedürftiger als der Mann, wenigstens im idealen Sinn, kennt keine andere ehrbare Befriedigung dieses Bedürfnisses als die Ehe (Maudsley)."

„Diese bietet ihm auch die einzige Versorgung. Durch unzählige Generationen hindurch ist sein Charakter nach dieser Richtung hin ausgebildet. Schon das kleine Mädchen spielt Mutter mit seiner Puppe. Das moderne Leben mit seinen gesteigerten Anforderungen bietet immer weniger Aussichten auf Befriedigung durch die Ehe. Dies gilt namentlich für die höheren Stände, in welchen die Ehen später und seltener geschlossen werden."

„Während der Mann als der Stärkere durch seine größere intellektuelle und körperliche Kraft und seine freie soziale Stellung sich geschlechtliche Befriedigung mühelos verschafft oder in einem Lebensberuf, der seine ganze Kraft beansprucht, leicht ein Aequivalent findet, sind diese Wege ledigen Weibern aus bessern Ständen verschlossen. Dies führt zunächst bewußt oder unbewußt zu Unzufriedenheit mit sich und der Welt, zu krankhaftem Brüten. Eine Zeit lang wird vielfach in der Religion ein Ersatz gesucht, allein vergeblich. Aus der religiösen Schwärmerei, mit oder ohne Masturbation, entwickelt sich ein Heer von Nervenleiden, unter denen Hysterie und Irresein nicht selten sind."

„Nur so begreift sich die Thatsache, daß die größte Frequenz des Irreseins bei ledigen Weibern in die Zeit des 25.—35. Lebensjahres fällt, d. h. die Zeit, wo Blüthe und damit Lebenshoffnungen schwinden, während bei Männern das Irresein am Häufigsten im 35.—50. Jahr, der Zeit der größten Anforderungen im Kampf um's Dasein, auftritt."

---

*) Lehrbuch der Psychiatrie. Band I., 2. Aufl., Stuttgart 1883.

„Es ist gewiß kein Zufall, daß mit der zunehmenden Ehelosigkeit die Frage der Frauenemanzipation immer mehr auf die Tagesordnung gelangt ist."

„Ich möchte sie als Nothsignal eines mit der fortschreitenden Ehelosigkeit immer unerträglicher werdenden sozialen Verhältnisses des Weibes in der modernen Gesellschaft betrachtet wissen, einer berechtigten Forderung an diese, dem Weib ein Aequivalent für das zu verschaffen, worauf es von der Natur angewiesen ist, und was ihm die modernen sozialen Zustände zum Theil versagen."

Und Dr. H. Ploß sagt in seinem großen Werk „Das Weib in der Natur und Völkerkunde"*), indem er die Wirkungen erörtert, die mangelnde Befriedigung des Geschlechtstriebs für unverheirathete Frauen im Gefolge hat: „Es ist im höchsten Grad bemerkenswerth nicht allein für den Arzt, sondern auch für den Anthropologen, daß es ein wirksames und niemals versagendes Mittel giebt, diesen Prozeß des Verwelkens (bei alternden Jungfrauen) nicht nur in seinem Fortschreiten aufzuhalten, sondern auch die bereits geschwundene Blüthe, wenn auch nicht ganz in der alten Pracht, doch in nicht unerheblichem Grade, wieder zurückkehren zu lassen, nur schade, daß unsere sozialen Verhältnisse in den allerseltensten Fällen seine Anwendung zulassen und ermöglichen. Dieses Mittel besteht in einem regelmäßigen und geordneten Geschlechtsverkehr. Man sieht nicht eben selten, daß bei einem bereits verblühten oder dem Verwelktsein nicht mehr fernstehenden Mädchen, wenn sich ihm noch die Gelegenheit zur Ehe bietet, bereits kurze Zeit nach ihrer Vermählung alle Formen sich wieder runden, die Rosen auf den Wangen zurückkehren und die Augen ihren einstigen frischen Glanz wieder erhalten. Die Ehe ist also der wahre Jugendbrunnen für das weibliche Geschlecht. So hat die Natur ihre feststehenden Gesetze, welche mit unerbittlicher Strenge ihr Recht fordern, und jede vita praeter naturam, jedes unnatürliche Leben, jeder Versuch der Anpassung an Lebensverhältnisse, welche der Art nicht entsprechen, kann nicht ohne bemerkenswerthe Spuren der Degeneration an dem Organismus, dem thierischen sowohl als auch dem menschlichen, vorübergehen."

Ueber die Wirkungen, die Verheirathung und Nichtverheirathung auf den Gemüthszustand ausüben, legen auch noch folgende Zahlen

*) II. Band, Leipzig 1887.

Zeugniß ab. 1882 gab es in Preußen auf je 10 000 Einwohner des gleichlautenden Zivilstandes unverheirathete männliche Wahnsinnige 33,2, weibliche 29,3, verheirathete männliche Wahnsinnige nur 9,5, weibliche 9,6, verwitwete männliche Wahnsinnige 32,1, weibliche 25,6. Es ist also wohl unzweifelhaft, daß die Nichtbefriedigung des Geschlechtstriebs auf die körperliche und geistige Verfassung von Männern und Frauen den schlimmsten Einfluß ausübt, und können soziale Zustände als gesund nicht angesehen werden, die eine normale Befriedigung der Naturtriebe verhindern.

Es entsteht nun die Frage: Hat die gegenwärtige Gesellschaft die Anforderungen an eine vernünftige Lebensweise der Menschen, insbesondere des weiblichen Geschlechts, erfüllt? Oder: Kann sie dieselben erfüllen? Und wenn diese Fragen verneint werden müssen, entsteht die Frage: Wie können dieselben erfüllt werden?

„Die Ehe ist die Grundlage der Familie, die Familie die Grundlage des Staats, wer die Ehe angreift, greift die Gesellschaft und den Staat an und untergräbt beide," so rufen die Vertheidiger der heutigen „Ordnung". Nun ist allerdings die monogamische Ehe eine der wichtigsten Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft aber ob diese Ehe, die ein Ausfluß der bürgerlichen Erwerbsordnung ist, auch diejenige ist, die am Vollkommensten dem Zwecke der Menschheitsentwicklung entspricht, ist eine andere Frage. Es wird sich zeigen, daß die auf den bürgerlichen Eigenthumsverhältnissen basirte Ehe mehr oder weniger eine Zwangsehe ist, die zahlreiche Auswüchse und Uebelstände mit sich führt und vielfach ihren Zweck nur unvollkommen oder gar nicht erreicht. Es wird sich ferner zeigen, daß sie obendrein eine soziale Einrichtung ist, die für Millionen unerreichbar bleibt, und eine auf ungehinderter freier Liebeswahl beruhende Ehe, die einzig und allein dem Naturzweck entspricht, für die Allgemeinheit nicht sein kann.

Mit Bezug auf die heutige Ehe ruft John Stuart Mill, den Niemand im Verdacht haben wird, ein Kommunist zu sein: „Die Ehe ist die einzige wirkliche Leibeigenschaft, welche das Gesetz kennt."

Nach der oben angeführten Anschauung Kant's bilden Mann und Frau erst den ganzen Menschen. Auf der normalen Verbindung der Geschlechter beruht die gesunde Entwicklung des Menschengeschlechts. Die naturgemäße Ausübung des Geschlechtstriebs ist eine Nothwendigkeit für die tüchtige physische und geistige

Entwicklung des Mannes wie der Frau. Da aber der Mensch kein Thier ist, genügt ihm für die volle Befriedigung seines energischsten und ungestümsten Triebes die blos physische Stillung nicht, er verlangt auch die geistige Anziehungskraft und Uebereinstimmung mit dem Wesen, mit dem er seine Verbindung eingeht. Ist diese nicht vorhanden, so vollzieht sich die geschlechtliche Vermischung rein mechanisch, und man nennt eine solche Verbindung mit Recht eine unsittliche. Sie genügt nicht höheren menschlichen Anforderungen, die in der gegenseitigen persönlichen Zuneigung zweier Geschlechtswesen die geistige Veredelung eines auf rein physischen Gesetzen beruhenden Verhältnisses erblicken. Der höherstehende Mensch verlangt, daß die gegenseitige Anziehungskraft der beiden Geschlechtswesen auch über die Vollziehung des Geschlechtsaktes hinaus dauere, und seine veredelnde Wirkung auch auf das aus der beiderseitigen Verbindung entsprießende Lebewesen ausdehne.*)

Rücksichten und Verpflichtung gegen die Nachkommenschaft wie die Freude an derselben sind es also, die das Liebesverhältniß zweier Menschen unter allen gesellschaftlichen Formen zu einem dauernden machen. Jedes Paar, das dauernd in geschlechtliche Verbindung, also in ein Eheverhältniß, treten will, sollte sich die Frage vorlegen, ob die beiderseitigen physischen und moralischen Eigenschaften sich zu einer solchen Verbindung eignen. Soll aber die Antwort unbeeinflußt erfolgen können, so ist zweierlei nothwendig. Erstens: die Fernhaltung jedes fremden Interesses, das mit dem eigentlichen Zweck der Verbindung: Befriedigung des Naturtriebs und Fortpflanzung des eigenen Wesens in der Fortpflanzung der Race nichts zu thun hat; zweitens ein Maß von Einsicht, das die blinde Leidenschaft zügelt. Da aber beide Bedingungen, wie weiter nachzuweisen sein wird, in der gegenwärtigen Gesellschaft in ungemein zahlreichen Fällen fehlen, so ergiebt sich daraus, daß die heutige

*) „Die Stimmungen und Gefühle, mit denen zwei Gatten sich nahen, üben unzweifelhaft einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Wirkung des Geschlechtsaktes aus und übertragen gewisse Charaktereigenschaften auf das werdende Wesen. Dr. Elisabeth Blackwall: „The moral education of the young in relation to sex.“ Siehe auch Göthe's Wahlverwandtschaften, der dort die Wirkung der Gefühle sehr deutlich schildert.

Ehe vielfach entfernt ist, ihren wahren Zweck zu erfüllen, und daß sie daher auch weder als „heilig", noch als „sittlich" gelten kann.

Wie groß die Zahl der Ehen heute ist, die von ganz andern Anschauungen als den dargelegten ausgehend, geschlossen werden, läßt sich natürlich statistisch nicht beweisen. Die Betheiligten sind interessirt, ihre Ehe vor der Welt anders erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit ist. Es besteht ganz besonders auf diesem Gebiete ein Zustand der Heuchelei, wie er in ähnlichem Maße keiner früheren Gesellschaft eigenthümlich war. Auch hat der Staat, als Repräsentant dieser Gesellschaft, kein Interesse, nur versuchsweise Untersuchungen anzustellen, deren Resultat sein eigenes Thun in ein merkwürdiges Licht stellen könnte. Die Maximen, die er in Bezug auf die Verehelichung großer Kategorien seiner Beamten und Diener verfolgt, vertragen das Anlegen eines Maßstabes nicht, den er selbst für nothwendig erklärt.

Die Ehe soll, darin stimmen auch die bürgerlichen Idealisten überein, eine Verbindung sein, die zwei Menschen nur aus gegenseitiger Liebe eingehen, um ihren Naturzweck zu erreichen. Dieses Motiv ist aber in den seltensten Fällen heute rein vorhanden. Von den allermeisten Frauen wird die Ehe als eine Art Versorgungsanstalt angesehen, in die sie um jeden Preis eintreten müssen. Umgekehrt betrachtet aber auch ein großer Theil der Männerwelt die Ehe von dem reinen Geschäftsstandpunkt, und werden aus materiellen Gesichtspunkten alle Vortheile und Nachtheile genau abgewogen und berechnet. Und selbst in die Ehen, in die niedrige egoistische Motive nicht eingegriffen haben, bringt die rauhe Wirklichkeit so viel Störendes und Auflösendes, daß sie nur in seltenen Fällen die Hoffnungen erfüllen, welche die Eheschließenden in ihrem jugendlichen Enthusiasmus und Liebesfeuer erwarten.

Das ist sehr natürlich. Soll die Ehe für beide Gatten ein befriedigendes Zusammenleben gewähren, so erfordert sie neben der gegenseitigen Liebe und Achtung die Sicherung der materiellen Existenz, das Vorhandensein desjenigen Maaßes von Lebensnothwendigkeiten und Annehmlichkeiten, das sie für sich und ihre Kinder glauben nothwendig zu haben. Die schwere Sorge, der harte Kampf um das Dasein sind der erste Nagel zum Sarge ehelicher Zufriedenheit und ehelichen Glücks. Die Sorge wird um so größer, je fruchtbarer die eheliche

Gemeinschaft sich erweist, also in je höherem Grade die Ehe ihren Naturzweck erfüllt. Und da ist eine Thatsache bezeichnend. Der Bauer, der vergnügt über jedes Kalb ist, das seine Kuh ihm bringt, der mit Behagen die Zahl der Jungen zählt, die ein Mutterschwein ihm wirft und mit Befriedigung das Ereigniß seinen Nachbarn berichtet, dieser selbe Bauer blickt sehr düster, wenn seine Frau ihm zu der Zahl seiner Sprößlinge, die er ohne zu schwere Sorge glaubt erziehen zu können — und groß darf diese Zahl nicht sein — einen neuen Zuwachs schenkt, um so düsterer, wenn das Neugeborene das Unglück hat, ein Mädchen zu sein.

Aber daß nicht nur die Ehen, was wir später nachweisen werden, sondern auch die Geburten von den ökonomischen Verhältnissen beherrscht werden, zeigen die Geburtenzahlen in Frankreich. In Frankreich herrscht auf dem Lande vorwiegend das Parzellensystem. Grund und Boden, unter eine gewisse Grenze zerstückelt, ernährt seinen Mann nicht mehr. Der gesetzlich zulässigen unbegrenzten Theilbarkeit des Grund und Bodens wirkt der französische Bauer dadurch entgegen, daß er selten mehr als zwei Kindern das Leben giebt, daher das berühmte Zweikindersystem, das in Frankreich zu einer förmlichen sozialen Institution sich ausgebildet hat, und zum Schrecken der Staatenlenker die Bevölkerung fast stationär erhält, in vielen Provinzen sogar einen erheblichen Rückgang derselben nachweist. Das Gesammtergebniß ist, daß die Zahl der Geburten in Frankreich stetig fällt. In Frankreich sind auf 1000 Frauen nur 99 fruchtbar, in Deutschland 151. 1814 betrug die Zahl der Geburten in Frankreich 994 100, 1876 nur 966 700 bei einer weit stärkeren Bevölkerung. Auf durchschnittlich 1000 Einwohner kamen pro Jahr in Frankreich Geburten von 1873—1876: 26,2—26; 1876—1879: 25,5—25,2; 1881—1885: 24,9—24,1; 1886—1888: 23,9. Für die letztere Epoche und pro Tausend weist England durchschnittlich 32,9, Preußen 41,27 und Rußland 48,8 Geburten auf. Es ist also eine stetige Abnahme der Geburten in Frankreich vorhanden.

Die angeführte Thatsache, daß die Geburt eines Menschen, „Gottes Ebenbild", wie die Religiösen sagen, in so vielen Fällen viel unterwerthiger taxirt wird, als ein neugeborenes Hausthier, zeigt aber den unwürdigen Zustand an, in dem wir uns befinden. Und zwar ist es vorzugsweise das weibliche Geschlecht, das darunter leidet. In mancher Beziehung unterscheiden sich

unsere Anschauungen noch wenig von denen alter barbarischer Völker und mancher der noch jetzt lebenden. Wenn dort häufig überzählige Mädchen getödtet wurden und werden, so tödten wir sie nicht mehr, dafür sind wir zu zivilisirt. Aber sie werden häufig als Parias in der Gesellschaft und in der Familie behandelt. Der stärkere Mann drängt sie überall im Kampfe um das Dasein zurück, und wo sie dennoch, getrieben von der Liebe zum Leben, den Wettkampf aufnehmen, werden sie als unliebsame Konkurrentinnen mit Haß von dem stärkeren Geschlecht verfolgt. Darinnen machen die verschiedenen Stände des männlichen Geschlechts durchaus keinen Unterschied. Verlangen kurzsichtige Arbeiter die Frauenarbeit gänzlich verboten — die Forderung wurde z. B. 1877 auf dem französischen Arbeiterkongreß gestellt, aber mit großer Mehrheit abgelehnt — so ist eine solche Engherzigkeit zu entschuldigen, denn diese Forderung kann mit Hinweis auf die unbestreitbare Thatsache begründet werden, daß durch die immer weitere Einführung der Frauenarbeit das Familienleben der Arbeiter gänzlich zu Grunde gerichtet wird, und schließlich die Degenerirung des Geschlechts unausbleiblich ist. Die Frauenarbeit läßt sich aber durch ein Verbot nicht beseitigen, denn hunderttausende von Frauen sind zur industriellen, wie zu jeder andern außerhäuslichen Arbeit gezwungen, weil sie sonst nicht leben können. Ist doch selbst die verheirathete Frau genöthigt, in den Konkurrenzkampf mit einzutreten, weil oft der Verdienst des Mannes allein die Familie nicht mehr erhalten kann.*) Für unsere sogenannten höheren Klassen trifft dies aber viel weniger zu, und doch treten sie der weiblichen Konkurrenz am Heftigsten und Gehässigsten entgegen.

Unzweifelhaft ist die heutige Gesellschaft kultivirter als jede

*) Herr E., ein Fabrikant, unterrichtet mich, daß er ausschließlich Frauen bei seinen mechanischen Webstühlen beschäftigt; er gebe verheiratheten Frauen den Vorzug, besonders solchen mit Familien zu Hause, die von ihnen für den Unterhalt abhängen; sie sind viel aufmerksamer und gelehriger als unverheirathete, und zur äußersten Anstrengung ihrer Kräfte gezwungen, um die nothwendigen Lebensmittel beizuschaffen. So werden die Tugenden, die eigenthümlichen Tugenden des weiblichen Charakters zu seinem Schaden verkehrt — so wird alles Sittliche und Zarte ihrer Natur zum Mittel ihrer Sklaverei und ihres Leidens gemacht. Rede des Lord Ashley über die Zehnstunden-Bill, 1844. Siehe Karl Marx: „Das Kapital", II. Auflage.

frühere. Die Frau steht höher; auch sind die Beschäftigungsweisen der Frau vielfach andere, würdigere geworden, aber die Auffassung in Bezug auf das Verhältniß der beiden Geschlechter ist im Grunde wesentlich dieselbe geblieben. Professor Lorenz von Stein giebt in seiner Schrift: „Die Frau auf dem Gebiete der National-Oekonomie", eine Schrift, die, beiläufig bemerkt, wenig ihrem Titel und den gehegten Erwartungen entspricht, ein poetisch verschönertes Gemälde der heutigen Ehe, wie sie angeblich sein soll, aber auch in diesem Gemälde zeigt sich die unterthänige Stellung der Frau gegen den „Löwen" Mann. Er schreibt unter Anderem: „Der Mann will ein Wesen, das ihn nicht blos liebt, das ihn auch versteht. Er will Jemanden, dem nicht blos das Herz für ihn schlägt, sondern dessen Hand ihm auch die Stirne glättet, das in seiner Erscheinung den Frieden, die Ruhe, die Ordnung, die stille Herrschaft über sich selbst und die tausend Dinge ausstrahlt, zu denen er täglich zurückkehrt; er will Jemanden, der um alle diese Dinge jenen unaussprechlichen Duft der Weiblichkeit verbreitet, der die belebende Wärme für das Leben des Hauses ist."

In diesem anscheinenden Lobgesang auf die Frau verbirgt sich ihre Erniedrigung und der niedrigste Egoismus des Mannes. Der Herr Professor malt ganz willkürlich die Frau als ein duftiges Wesen, die dabei doch, mit der nöthigen praktischen Rechenkunst ausgestattet, das Soll und Haben der Wirthschaft im Gleichgewicht zu erhalten versteht, und im Uebrigen zephirartig, wie holder Frühling, um den Herrn des Hauses, den gebietenden Löwen, schwebt, ihm jeden seiner Wünsche an den Augen absieht und mit der kleinen weichen Hand ihm die Stirne glättet, die er, der „Herr des Hauses", vielleicht im Brüten über seine eigenen Dummheiten gerunzelt. Kurz, der Herr Professor von Stein schildert eine Frau und eine Ehe wie unter hundert kaum e i n e vorhanden ist und vorhanden sein kann. Von den Tausenden unglücklicher Ehen und ihrem Mißverständniß zwischen Müssen und Können, von der großen Zahl Frauen, die in ihrem Leben nie daran denken können, eine Ehe zu schließen, von den Millionen, die als Lastthiere neben dem Ehegatten von früh bis spät sich sorgen und abrackern müssen, um das elende bischen Brot für den laufenden Tag zu erwerben, davon sieht und weiß der gelehrte Herr nichts. Bei all diesen Armen streift die herbe rauhe Wirklichkeit die poetische Färbung leichter ab als die Hand den Farbenstaub von den Flügeln des Schmetterlings. Ein

auch dem Gesammtorganismus den Typus der Verkümmerung, des geschlechtlichen Gegensatzes sowohl in der Erscheinung als im Charakter aufdrücken und durch Nervenverstimmung krankhafte Richtungen und Zustände des Gemüths und Körpers hervorrufen. Der Mann wird weibisch, das Weib männlich in Gestalt und Charakter, weil der Geschlechtsgegensatz nicht zur Verwirklichung im Naturplane gelangte, der Mensch einseitig blieb und nicht zur Ergänzung seiner selbst, nicht zum vollen Höhepunkte seines Daseins kam." Und Dr. Elisabeth Blackwall sagt in ihrer Schrift: „The moral education of the young in relation to sex": „Der Geschlechtstrieb existirt als eine unerläßliche Bedingung des Lebens und der Begründung der Gesellschaft. Er ist die stärkste Kraft in der menschlichen Natur. Was immer auch verschwinde, dieser besteht fort. Unentwickelt, kein Gegenstand der Gedanken, aber nichts destoweniger das Zentralfeuer des Lebens, ist dieser unvermeidliche Trieb der natürliche Hüter vor jeder Möglichkeit der Vernichtung."

Die exakte Wissenschaft stimmt also mit den Ansichten der Philosophen und mit dem gesunden Menschenverstande Luther's überein. Daraus folgt, daß jedes menschliche Wesen den Anspruch hat, Triebe nicht blos befriedigen zu dürfen, sondern auch befriedigen zu können, ja befriedigen zu müssen, die mit seinem innersten Sein aufs Innigste verknüpft, das Sein selbst sind. Wird es daran verhindert, wird ihm dies durch die gesellschaftlichen Einrichtungen oder Vorurtheile unmöglich gemacht, so folgt daraus, daß es in der Entwicklung seines Wesens gehemmt, auf die Verkrüppelung und Rückbildung angewiesen ist. Was die Folgen davon sind, darüber wissen unsere Aerzte, unsere Spitäler, Irrenhäuser und Gefängnisse zu erzählen, zu schweigen von den tausenden gestörter Familienleben.

Einige anzuführende Thatsachen und Urtheile Sachverständiger mögen das weiter darlegen. Dr. med. Hegerich, der Uebersetzer von Malthus' „Versuch über die Bevölkerung", äußert über die Folgen der gewaltsamen Unterdrückung des Geschlechtstriebes bei Frauen folgendes: „Den Werth der tugendhaften Enthaltsamkeit mit Malthus anerkennend, muß ich als Arzt doch die traurige Bemerkung machen, daß die moralische Enthaltsamkeit der Frauen, welche in unsern Staaten allerdings eine Tugend höherer Art, der Natur aber darum nichts destoweniger ein Vergehen ist, nicht selten durch die fürchterlichsten Krankheiten gerächt wird. So gewiß es

Gespensterfurcht ist, sich vor schlimmen Folgen der männlichen Enthaltsamkeit und einer gewissen nahegelegenen Befriedigungsweise des männlichen Geschlechtstriebs zu fürchten, so gewiß ist, daß tugendhafte Enthaltsamkeit der Frauen kein geringes ursächliches Moment zur Erzeugung der furchtbaren Metamorphosen der Brüste, der Eierstöcke und der Gebärmutter abgiebt. Diese Uebel sind beinahe unter allen die quälendsten, da sie von Systemen, die den Zentralpunkten des individuellen Lebens weniger verwandt sind, ausgehend, die Kranken schier von unten auf rädern. Die unglücklichen Opfer dieser Uebel, meist ausgezeichnete Frauen, die trotz des schwierigsten Kampfes mit einem glühenden Temperament obsiegten, mögen leicht unter allen empörenden Schauspielen das empörendste darbieten. Auf seinem Lager härmt sich das verlassene Mädchen, die frühzeitige Witwe .....!" Er führt dann an, wie namentlich bei Nonnen sich die geschilderten Uebel und Krankheiten einstellen.

Wie Männer und Frauen leiden, wenn der Geschlechtstrieb unterdrückt wird, und selbst eine mangelhaft ausgestattete Ehe besser ist als Eheloſigkeit, darüber belehren uns folgende Zahlen. In Bayern gab es 1858 4899 Geisteskranke und zwar 2576 Männer (53 %) und 2323 Frauen (47 %). Die Männer waren also stärker vertreten als die Frauen. Von der Gesammtzahl betrug aber die Zahl der Unverheiratheten beider Geschlechter 81 %, die der Verheiratheten nur 17 %, von 2 % war der Zivilstand unbekannt. Etwas abschwächend bei diesem erschreckend ungünstigen Verhältniß wirkt, daß eine nicht geringe Zahl von jugendauf Blödsinniger sich unter den Unverheiratheten befand. In Hannover stellte sich nach einer Zählung im Jahre 1856 das Verhältniß der Geisteskranken zu den verschiedenen Ständen der Bevölkerung so, daß ein Geisteskranker auf 457 Unverheirathete, auf 564 Verwitwete und 1316 Verheirathete kam. In Sachsen kamen auf eine Million lediger Männer 1000 ledige Selbstmörder, auf eine Million verheiratheter Männer nur 500 Selbstmörder. Unter den Frauen, die überhaupt weniger Selbstmord als die Männer begehen, gab es auf eine Million Unverheirathete 260, auf eine Million Verheirathete nur 125 Selbstmörderinnen. Aehnlich lautende Resultate liegen aus vielen andern Staaten vor. Bei den weiblichen Selbstmördern ist die Zahl derselben im Alter von 16—21 Jahren ungewöhnlich groß, was darauf zurückzuführen ist, daß unbefriedigter Geschlechtstrieb,

baldigst Antwort durch Ihren hiesigen Agenten, falls Sie einen solchen haben."

Berlin, Friedrichsstraße 107. Baron v. M . . . . . .
15. Dezember 1889. Arthur v. W . . . . . .

Auch ein österreichischer Adeliger, Karl Freiherr von M. aus Göding in Mähren, ergriff die Gelegenheit, um nach einer reichen amerikanischen Braut zu fischen und sandte zu diesem Zwecke folgenden Brief an das Schwindel-Bureau in San Francisco:

„Nach einem Inserat in den hiesigen Zeitungen sind Ihnen amerikanische Damen bekannt, die zu heirathen wünschen. Mit Bezug darauf stelle ich mich Ihnen zu Diensten, theile Ihnen jedoch mit, daß ich keinerlei Vermögen besitze. Ich bin von sehr altem Adel (Baron), 34 Jahre alt, ledig, war Kavallerie-Offizier und bin gegenwärtig im Eisenbahnbau beschäftigt. Es wäre mir angenehm, eine oder mehrere Photographien zu sehen, welche ich auf Ehrenwort wieder retournire. Sollten Sie meine Photographie benöthigen, so würde ich Ihnen dieselbe übersenden. Ich bitte Sie auch, mich, wenn möglich, das Nähere wissen zu lassen. Eine diesbezügliche baldige Antwort erwartend, verbleibe ich mit größter Achtung Ihr Karl Freiherr von M. — Göding, Mähren, in Oesterreich, 29. November 1889."

Ein junger deutscher Adeliger, Hans v. H., schrieb aus London, daß er 5 Fuß 10 Zoll groß, von altadeliger Familie und im diplomatischen Dienste sei. Er machte das Geständniß, daß sein Vermögen durch unglückliche Wetten bei Pferderennen sehr zusammengeschmolzen wäre, und er sich deshalb in die Nothwendigkeit versetzt sehe, Ausschau nach einer reichen Braut zu halten, um das Defizit wieder gutzumachen. Auch sei er bereit, sofort eine Reise nach den Vereinigten Staaten zu unternehmen, „woselbst er schon zweimal gewesen sei und viele Freunde habe".

Der erwähnte Industrieritter behauptete, außer vielen Grafen, Baronen u. s. w., hätten sich auch drei Prinzen und 16 Herzöge als Heirathś-Kandidaten gemeldet. Aber nicht nur Adelige, auch Bürgerliche gelüstets nach reichen Amerikanerinnen. So verlangte z. B. ein Architekt Max W. von Leipzig, eine Braut, die nicht nur Geld, sondern auch Schönheit und Bildung besitzen müsse. Aus Kehl am Rhein schrieb ein junger Fabrikbesitzer, Robert D., daß er sich mit einer Braut, die blos 400 000 Mark habe, zufrieden gebe und verspricht im Voraus, sie glücklich zu machen. Wir denken,

diese Beispiele genügen, um zu zeigen, was für Gründe unsere heuchlerische Gesellschaft hat, die ehezerstörerischen Tendenzen der Sozialdemokratie zu bekämpfen.

Werbebureaus für Heirathen sind heute die Annoncenblätter fast aller unserer Zeitungen.

Wer immer, sei es Männlein oder Weiblein, unter der Hand nichts Passendes zur Heirath findet, vertraut sein Herzensbedürfniß frommen konservativen oder moralisch liberalen Zeitungen an, die für Geld und *ohne* gute Worte sorgen, daß die gleichgestimmten Seelen sich finden. Mit der Ausbeute eines einzigen Tages aus einer Anzahl der größeren Zeitungen ließen sich ganze Seiten füllen, wobei auch ab und zu die interessante Thatsache hervortritt, daß man auf dem Wege der Annonce sogar *Geistliche* als Ehemänner zu erobern sucht. In anderen Fällen erbietet man sich unter der Bedingung, daß die gesuchte Frau reich sei, auch einen *Jugendfehltritt* zu übersehen. Kurz, die moralische Verkommenheit gewisser Kreise unserer Gesellschaft kann nicht besser als durch diese Art von Heirathswerbung an den Pranger gestellt werden. Der Eheverkuppelungs-Unfug hat eine Höhe erreicht, daß hier und da die Behörden sich veranlaßt sahen, mit Warnungen und Drohungen gegen die zu deutlich werdenden Schächer vorzugehen. So erließ im Jahre 1876 die Amtshauptmannschaft zu Leipzig eine Bekanntmachung, worin sie auf das Unstatthafte *gewerbsmäßiger* Heirathsvermittelung aufmerksam machte und die Polizeibehörden aufforderte, vorkommende Uebertretung zur Bestrafung zu überweisen. Im Uebrigen nimmt der Staat, der sonst gern als Wächter von „Ordnung und Sittlichkeit" auftritt — z. B. gegen ihm unbequem werdende Parteien — selten genug Veranlassung, gegen das immer ärger werdende Unwesen ernstlich einzuschreiten.

Staat und Kirche spielen bei solch einer „heiligen Ehe" auch noch in anderer Richtung eine nichts weniger als hübsche Rolle. Mag der staatliche Beamte oder der Geistliche, dem die Eheschließung obliegt, fest überzeugt sein, daß das vor ihm stehende Brautpaar durch die schmutzigsten Praktiken zu einander geführt wurde; mag es offenbar sein, daß sie weder nach ihrem Alter, noch nach ihren körperlichen oder geistigen Eigenschaften im Geringsten zu einander passen; mag also die Braut zwanzig, der Bräutigam siebenzig Jahre alt sein oder umgekehrt; mag die Braut jung, schön, lebenslustig, der Bräutigam alt, mit Gebresten behaftet, mürrisch sein, das sicht

den Vertreter des Staates oder der Kirche nicht an, darnach haben sie nicht zu fragen; der Ehebund wird „gesegnet", und seitens der Kirche in der Regel mit um so größerer Feierlichkeit gesegnet, je reichlicher die Bezahlung für die „heilige Handlung" fließt.

Stellt sich aber dann nach einiger Zeit heraus, daß eine solche Ehe, wie Jedermann vorausgesehen, und das unglückliche Opfer, das in der Mehrzahl der Fälle die Frau bildet, selbst voraussah, eine höchst unglückliche ist, und entschließt sich der eine Theil zur Trennung, dann erheben Staat wie Kirche, die vorher nicht fragen, ob nur wirkliche Liebe, rein natürliche, moralische Triebe das Band geknüpft, oder nackter, schmutziger Egoismus, die größten Schwierigkeiten. Staat und Kirche halten sich nicht für verpflichtet, vor der Ehe auf das zu Tage liegende Unnatürliche und darum höchst Unmoralische ihres Bundes hinzuweisen. Jetzt wird als genügender Grund für die Trennung nur selten der moralische Abscheu angesehen, da werden in der Regel handgreifliche Beweise verlangt, Beweise, die immer den einen Theil in der öffentlichen Meinung entehren oder herabsetzen, sonst wird die Trennung nicht ausgesprochen. Daß die katholische Kirche die Ehescheidung überhaupt nicht zuläßt, es sei denn durch besonderen Dispens des Papstes, der sehr schwer zu erlangen ist, äußersten Falls sich nur zu einer Trennung von Tisch und Bett versteht, verschlimmert den bestehenden Zustand, unter dem alle katholischen Bevölkerungen schwer leiden. Sehr charakteristisch für unser Zeitalter aber ist, daß, obgleich der oberflächlichste Beobachter zu der Erkenntniß kommen muß, daß kaum in einer früheren Zeit die unglücklichen Ehen so zahlreich waren, als jetzt — was in unserer ganzen sozialen Entwicklung liegt — dennoch der neue Entwurf für ein Zivilgesetzbuch für das Deutsche Reich die Schranken gegen die Ehescheidung wesentlich erhöht. Es bestätigt sich hier wieder die alte Erfahrung, daß eine im Zusammenbruch und im Auflösungsprozeß begriffene Gesellschaft durch künstliche Mittel und Zwangsmaßnahmen sich über ihren Zustand hinwegzutäuschen sucht. Im verfallenden Römerreich suchte man durch staatliche Prämien die Eheschließung und die Kinderzeugung zu befördern. Im Deutschen Reich, das unter einer ähnlichen Konstellation steht wie einst das verfaulende Zäsarenreich, sucht man die vorhandene Auflösung zahlreicher Ehen gewaltsam zu verhindern. Der Erfolg wird hier wie dort derselbe sein.

So bleiben Menschen wider ihren Willen ihr Leben lang

einandergekettet. Der eine Theil wird zum Sklaven des andern und gezwungen, sich den intimsten Umarmungen und Liebkosungen des andern Theils aus „ehelicher Pflicht" zu unterwerfen, die er vielleicht mehr verabscheut als Schimpfworte und schlechte Behandlung. Mit vollem Recht sagt Mantegazza*): „Es giebt wohl keine größere Tortur als die, welche ein menschliches Leben zwingt, sich die Liebkosungen einer ungeliebten Person gefallen zu lassen . . ."

Und nun fragen wir, ist eine solche Ehe — und es giebt deren unendlich viele — nicht schlimmer als Prostitution? Die Prostituirte hat wenigstens oft noch bis zu einem gewissen Grade die Freiheit, sich ihrem schmählichen Gewerbe zu entziehen, und sie hat, wenn sie nicht in einem öffentlichen Hause lebt, das Recht, den Kauf der Umarmung desjenigen zurückzuweisen, der ihr aus irgend welchen Gründen nicht zusagt. Aber eine verkaufte Ehefrau muß sich die Umarmung ihres Mannes gefallen lassen, wenn sie auch hundert Gründe hat, ihn zu hassen und zu verabscheuen.

In andern, mit der Hauptrücksicht auf materielle Vortheile geschlossenen Ehen sind die Zustände weniger schlimm. Man akkommodirt sich, trifft einen modus vivendi, nimmt das einmal Geschehene als unabänderlich hin, weil man den Skandal fürchtet, oder Kinder besitzt, auf die man Rücksicht nehmen muß — obgleich es wieder gerade die Kinder sind, die unter einem kalten, liebelosen Leben der beiden Eltern, das nicht erst in offene Feindschaft, in Hader und Zank auszubrechen braucht, am Meisten leiden — oder weil man materiellen Schaden befürchtet. Der Mann, von dem der Stein des Anstoßes in der Ehe am Oefterſten ausgeht, wie die Ehescheidungsprozesse zeigen, weiß, kraft seiner Herrschaftsstellung, sich anderweitig zu entschädigen. Die Frau kann die Abwege weit seltener betreten, einmal weil dieses aus physischen Gründen, als empfangender Theil, gefährlicher ist; dann weil jeder Schritt außerhalb der Ehe ihr als Verbrechen angerechnet wird, das weder der Mann noch die Gesellschaft verzeiht. Zur Scheidung wird die Frau nur in den schwersten Fällen männlicher Untreue oder schwerer Mißhandlung sich entschließen, weil sie die Ehe überwiegend als eine Versorgungsanstalt ansehen muß. Sie befindet sich meist in einer materiell unfreien, und, als geschiedene Frau, auch gesellschaftlich in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage. Kommt den-

*) Die Physiologie der Liebe.

noch die weitaus größere Zahl der Scheidungsanträge von weiblicher Seite, — in Frankreich z. B. auf 100 Ehescheidungsklagen 88 von Frauen*) — so ist das ein Symptom für die bedenkliche Höhe der ehelichen Uebel für die Frau. Die von Jahr zu Jahr steigende Zahl der Ehescheidungen in fast allen Ländern spricht sehr dafür. In Preußen wurden rechtskräftig geschieden:

1883: 3577 Ehen
1884: 3856 „
1885: 3902 „
1886: 3808 „

In Berlin wurden 1884: 754 Ehen geschieden, darunter 238 wegen Ehebruch, 210 wegen böswilliger Verlassung, 36 wegen Mißhandlung, 44 wegen Wahnsinns, 9 wegen Krankheit, 17 wegen grober Ehrverletzung. Auf Grund gegenseitiger Einwilligung wurden 163, auf Grund einseitiger Einwilligung 10 Ehen geschieden. Es ist also kaum eine Uebertreibung, wenn ein österreichischer Richter nach einem Feuilletonartikel der „Frankfurter Zeitung" vom Jahre 1878 ausrief: „Die Klagen wegen gebrochener Ehen sind so häufig, wie die wegen zerbrochener Fensterscheiben."

Die stetig größer werdende Unsicherheit des Erwerbes, die steigende Schwierigkeit, in dem wirthschaftlichen Kampfe Aller gegen Alle eine halbwegs gesicherte Position zu erringen, giebt keine Aussicht, daß unter dem gegenwärtig herrschenden sozialen System dieser Schacher mit der Ehe aufhöre oder sich nur vermindere. Es müssen im Gegentheil die ehelichen Uebel immer mehr wachsen und sich vergrößern, da die Ehe mit den bestehenden Eigenthums- und sozialen Zuständen innig verknüpft ist.

Die zunehmende Korruption der Ehe einerseits und andererseits die Unmöglichkeit für sehr viele Frauen, eine Ehe überhaupt schließen zu können, lassen Redensarten wie: die Frau müsse auf die Häuslichkeit beschränkt bleiben, sie müsse als Hausfrau und Mutter ihren Beruf erfüllen, als gedankenlose Phrase erscheinen. Dagegen muß die nothwendig zunehmende Korruption der Ehe, die immer

---

*) Anträge auf Scheidung von Tisch und Bett wurden in Frankreich gestellt:
von 1856—1861 durchschnittl. p. Jahr von Frauen 1729, von Männern 184
„ 1861—1866 „ „ „ „ „ 2135, „ „ 260
„ 1866—1871 „ „ „ „ „ 2591, „ „ 330
Bridel: Puissance Maritale.

zahlreicheren Ehehinderungsursachen — trotz der Erleichterung der Eheschließung durch den Staat — die außereheliche Uebung des Geschlechtsverkehrs, die Prostitution und die ganze Reihe unnatürlicher Laster vermehren.*)

In den besitzenden Klassen sinkt die Frau nicht selten, ganz wie im alten Griechenland, zum bloßen Gebärapparat für legitime Kinder herab, zur Hüterin des Hauses, zur Pflegerin des kranken Gatten. Der Mann unterhält zu seinem Vergnügen und für sein Liebesbedürfniß Kourtisanen und Hetären — bei uns jetzt Maitressen genannt — aus deren eleganten Wohnungen man in allen großen Städten die schönsten Stadtviertel zusammenstellen könnte. Daneben führen unnatürliche Eheverhältnisse zu allerlei Verbrechen, wie Gattenmord und künstlicher Wahnsinnerzeugung. Gattenmord soll namentlich in Cholerazeiten öfter vorkommen, als man gewöhnlich glaubt, weil die Krankheitssymptome der Cholera mit denen der Vergiftung vielfach übereinstimmen, aber die allgemeine Aufregung, die Menge der Leichen und die Gefahr der Ansteckung vermindern die Sorgfalt der Untersuchung, dagegen machen diese angeführten Umstände eine rasche Fortschaffung und Beerdigung der Leichen nothwendig.

In den Klassen, in welchen die Mittel zum Halten einer Maitresse nicht zulangen, nimmt man seine Zuflucht zu den öffentlichen und geheimen Luststätten, den Tingeltangels, den Konzert- und Ballsälen, den Frauenhäusern. Die Zunahme der Prostitution ist eine überall wahrgenommene Thatsache.

Entsteht die Zerrüttung der Ehe in den mittleren und oberen Schichten der Gesellschaft durch die Geldheirath, den Ueberfluß, den

*) Auch Dr. Karl Bücher beklagt in seiner schon zitirten Schrift „Die Frauenfrage im Mittelalter", den Zerfall der Ehe und des Familienlebens; er verurtheilt die zunehmende Frauenarbeit in der Industrie, und verlangt die „Rückkehr" auf das „eigenste Gebiet der Frau", wo sie allein „Werthe" schaffe, Haus und Familie. Die Bestrebungen der modernen Frauenfreunde erscheinen ihm als „Dilettantismus", und er hofft schließlich, „daß man bald in richtigere Bahnen einlenke", ist aber offenbar außer Stande, auch nur einen erfolgreichen Weg zu zeigen. Das ist auch vom bürgerlichen Standpunkt aus unmöglich. Die Ehezustände, wie die Lage der gesammten Frauenwelt sind keine willkürlich geschaffenen, sondern sie sind das ganz naturgemäße Produkt unserer gesellschaftlichen Entwicklung. Die Kulturentwicklung der Völker schießt keine Böcke und macht keine falschen Zirkelschlüsse, sondern sie vollzieht sich nach immanenten Gesetzen. Aufgabe des Kulturforschers ist es, diese Gesetze zu entdecken und, gestützt auf diese, den Weg zur Beseitigung der vorhandenen Uebel zu zeigen.

Müßiggang, die Schwelgerei, verbunden mit entsprechender Nahrung für Geist und Gemüth, durch frivole Theateraufführungen, üppige Musik, unsittliche Roman- und Zotenlektüre, Bilder gleichen Genres, so wirken in den untersten Schichten ähnliche und andere Ursachen in der gleichen Richtung. Die Möglichkeit, daß der Lohnarbeiter zu einer selbständigen Stellung sich emporarbeite, ist heut zu Tage eine so geringe, daß sie bei der in Frage kommenden Masse der Arbeiter nicht in Betracht kommt. Die Heirath nach Geld und Gut verbietet sich für ihn wie für den weiblichen Theil seiner Schicht von selbst. In der Regel entscheidet er sich aus Neigung zu einer Frau für die Ehe, doch spielt auch nicht selten die Berechnung eine Rolle, daß die Frau mit verdienen kann, oder die Aussicht, daß die Kinder sich frühzeitig als Arbeitsinstrumente verwerthen lassen, und so einigermaßen ihre Kosten selbst decken. Es fehlt aber auch nicht an störenden Ursachen für die Arbeiterehe. Reicherer Kindersegen legt die Arbeitskraft der Frau theilweise oder ganz lahm und vermehrt die Kosten; Handels- und Geschäftskrisen, Einführung neuer Maschinen oder verbesserter Arbeitsmethoden, Kriege, ungünstige Zoll- und Handelsverträge, indirekte Steuern, kurz Alles, was das Erwerbsleben stört oder verändert, schmälert dem Arbeiter bald kürzere, bald längere Zeit mehr oder weniger den Verdienst, wirft ihn auch gänzlich aufs Pflaster. Solche Schicksalsschläge verbittern, und im häuslichen Leben verschafft sich diese Stimmung am ersten Ausbruch, wenn täglich, ja stündlich Anforderungen von Frau und Kindern für das Allernothwendigste gemacht werden, die der Mann nicht befriedigen kann. Oft sucht er aus Verzweiflung im Wirthshaus bei ordinärem Fusel Trost, das letzte Geld wird verthan, Zank und Streit nehmen kein Ende. Der Ruin der Ehe und des Familienlebens ist da.

Nehmen wir ein anderes Bild. Mann und Frau gehen zur Arbeit. Die Kinder sind sich selbst oder der Ueberwachung älterer Geschwister überlassen, die selbst aufs Nöthigste der Ueberwachung und Erziehung bedürfen. In fliegender Eile wird das sogenannte Mittagessen hinabgeschlungen, vorausgesetzt, daß die Eltern überhaupt Zeit haben nach Hause gehen zu können, was in Tausenden von Fällen wegen der Kürze der Pausen und der Entfernung der Arbeitsstätten von der Wohnung nicht möglich ist; müde und abgespannt kehren beide Abends heim. Statt einer freundlichen, anmuthenden Häuslichkeit finden sie ein enges ungesundes Logis, der Luft und des Lichts, oft der allernöthigsten Bequemlichkeiten ent-

behrend. Die zunehmende Wohnungsnoth und die daraus erwachsenden entsetzlichen Mißstände sind eine der dunkelsten Seiten unserer sozialen Ordnung, die zu zahlreichen Uebeln, Lastern und Verbrechen führt. Und die Wohnungsnoth wird in allen Städten und Industriebezirken mit jedem Jahre größer und erfaßt mit ihren Uebeln immer weitere Schichten: Kleine Gewerbetreibende, Beamte, Lehrer, Kaufleute u. s. w. Die Frau des Arbeiters, die Abends müde und abgehetzt nach Hause kommt, hat jetzt von Neuem alle Hände voll zu thun; Hals über Kopf muß sie arbeiten, um nur das Nothwendigste in Stand zu setzen. Die schreienden und lärmenden Kinder werden eiligst ins Bett gebracht, die Frau sitzt und näht und flickt bis in die späte Nacht. Die so nöthige geistige Unterhaltung und Aufrichtung fehlt. Der Mann ist oft ungebildet und weiß wenig, die Frau noch weniger, das Wenige, was man sich zu sagen hat, ist rasch erledigt. Der Mann geht ins Wirthshaus und sucht dort die Unterhaltung, die ihm zu Hause fehlt; er trinkt, und ist es noch so wenig, was er verbraucht, es ist für seine Verhältnisse viel. Unter Umständen verfällt er dem Laster des Spieles, das besonders auch in den höheren Kreisen viele Opfer fordert, er verliert drei- und zehnfach mehr als er vertrinkt. Unterdeß sitzt die Frau zu Hause und grollt; sie muß wie ein Lastthier arbeiten, eine Ruhepause und Erholung giebt es für sie nicht; der Mann benutzt die Freiheit, die ihm der Zufall giebt, als Mann geboren zu sein. So entsteht die Disharmonie. Ist aber die Frau weniger pflichtgetreu, sucht sie Abends müde von der Arbeit heimkehrend eine berechtigte Erholung, dann geht die Wirthschaft rückwärts und das Elend ist doppelt groß. O wir leben in „der besten der Welten".

Durch alle diese Umstände wird die Ehe des Proletariers immer mehr zerrüttet. Selbst günstige Arbeitszeiten üben ihren zersetzenden Einfluß, denn sie zwingen ihn zur Sonntag- und Ueberstundenarbeit, nehmen ihm die Zeit, die er für seine Familie noch übrig hatte. In unzähligen Fällen hat er halbe und ganze Stunden bis zur Arbeitsstätte; die Mittagspause zum Heimweg zu benutzen ist sehr häufig ein Ding der Unmöglichkeit; er steht Morgens mit dem Frühesten auf, wenn die Kinder noch im tiefsten Schlafe liegen und kehrt erst am Abend spät, wenn sie bereits wieder im gleichen Zustand sich befinden, an den Herd zurück. Tausende anderer, namentlich die Bauarbeiter in den größeren Städten, bleiben der weiten Entfernung wegen die ganze Woche aus, und kehren erst am Schluß

Müßiggang, die Schwelgerei, verbunden mit entsprechender Nahrung für Geist und Gemüth, durch frivole Theateraufführungen, üppige Musik, unsittliche Roman- und Zotenlektüre, Bilder gleichen Genres, so wirken in den untersten Schichten ähnliche und andere Ursachen in der gleichen Richtung. Die Möglichkeit, daß der Lohnarbeiter zu einer selbständigen Stellung sich emporarbeite, ist heut zu Tage eine so geringe, daß sie bei der in Frage kommenden Masse der Arbeiter nicht in Betracht kommt. Die Heirath nach Geld und Gut verbietet sich für ihn wie für den weiblichen Theil seiner Schicht von selbst. In der Regel entscheidet er sich aus Neigung zu einer Frau für die Ehe, doch spielt auch nicht selten die Berechnung eine Rolle, daß die Frau mit verdienen kann, oder die Aussicht, daß die Kinder sich frühzeitig als Arbeitsinstrumente verwerthen lassen, und so einigermaßen ihre Kosten selbst decken. Es fehlt aber auch nicht an störenden Ursachen für die Arbeiterehe. Reicherer Kindersegen legt die Arbeitskraft der Frau theilweise oder ganz lahm und vermehrt die Kosten; Handels- und Geschäftskrisen, Einführung neuer Maschinen oder verbesserter Arbeitsmethoden, Kriege, ungünstige Zoll- und Handelsverträge, indirekte Steuern, kurz Alles, was das Erwerbsleben stört oder verändert, schmälert dem Arbeiter bald kürzere, bald längere Zeit mehr oder weniger den Verdienst, wirft ihn auch gänzlich aufs Pflaster. Solche Schicksalsschläge verbittern, und im häuslichen Leben verschafft sich diese Stimmung am ersten Ausbruch, wenn täglich, ja stündlich Anforderungen von Frau und Kindern für das Allernothwendigste gemacht werden, die der Mann nicht befriedigen kann. Oft sucht er aus Verzweiflung im Wirthshaus bei ordinärem Fusel Trost, das letzte Geld wird verthan, Zank und Streit nehmen kein Ende. Der Ruin der Ehe und des Familienlebens ist da.

Nehmen wir ein anderes Bild. Mann und Frau gehen zur Arbeit. Die Kinder sind sich selbst oder der Ueberwachung älterer Geschwister überlassen, die selbst aufs Nöthigste der Ueberwachung und Erziehung bedürfen. In fliegender Eile wird das sogenannte Mittagessen hinabgeschlungen, vorausgesetzt, daß die Eltern überhaupt Zeit haben nach Hause gehen zu können, was in Tausenden von Fällen wegen der Kürze der Pausen und der Entfernung der Arbeitsstätten von der Wohnung nicht möglich ist; müde und abgespannt kehren beide Abends heim. Statt einer freundlichen, anmuthenden Häuslichkeit finden sie ein enges ungesundes Logis, der Luft und des Lichts, oft der allernöthigsten Bequemlichkeiten ent-

behrend. Die zunehmende Wohnungsnoth und die daraus erwachsenden entsetzlichen Mißstände sind eine der dunkelsten Seiten unserer sozialen Ordnung, die zu zahlreichen Uebeln, Lastern und Verbrechen führt. Und die Wohnungsnoth wird in allen Städten und Industriebezirken mit jedem Jahre größer und erfaßt mit ihren Uebeln immer weitere Schichten: Kleine Gewerbetreibende, Beamte, Lehrer, Kaufleute u. s. w. Die Frau des Arbeiters, die Abends müde und abgehetzt nach Hause kommt, hat jetzt von Neuem alle Hände voll zu thun; Hals über Kopf muß sie arbeiten, um nur das Nothwendigste in Stand zu setzen. Die schreienden und lärmenden Kinder werden eiligst ins Bett gebracht, die Frau sitzt und näht und flickt bis in die späte Nacht. Die so nöthige geistige Unterhaltung und Aufrichtung fehlt. Der Mann ist oft ungebildet und weiß wenig, die Frau noch weniger, das Wenige, was man sich zu sagen hat, ist rasch erledigt. Der Mann geht ins Wirthshaus und sucht dort die Unterhaltung, die ihm zu Hause fehlt; er trinkt, und ist es noch so wenig, was er verbraucht, es ist für seine Verhältnisse viel. Unter Umständen verfällt er dem Laster des Spieles, das besonders auch in den höheren Kreisen viele Opfer fordert, er verliert drei- und zehnfach mehr als er vertrinkt. Unterdeß sitzt die Frau zu Hause und grollt; sie muß wie ein Lastthier arbeiten, eine Ruhepause und Erholung giebt es für sie nicht; der Mann benutzt die Freiheit, die ihm der Zufall giebt, als Mann geboren zu sein. So entsteht die Disharmonie. Ist aber die Frau weniger pflichtgetreu, sucht sie Abends müde von der Arbeit heimkehrend eine berechtigte Erholung, dann geht die Wirthschaft rückwärts und das Elend ist doppelt groß. O wir leben in „der besten der Welten".

Durch alle diese Umstände wird die Ehe des Proletariers immer mehr zerrüttet. Selbst günstige Arbeitszeiten üben ihren zersetzenden Einfluß, denn sie zwingen ihn zur Sonntag- und Ueberstundenarbeit, nehmen ihm die Zeit, die er für seine Familie noch übrig hatte. In unzähligen Fällen hat er halbe und ganze Stunden bis zur Arbeitsstätte; die Mittagspause zum Heimweg zu benutzen ist sehr häufig ein Ding der Unmöglichkeit; er steht Morgens mit dem Frühesten auf, wenn die Kinder noch im tiefsten Schlafe liegen und kehrt erst am Abend spät, wenn sie bereits wieder im gleichen Zustand sich befinden, an den Herd zurück. Tausende anderer, namentlich die Bauarbeiter in den größeren Städten, bleiben der weiten Entfernung wegen die ganze Woche aus, und kehren erst am Schluß

derselben oder am Sonntage nach Hause; und bei solchen Zuständen soll das Familienleben gedeihen. Auch nimmt die Frauen- und Kinderarbeit immer mehr überhand, namentlich in der Textilindustrie, die ihre Tausende von Dampfwebstühlen und Spindelmaschinen von billigen Frauen- und Kinderhänden bedienen läßt. Dort hat sich das Verhältniß der Geschlechter und der Lebensalter nahezu umgekehrt. Frau und Kind gehen in die Fabrik, der brotlos gewordene Mann sitzt nicht selten zu Hause und besorgt die häuslichen Verrichtungen.

Die Zulassung der Frauen zu allen gewerblichen Berufen ist heute allseitig zugestanden. Die bürgerliche Gesellschaft, stets nach Profit und Gewinn jagend, hat längst erkannt, welch ein vortreffliches Ausbeutungsobjekt die im Gegensatz zu den Männern sich leichter fügende und schmiegende und anspruchslosere Arbeiterin ist und so ist die Zahl der Berufe und Beschäftigungsarten, in welchen Frauen als Arbeiterinnen Anwendung finden, eine mit jedem Jahre wachsende. Die Ausdehnung und Verbesserung der Maschinerie, die Vereinfachung des Arbeitsprozesses durch immer größere Arbeitstheilung, die wachsende Konkurrenz der Kapitalisten unter sich, wie der verschiedenen auf dem Weltmarkt in den Konkurrenzkampf eintretenden Industrieländer, begünstigt diese immer weitere Anwendung der Frauenarbeit, die eine in allen modernen Industriestaaten gleichmäßig wahrnehmbare Erscheinung ist. In demselben Maße wie die Zahl der Arbeiterinnen sich vermehrt, wächst die Konkurrenz auch für die männlichen Arbeiter. Ein Industriezweig nach dem andern, eine Arbeitsbranche nach der andern wird von weiblichen Arbeitern besetzt und sie verdrängen mehr oder weniger die männlichen Arbeiter. Zahlreiche Aeußerungen in den Berichten eines Theiles der Fabrikinspektoren, wie die statistischen Angaben über die Beschäftigung von Arbeiterinnen bestätigen dieses.

Am Schlimmsten ist die Lage der Frauen in denjenigen Gewerbezweigen, in welchen sie überwiegend beschäftigt sind, wie z. B. in der Bekleidungs- und Wäscheindustrie. Die Untersuchungen über die Lohnverhältnisse der Arbeiterinnen in der Wäschefabrikation und der Konfektionsbranche, die im Jahre 1886 der Bundesrath veranstaltete, haben denn auch ergeben, daß die Lohnverhältnisse dieser Arbeiterinnen vielfach so erbärmliche sind, daß sie zu Nebenverdienst durch Preisgabe ihres Körpers gezwungen sind. Der größte Theil der Prostituirten rekrutirt sich aus den Kreisen der schlecht bezahlten Industrie-Arbeiterinnen.

Unser „christlicher" Staat, dessen „Christenthum" man fast überall da vergeblich sucht, wo es angewendet werden sollte, und dort findet, wo es überflüssig oder schädlich ist, dieser christliche Staat handelt genau wie der christliche Bourgeois, was den nicht wundert, der weiß, daß der christliche Staat nur der Kommis unseres christlichen Bourgeois ist. Der Staat entschließt sich nur sehr schwer zu Gesetzen, welche die Frauenarbeit auf ein normales Maß beschränken, die Kinderarbeit gänzlich verbieten, wie er denn auch vielen seiner Beamten weder volle Sonntagsruhe, noch eine normale Arbeitszeit gewährt und so ihr Familienleben erheblich stört. Post-, Eisenbahn-, Gefängnißbeamte u. s. w. müssen sehr häufig weit über das zulässige Zeitmaß ihren Dienst versehen, und ihre Entlohnung steht im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Leistung. Das ist aber heute überall der Normalzustand, den bis jetzt noch die Mehrheit in der Ordnung findet.

Da ferner die Wohnungsmiethen im Vergleich zu den Löhnen und zu dem Einkommen des Arbeiters, des niederen Beamten und des kleinen Mannes viel zu hoch sind, so müssen sie sich aufs Aeußerste einschränken. Es werden sogenannte Schlafburschen oder Mädchen in Logis genommen, nicht selten beide Geschlechter zugleich. Alte und Junge leben auf engstem Raume, ohne Scheidung der Geschlechter, selbst bei den intimsten Vorgängen eng zusammengepfercht, und wie dabei Schamgefühl und Sittlichkeit fahren, darüber giebt es schauerliche Thatsachen. Die so vielfach kommentirte Zunahme der Verrohung und Verwilderung der Jugend ist nur den Zuständen in unserem Industriesystem geschuldet, mit dem die Wohnungsmisere in engster Beziehung steht. Und welche Wirkung muß wohl die gewerbliche Arbeit für die Kinder haben? Unzweifelhaft die schlechteste, die sich denken läßt, sowohl physisch wie moralisch.

Die immer mehr zunehmende Beschäftigung auch der verheiratheten Frauen ist namentlich bei Schwangerschaften und Geburten, und während der ersten Lebenszeit der Kinder, während welcher diese auf die mütterliche Nahrung angewiesen sind, von den verhängnißvollsten Folgen. Es entstehen eine Menge von Krankheiten während der Schwangerschaft, die sowohl auf die Leibesfrucht als auf den Organismus der Frau zerstörend wirken, Abortus, Früh- und Todtgeburten, worüber weiter unten noch Einiges gesagt werden wird. Ist das Kind zur Welt, so ist die Mutter gezwungen,

so rasch als möglich wieder zur Fabrik zurückzukehren, damit nicht ihr Platz von einer Konkurrentin besetzt wird. Die unausbleiblichen Folgen für die kleinen Würmer sind: vernachlässigte Pflege, unpassende Nahrung, gänzlicher Mangel an Nahrung; sie werden mit Opiaten gefüttert, um ruhig zu sein. Wiederum die Folgen: massenhaftes Sterben, Siechthum, Verkümmerung, mit einem Wort: Degeneration der Race. Die Kinder wachsen vielfach auf, ohne je mütterliche oder väterliche Liebe genossen und ihrerseits wahre Elternliebe empfunden zu haben. So gebiert, lebt und stirbt das Proletariat. Und der „christliche" Staat, diese „christliche" Gesellschaft wundern sich, daß Rohheit, Sittenlosigkeit und Verbrechen sich häufen.

Als im Anfang der sechziger Jahre in den englischen Baumwollendistrikten in Folge des nordamerikanischen Sklavenbefreiungskrieges viele Tausende von Arbeiterinnen feiern mußten, machten die Aerzte die auffallende Entdeckung, daß trotz der großen Noth der Bevölkerung die Kindersterblichkeit abnahm. Die Ursache war sehr einfach. Die Kinder genossen jetzt eine bessere Pflege und die Nahrung von der Mutter, die sie in den besten Arbeitszeiten nie genossen hatten. Und die gleiche Thatsache ist in der Krise der siebziger Jahre in Nord-Amerika, in New-York und Massachussetts, seitens der Aerzte konstatirt worden. Die allgemeine Arbeitslosigkeit zwang die Frauen zu feiern und ließ ihnen Zeit zur Kinderpflege. Ganz ähnliche Beobachtungen hat Dr. v. Rechenberg bei Untersuchung der Lage der Weber der Zittauer Gegend in Sachsen gemacht, wie er in einer bezüglichen im Sommer 1890 erschienenen Schrift nachweist.

In der Hausindustrie, die romantische Theoretiker gern so idyllisch darstellen, liegen die Verhältnisse für das Familienleben und die Moral um kein Haar besser. Hier ist die Frau neben dem Mann von früh bis in die Nacht an die Arbeit gekettet, die Kinder werden vom frühesten Alter zu gleichem Werk herangenommen. Zusammengepfercht auf den denkbar kleinsten Raum leben Mann, Frau und Familie, Burschen und Mädchen mitten unter den Arbeitsabfällen, den unangenehmsten Dünsten und Gerüchen, der nothwendigsten Reinlichkeit entbehrend. Dem Wohn- und Arbeitslokal entsprechen die Schlafräume. In der Regel dunkle Löcher, ohne Ventilation, nehmen sie für die Nacht eine Anzahl Menschen auf, die zu einem Theil darin untergebracht, schon als höchst ungesund gelten müßten. Kurz, es existiren Zustände, die einem an menschenwürdige Existenz Gewöhnten die Haut schaudern machen.

Der zunehmende schwere Kampf um's Dasein zwingt Frauen und Männer auch oft zu Handlungen und Duldungen, die sie sonst verabscheuen würden. So wurde 1877 in München konstatirt, daß unter den polizeilich eingetragenen und überwachten Prostituirten nicht weniger als 203 Frauen von Arbeitern und Handwerkern waren. Und wie viele verheirathete Frauen treiben aus Noth dieses schmähliche Handwerk, ohne daß sie sich der das Schamgefühl und die Menschenwürde aufs Tiefste verletzenden polizeilichen Kontrole unterwerfen.

Erfahrungsmäßig wirken schon die hohen Kornpreise eines einzigen Jahres auf die Verminderung der Ehen und der Geburten, und so wirken Jahre lange Krisen und die allgemeine Verschlechterung der ökonomischen Lage, wie sie mit unserem heutigen Wirthschaftssystem unausbleiblich verknüpft sind, noch viel nachtheiliger. Das zeigt schlagend die Ehestatistik des Deutschen Reichs. In dem Zeitraum von 1861/1870 kamen auf 1000 der mittleren Bevölkerung 8,5 Eheschließungen, im Zeitraum von 1871/1880 8,6 und im Zeitraum von 1881/1888 nur 7,8. 1872, im Jahre des wirthschaftlichen Aufschwungs und nach beendetem Kriege, wurden ungeachtet einer sehr hohen Auswanderungsziffer 423 000 Ehen geschlossen, aber 1879, in welchem Jahre die Krise ihren Höhepunkt erreicht hatte, waren sie trotz der gestiegenen Bevölkerung auf 335 133 gesunken. Von jetzt ab begannen die Eheschließungen wieder langsam zu steigen und zwar wurden geschlossen

1882: 350 457	1885: 368 619
1883: 352 999	1886: 372 326
1884: 362 596	1887: 370 659

1888: 376 654.

Die Zahl der Eheschließungen war also 1888 noch immer erheblich geringer als 1872, obgleich mittlerweile die Bevölkerung um rund 6 Millionen Köpfe wuchs. Sogar 1875 war die Zahl der Eheschließungen noch höher als 1888, sie belief sich auf 386 746.

In Frankreich tritt dieselbe Erscheinung zu Tage. 1884 wurden 289 555 Ehen geschlossen, 1886 nur 283 193. Ebenso nahmen die Geburten ab.

Ein ganz ähnliches, zum Theil noch weit ungünstigeres Bild liefern die statistischen Nachweise aus andern europäischen Staaten. Die bezüglichen Eheziffern sind folgende. Es heiratheten von je 10 000 Personen:

	Holland	Schweiz	Oesterreich	Frankreich	Italien	Belgien	England	Schottland	Irland	Dänemark	Norwegen	Schweden	Ungarn
1873	171	152	188	178	159	156	176	155	96	162	145	146	226
1874	168	166	181	167	153	152	170	152	92	164	153	145	214
1875	167	179	171	164	168	145	167	148	91	170	157	140	218
1876	165	162	165	158	163	142	166	150	99	171	154	141	198
1877	162	157	150	150	154	149	157	144	93	161	151	137	182
1878	155	147	152	151	142	135	152	134	95	148	146	129	187
1879	153	138	155	152	150	136	144	128	87	147	135	126	205
1880	150	137	152	149	140	141	149	132	78	152	133	126	182
1881	146	136	160	150	162	142	151	139	85	156	128	124	198
1882	143	135	164	149	157	140	155	140	86	154	134	127	203
1883	142	136	157	150	161	136	154	140	85	154	132	128	205
1884	144	136	157	153	164	136	151	135	91	156	137	131	201
1885	139	138	152	149	158	136	144	129	86	151	133	133	—
1886	139	137	155	149	158	134	141	124	84	142	131	—	—
Durchschnittl	153	147	161	155	156	141	156	139	89	156	141	133	202 *)

Diese Zahlen sind nach verschiedenen Richtungen hin interessant; sie beweisen zunächst, daß in sämmtlichen aufgeführten Staaten die Zahl der Eheschließungen eine fallende ist. Gleich Deutschland zeigen sämmtliche aufgeführte Staaten im Anfang der siebziger Jahre die höchste Ehefrequenz, die aber dann bei den meisten rasch sinkt. Das halb barbarische Ungarn steht noch am Günstigsten, äußerst ungünstig hingegen steht Irland, das von allen Ländern die niedrigsten Zahlen aufweist. Die Verdrängung der irischen Bevölkerung von Grund und Boden und der immer konzentrirtere Besitz desselben in den Händen der Landlords kommt in der deutlichsten Weise in den aufgeführten Eheziffern zum Ausdruck.

Der Stand der Erwerbsverhältnisse wirkt also entscheidend auf die Zahl der Eheschließungen, und da diese seit der Mitte der siebenziger Jahre durchschnittlich ungünstiger wurden, kann die fallende Eheschließungsziffer nicht verwundern. Aber nicht blos die Erwerbs-, auch die Eigenthumsverhältnisse wirken in hohem

*) „Neue Zeit", Jahrgang 1888, Seite 239. Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart.

Grade auf die Eheschließungen ein, wie wir schon an Irland sehen. Das Schmoller'sche Jahrbuch für 1885, Heft 1, giebt Mittheilungen über die Bevölkerungsstatistik des Königreichs Württemberg, aus welchen schlagend hervorgeht, daß mit der Zunahme des Großgrundbesitzes die Zahl der verheiratheten Männer im Alter von 25—30 Jahren abnimmt und die Zahl der unverheiratheten Männer zwischen 40—50 Jahren zunimmt.

	Prozentantheil des Grundbesitzes in Hektaren.			Prozentantheil der Männer	
	bis 5	5—20	über 20	Verheiratheter im Alter von 25—30 J.	Unverheiratheter im Alter von 40—50 J.
Oberamt Neuenburg . . .	79,6	20,4	0,0	63,6	4,4
Oestlich von Stuttgart . .	78,9	17,7	3,4	51,3	8,1
Südlich von Stuttgart . .	67,6	24,8	7,6	48,6	8,7
Nördlich von Stuttgart . .	56,5	34,8	8,8	50,0	10,0
Schwarzwald	50,2	42,2	7,6	48,6	10,1
Oberer Neckar	43,6	40,3	16,1	44,3	10,8
Uebergang zum Osten . .	39,5	47,6	12,8	48,7	10,0
Nordosten, außer nördl. v. Hall	22,2	50,1	27,7	38,8	10,6
Schwäbische Alb	20,3	40,8	38,8	38,8	7,5
Nördliches Oberschwaben .	19,7	48,0	32,3	32,5	9,7
Von Hall nach Osten . .	15,5	50,0	34,5	32,5	13,8
Bodenseegebiet	14,2	61,4	24,4	23,5	26,4
Mittl. u. südl. Oberschwaben	12,6	41,1	46,3	30,0	19,1

Es unterliegt hiernach keinem Zweifel, daß der kleine Grundbesitz die Eheschließungen begünstigt, weil er einer größeren Zahl von Familien die Existenz ermöglicht, daß dagegen der große Grundbesitz den Eheschließungen direkt feindlich entgegenwirkt und die Ehelosigkeit befördert. Die mitgetheilten Zahlen zeigen also, daß nicht moralische Ursachen, sondern rein materielle Ursachen das entscheidende Gewicht in die Wagschale werfen, die Zahl der Eheschließungen wie der ganze Moralzustand ist einzig von den materiellen Grundlagen der Gesellschaft abhängig. Furcht vor Mangel, Bedenken, die Kinder nicht standesgemäß erziehen zu können, sind es ferner, die Frauen aus allen Ständen zu Handlungen treiben, die weder mit dem

Naturzweck, noch immer mit dem Strafgesetzbuch in Uebereinstimmung stehen. Dahin gehören die verschiedensten Mittel zur Verhinderung der Empfängniß, oder, wenn diese wider Willen stattgefunden hat, die Beseitigung der unreifen Leibesfrucht, der Abortus. Es wäre fehl gegangen, wollte man behaupten, daß diese Mittel nur von leichtfertigen, gewissenlosen Frauen angewandt werden. Es sind im Gegentheil oft sehr pflichttreue Frauen, die, um dem Dilemma zu entgehen, sich dem Gatten versagen, und ihren Naturtrieb gewaltsam unterdrücken zu müssen, oder aus Furcht, den Mann auf Abwege zu drängen, die zu wandeln er meist Neigung hat, sich lieber der Gefahr der Anwendung abortativer Mittel unterwerfen. Daneben giebt es andere Frauen, besonders in den höheren Ständen, die, um einen Fehltritt zu verdecken, oder aus Widerwillen gegen die Unbequemlichkeiten der Schwangerschaft, des Gebärens und der Erziehung, oder aus Furcht, ihre Reize rascher einzubüßen und dann bei dem Gatten oder der Männerwelt an Ansehen zu verlieren, solche strafgesetzlich verfolgbare Handlungen begehen und für schweres Geld bereitwillig ärztliche und geburtshilferische Unterstützung finden. Im Frühjahr 1878 nahm in New-York ein Weib sich das Leben, das, in einem prachtvollen Palais wohnend, länger als ein Menschenalter solch ein schamloses Gewerbe unter den Augen der New-Yorker Polizei und Richter ausgeübt hatte, endlich aber der Nemesis, in Folge einer sie schwer belastenden Anzeige, zu erliegen drohte. Das Weib hinterließ, trotz ihres luxuriösen Lebens, ein Vermögen, das auf anderthalb Millionen Dollars geschätzt wurde. Ihre Kundschaft besaß sie ausschließlich in den reichsten Kreisen New-Yorks. Aehnliche Vorgänge kennt die Chronique scandaleuse fast jeder größeren Stadt; und zwar auch in Deutschland. Auch mehren sich, nach der steigenden Zahl der bezüglichen Offerten in unsern Zeitungen zu schließen, die Anstalten und Orte, in welchen verheiratheten und unverheiratheten Frauen der besitzenden Klasse Gelegenheit geboten wird, die Folgen von Fehltritten in aller Heimlichkeit abzuwarten.

Die Furcht vor zu starker Vermehrung der Kinder in Rücksicht auf das vorhandene Eigenthum und die Ernährungsverhältnisse haben in ganzen Klassen, bei ganzen Völkern, die Repressivmaßregeln zu einem vollständigen System, das hier und da zur öffentlichen Kalamität geworden ist, gesteigert. So ist es eine allgemein bekannte Thatsache, daß in allen Schichten der französischen Gesellschaft das Zweikindersystem durchgeführt wird. In wenig Kulturländern der

Welt sind die Ehen verhältnißmäßig so zahlreich, als in Frankreich, und in keinem Lande ist die durchschnittliche Kinderzahl eine geringere, die Bevölkerungsvermehrung eine so langsame. Der französische Bourgeois, wie der Kleinbürger und Parzellenbauer befolgen dieses System, und der französische Arbeiter schließt sich dem allgemeinen Strome an. In manchen Gegenden Deutschlands scheinen die eigenthümlich gelagerten Besitzverhältnisse ähnlichen Zuständen Vorschub zu leisten. So ist uns eine reizende Gegend Südwestdeutschlands bekannt, in welcher in dem Garten eines jeden Bauernhofs der sogenannte Sevenbaum steht, dessen Bestandtheile in einer gewissen Zubereitung als abortatives Mittel angewandt werden. Ferner ist es auffällig, in welchem Maß die Literatur in Deutschland an Umfang und Absatz zunimmt, in welcher die Mittel für „fakultative Sterilität" behandelt und anempfohlen werden. Natürlich stets unter „wissenschaftlicher" Flagge und mit Hinweis auf die gefahrdrohende Uebervölkerung.

Aehnlich wie in Frankreich ist es in Siebenbürgen bei den Sachsen. Im Bestreben, ihren großen Besitz beisammenzuhalten, um das Erbe nicht durch Theilung zu sehr zu schmälern, und der maßgebende Volksstamm zu bleiben, nehmen sie auf möglichst wenig legitime Nachkommenschaft Bedacht. Dagegen suchen die Männer die Befriedigung des Geschlechtstriebs häufig außerhalb der Ehe, und so erklärt sich die den Ethnologen aufgefallene Zahl der blonden Zigeuner und urgermanisch aussehenden Rumänen, wie die bei letzterem Volke sonst selten vorkommenden Charaktereigenschaften: Fleiß und Sparsamkeit. Durch solche Maximen sind die Sachsen in Siebenbürgen, obgleich sie schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts zahlreich einwanderten, heute kaum auf 200,000 Köpfe angewachsen. In Frankreich hingegen, in dem es keine fremden Rassen zur geschlechtlichen Ausnutzung giebt, ist die Zahl der Kindermorde und der Kinderaussetzungen bedeutend im Steigen, beides allerdings noch befördert durch das Verbot des französischen Zivilgesetzes, nach der Vaterschaft zu forschen*). Die französische Bour-

*) Der § 340 des „Code civil" lautet: „La recherche de la paternité est interdite", dagegen § 341: „La recherche de la maternité est admise." Nach der Vaterschaft eines Kindes zu forschen ist verboten, nach der Mutterschaft zu forschen ist gestattet, ein Gesetz, das die Ungerechtigkeit gegen die verführte Frau in der schamlosesten Weise zum Ausdruck bringt und ein Privilegium der Männer, die Frauen zu verführen,

geoisie, wohl fühlend, welche Grausamkeit sie beging, als sie durch Gesetz den betrogenen Frauen unmöglich machte, sich an den Vater ihres Kindes um Alimente zu wenden, suchte diesen ihre Stellung durch die Gründung von Findelhäusern zu erleichtern. Das Vatergefühl existirt bekanntlich nach unserer famosen „Moral" dem unehelichen Kinde gegenüber nicht, das existirt nur für die „legitimen Erben". Durch die Findelhäuser sollte den Neugeborenen auch die Mutter genommen werden. Sie kommen als Waisen auf die Welt. Die Bourgeoisie läßt ihre unehelichen Kinder auf Staatskosten als „Kinder des Vaterlandes" erziehen. Eine herrliche Einrichtung. Allein trotz der Findelhäuser, in welchen die Pflege eine mangelhafte ist und die Kleinen massenhaft sterben, nehmen in Frankreich Kindermorde und Abortus in weit höherem Verhältniß zu, als die Bevölkerung. In Deutschland ist man auf dem besten Wege, in französische Bahnen zu gelangen. Die Bestimmungen in dem Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich enthalten über die Rechtsverhältnisse der unehelichen Kinder Grundsätze, die mit dem bis jetzt geltenden humaneren Recht im schroffsten Widerspruch stehen.

Nach dem Entwurf steht dem entehrten Mädchen, auch wenn dieses vollständig unbescholten war, das durch das Versprechen der späteren Eheschließung verführt oder durch eine strafbare Handlung zur Duldung des geschlechtlichen Verkehrs gebracht worden ist, gegen den Verführer blos ein Anspruch zu auf Ersatz der Kosten der Entbindung und des Unterhaltes während der ersten sechs Wochen nach der Geburt des Kindes, und zwar innerhalb der Grenzen der Nothdurft. Nur bei einigen der schwersten Sittlichkeitsverbrechen kann der verführten Frauensperson auch ohne Nachweis einer Vermögensschädigung nach freiem Ermessen eine billige Geldentschädigung zugesprochen werden (§ 728). Das uneheliche Kind aber kann von dem Verführer der Mutter in jedem Falle nur den nothdürftigen Unterhalt, und diesen nur bis zur Zurücklegung des 14. Lebensjahres, fordern. Jeder Anspruch des Kindes, und zwar gegen Jeden, ist jedoch ausgeschlossen, wenn auch von einem Andern innerhalb der Empfängnißzeit der geschlechtliche Verkehr mit der Mutter vollzogen

---

begründet; natürlich unter dem Vorwand, die Frau von der Unsittlichkeit abzuschrecken. Die Versuche, den § 340 zu Falle zu bringen, sind bis jetzt gescheitert.

worden ist. Nach der Ansicht der Motive (IV. S. 869) hat überdies das klagende Kind zu beweisen, daß die Mutter sich mit einem Andern nicht eingelassen hat.

Menger, dessen Ausführungen in seiner Abhandlung „Das bürgerliche Recht und die besitzlosen Klassen",*) wir hier folgen, macht mit vollem Recht diesen Bestimmungen den schweren Vorwurf, daß sie nur den wohlhabenden sittenlosen Männern, welche unwissende, oft aus Armuth fehlende Mädchen verführen, zum Vortheile gereichen, die gefallenen Mädchen aber und deren völlig schuldlose Kinder schutzlos lassen, ja ins Elend und ins Verderben nur tiefer hinabstoßen. Menger erinnert hierbei an die Bestimmungen des preußischen Landrechts. Nach diesen ist eine außer der Ehe geschwängerte unbescholtene ledige Frauensperson oder Witwe von dem Schwängerer nach dessen Stande und nach dessen Vermögen abzufinden. (Die Abfindungssumme darf nur den 4. Theil des Vermögens des Schwängerers nicht übersteigen). Einem unehelichen Kinde aber steht nach diesen Bestimmungen ein Anspruch gegen den Vater auf Unterhalt und Erziehung zu und zwar ohne Rücksicht darauf, ob die Mutter eine unbescholtene Person gewesen ist, jedoch jedenfalls nur in dem Betrage, welchen die Erziehung eines ehelichen Kindes Leuten vom Bauern- oder gemeinen Bürgerstande kosten würde. Hat endlich der außereheliche geschlechtliche Verkehr unter der Zusage einer künftigen Ehe stattgefunden, so hat der Richter nach jenen Bestimmungen des preußischen Landrechts der Geschwächten regelmäßig den Namen, Stand und Rang des Schwängerers, sowie überhaupt alle Rechte einer geschiedenen für den unschuldigen Theil erklärten Ehefrau zuzuerkennen und das uneheliche Kind hat in einem solchen Falle die Rechte der aus einer vollgiltigen Ehe erzeugten Kinder. Man darf wohl gespannt sein, ob die durch und durch reaktionären, Frauen feindlichen Bestimmungen des Entwurfs zu einem bürgerlichen Gesetzbuch in Deutschland Geltung erlangen. Die Rückwärtserei ist allerdings in unserer Gesetzgebung das Leitmotiv.

Vom Jahre 1830—1880 wurden vor den französischen Assisen 8563 Kindesmorde verhandelt, und zwar stieg ihre Zahl von 471 im Jahre 1831 auf 980 im Jahre 1880. In demselben Zeitraum wurden über 1032 Fälle Abortus abgeurtheilt, und zwar im Jahre

*) Tübingen 1890.

1831 über 41, im Jahre 1880 über 100. Natürlich kommen die allerwenigsten Fälle von Abortus zur Kenntniß der Gerichte, in der Regel nur dann, wenn sie schwere Erkrankungen oder Todesfälle zur Folge haben. Bei den Kindesmorden war die Landbevölkerung mit 75 pCt. betheiligt, beim Abortus die Städte mit 67 pCt. In der Stadt haben die Frauen mehr Mittel an der Hand, die Geburt zu verhindern, daher viele Fälle von Abortus und verhältnißmäßig wenig Kindesmorde. Auf dem Lande liegen die Verhältnisse umgekehrt.

Das ist das Bild, das die heutige Gesellschaft in Bezug auf ihre intimsten Beziehungen bietet. Es weicht stark ab von dem schönen Gemälde, das Poeten und poetisch angehauchte Phantasten von ihr entwerfen, aber es hat den Vorzug — wahr zu sein. Aber wir müssen diesem Bilde noch einige wichtige Pinselstriche hinzufügen.

Wie immer der Streit über die geistigen Anlagen der beiden Geschlechter ausfällt — die Frage werden wir später noch erörtern — darüber kann keine Meinungsverschiedenheit bestehen, daß gegenwärtig das weibliche Geschlecht im Durchschnitt geistig unter dem männlichen steht. Balzac, der durchaus kein Frauenfreund war, behauptet zwar: „Eine Frau, die eine männliche Bildung erhalten, besitzt in der That die glänzendsten und fruchtbarsten Eigenschaften zur Begründung ihres eigenen Glücks und das ihres Gatten", und Göthe, der Frauen und Männer seiner Zeit sicher gut kannte, äußert bissig in Wilhelm Meisters Lehrjahre (Bekenntnisse einer schönen Seele): „Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich weil man für unhöflich hielt, so viel unwissende Männer zu beschämen," aber mit beiden Aussprüchen ist für die Allgemeinheit in der Gegenwart nichts entschieden. Der Unterschied ist vorhanden, und er muß vorhanden sein, weil die Frau das ist, wozu sie die Männer, als ihre Beherrscher, gemacht haben. Die Bildung der Frau ist im Allgemeinen noch mehr als jene des Proletariers von jeher vernachlässigt worden, und was auf diesem Gebiete heute Besseres geleistet wird, ist noch nach allen Seiten unzulänglich. Wir leben in einer Zeit, in der das Bedürfniß nach Ideenaustausch in allen Kreisen wächst, auch in der Familie, und da stellt sich die sehr vernachlässigte Ausbildung der Frau als ein großer Fehler heraus und rächt sich an dem Mann.

Der Grundzug der geistigen Ausbildung bei dem Manne richtet

sich, das behauptet man wenigstens zu wollen, obgleich der Zweck durch die angewandten verkehrten Mittel sehr oft nicht erreicht wird, auch vielfach nicht erreicht werden soll, auf die Entwicklung des Verstandes, die Schärfung des Denkens, die Erweiterung des realen Wissens, die Festigung der Willenskraft, kurz auf die Ausbildung der Verstandesfunktionen. Bei der Frau hingegen erstreckt sich die Ausbildung, soweit sie überhaupt in höherem Maße vorhanden ist, vornehmlich auf die Vertiefung des Gemüths, auf die rein formale, schöngeistige Bildung, durch welche hauptsächlich die Nervenreizbarkeit und die Phantasie erhöht wird, wie durch Musik, Belletristik, Kunst, Poesie. Das ist die verkehrteste und ungesundeste Richtung, die eingeschlagen werden konnte; sie verräth, daß die Mächte, die das Bildungsmaß der Frau zu bestimmen haben, sich nur von ihren eingefleischten Vorurtheilen über das Wesen des weiblichen Charakters und die beschränkte Lebensstellung der Frau leiten lassen. Was den Frauen fehlt, ist nicht erhöhtes Gemüths- und Phantasieleben, das die Nervosität erhöht, oder formales, schöngeistiges Wissen; nach diesen Richtungen ist der weibliche Charakter reichlich entwickelt und verbildet worden und man hat das Uebel nur vergrößert. Aber wenn die Frau an Stelle überschüssigen Gemüths, das oft recht ungemüthlich wird, eine gute Portion geschärften Verstandes und exakter Denkfähigkeit hätte; statt der Ueberreiztheit und des verschüchterten Wesens physischen Muth und Charakterfestigkeit, und statt des rein formalen, schöngeistigen Wissens, soweit sie solches überhaupt besitzt, was nur bei einer sehr kleinen Minderheit der Fall ist, Kenntniß von Welt und Menschen und natürlichen Kräften, dann würde sie, und mit ihr der Mann, sich weit besser dabei befinden.

Im Allgemeinen ist, was man das Gemüths- und Seelenleben nennt, bisher bei der Frau ins Maßlose genährt, ihre Verstandesentwicklung hingegen gehemmt und schwer vernachlässigt und unterdrückt worden. Sie leidet in Folge dessen buchstäblich an einer Hypertrophie des Gemüths- und Seelenlebens, und ist darum meist jedem Aberglauben und Wunderschwindel zugänglich, ein immer überdankbarer Boden für religiöse und sonstige Charlatanerien, ein gefügiges Werkzeug für jede Reaktion. Die bornirte Männerwelt beklagt das häufig, weil sie selbst darunter leidet, aber sie ändert es nicht, weil sie selbst noch in der großen Mehrheit bis über die Ohren in Vorurtheilen steckt.

Dadurch, daß die allermeisten Frauen, so wie geschildert, geistig

beschaffen sind, ist die Folge, daß sie die Welt ganz anders ansehen als die Männer, und eine starke Quelle von Differenzen ist damit zwischen den beiden Geschlechtern geschaffen.

Die Betheiligung am öffentlichen Leben ist heute für jeden Mann eine seiner wesentlichsten Pflichten; daß viele Männer das noch nicht begreifen, ändert an der Sache nichts. Aber der Kreis Derjenigen wird immer größer, die erkennen, daß das öffentliche Leben und seine Institutionen mit den privaten Beziehungen jedes Einzelnen im innigsten Zusammenhange steht; daß das Wohl und Wehe der Person und der Familie weit mehr von dem Zustand der öffentlichen und allgemeinen Einrichtungen, als von den persönlichen Eigenschaften und Handlungen des Einzelnen abhängt — weil sie einsehen, daß die höchste Kraftanstrengung des Einzelnen gegen Mängel, die in dem Zustand der Dinge liegen und seine Lage bestimmen, rein machtlos ist. Da ferner der Kampf um die Existenz weit höhere Anstrengungen als früher erfordert, so beansprucht die Befriedigung aller dieser Erfordernisse ein Maß von Zeit von dem Manne, welches das der Frau gewidmete oder zu widmende wesentlich schmälert. Die Frau hingegen vermag in Folge ihres Bildungsstandpunkts und ihrer Weltanschauung nicht einzusehen, daß die Sorge des Mannes für öffentliche Angelegenheiten etwas anderes bezweckte, als in Gesellschaft von seines Gleichen zu kommen, Geld, Zeit und Gesundheit zu vergeuden, sich neue Sorgen zu bereiten, von dem allen sie nur den Schaden habe. So entsteht der häusliche Kampf. Der Mann wird nicht selten vor die Alternative gestellt, entweder auf die Thätigkeit für die Allgemeinheit zu verzichten und sich der Frau zu fügen, was ihn nicht zufriedener macht, oder auf ein Stück ehelichen Friedens und häuslicher Annehmlichkeiten Verzicht zu leisten, wenn er die Förderung des allgemeinen Wohles, mit dem er sein eigenes und das seiner Angehörigen eng verknüpft weiß, vorzieht. Versteht er sich mit der Frau zu verständigen und die Frau zu überzeugen, dann ist er über eine schwere Klippe hinweg, aber dieses kommt selten vor. In der Regel hat der Mann die Ansicht, daß das, was er wolle, die Frau nichts angehe, sie verstehe es nicht. Er nimmt sich die Mühe nicht, sie aufzuklären. „Das verstehst Du nicht," ist die stereotype Antwort, wenn die Frau klagt und sich wundert, daß nach ihrer Auffassung er sie ganz und gar hintenansetze. Das Nichtverständniß der Frauen wird durch den Unverstand der meisten Männer nur gefördert.

Gewahrt nun die Frau, daß der Mann vielleicht Ausflüchte gebrauchte, um aus dem Hause zu kommen, um sein Unterhaltungsbedürfniß zu befriedigen, das häufig höheren Anforderungen nicht entspricht, aber zu Hause nicht einmal befriedigt werden kann, so ist eine neue Ursache zu ehelichen Zerwürfnissen vorhanden.

Diese Bildungs- und Anschauungs-Differenzen, die im Anfang der Ehe, während die heiße Leidenschaft noch vorherrscht, leicht übersehen werden, steigern sich in reiferen Jahren und machen sich dann um so fühlbarer, weil jetzt die geschlechtliche Leidenschaft mehr und mehr erlischt und um so nöthiger durch die geistige Uebereinstimmung ersetzt werden müßte. Aber abgesehen davon, ob der Mann einen Begriff von staatsbürgerlichen Pflichten hat und sie erfüllt, er kommt schon allein durch seine berufliche Stellung und seinen beständigen Verkehr mit der Außenwelt in fortgesetzte Berührung mit den verschiedensten Elementen und Anschauungen, bei den verschiedensten Gelegenheiten, und damit in eine geistige Atmosphäre, die seinen Gesichtskreis, auch ohne sein Zuthun, erweitert. Er befindet sich meist in einer beständigen geistigen Mauserung; wohingegen die Frau durch ihre häusliche Thätigkeit, die sie von früh bis spät in Anspruch nimmt, ihr die Zeit zur Ausbildung raubt und selbst, wenn sie den nöthigen Trieb dazu besitzt, geistig versauert und verkümmert.

Die ganze häusliche Misere, in der die Mehrzahl der Ehefrauen in der Gegenwart lebt, schildert wider seinen Willen gut Gerhard von Amyntor in „Randglossen zum Buche des Lebens.“ *) Dort heißt es in dem Kapitel „Tödtliche Mückenstiche“ unter Anderem:

„Nicht die erschütternden Ereignisse, die für Keinen ausbleiben und hier den Tod des Gatten, dort den moralischen Untergang eines geliebten Kindes bringen, hier in langer schwerer Krankheit, dort in dem Scheitern eines warm gehegten Planes bestehen, untergraben ihre (der Hausfrau) Frische und Kraft, sondern die kleinen, täglich wiederkehrenden, Mark und Knochen auffressenden Sorgen ... Wie viele Millionen braver Hausmütterchen verkochen und verscheuern ihren Lebensmuth, ihre Rosenwangen und Schelmengrübchen, im Dienste der häuslichen Sorgen, bis sie runzliche, vertrocknete, gebrochene Mumien geworden sind. Die ewig neue Frage: „Was

*) Sam. Lucas, Elberfeld.

heute gekocht werden soll", die immer wiederkehrende Nothwendigkeit des Fegens und Klopfens und Bürstens und Abstäubens, ist der stetig fallende Tropfen, der langsam, aber sicher Geist und Körper verzehrt. Der Kochherd ist der Ort, wo die traurigsten Bilanzen zwischen Einnahme und Ausgabe gezogen, die deprimirendsten Betrachtungen über die steigende Vertheuerung der Lebensmittel und die immer schwieriger werdende Beschaffung der nöthigen Geldmittel angestellt werden. Auf dem flammenden Altar, wo der Suppentopf brodelt, wird Jugend und Unbefangenheit, Schönheit und frohe Laune geopfert, und wer erkennt in der alten, kummergebeugten, tiefäugigen Köchin die einst blühende, übermüthige, züchtigkokette Braut im Schmucke ihrer Myrtenkrone. — Schon den Alten war der Herd heilig und neben ihm stellten sie ihre Laren und Schutzgötter auf — lasset auch uns den Herd heilig halten, auf dem die pflichttreue deutsche Bürgerfrau einen langsamen Opfertod stirbt, um das Haus behaglich, den Tisch gedeckt und die Familie gesund zu erhalten." Das ist der Trost, den man in der bürgerlichen Welt der an der gegenwärtigen Ordnung der Dinge elend zu Grunde gehenden Frau bietet.

Bei den Frauen, die durch ihre pekuniäre und soziale Lage freier gestellt sind, macht sich in der Regel die falsche einseitige, oberflächliche Erziehung in Verbindung mit den ererbten weiblichen Charaktereigenschaften nachdrücklich geltend. Sie haben nur Sinn für reine Aeußerlichkeiten, bekümmern sich nur um Tand und Putz, suchen in der Ausbildung eines verdorbenen Geschmacks, in der Fröhnung üppig wuchernder Leidenschaften Thätigkeit und Befriedigung. Für die Kinder und die Kindererziehung haben sie wenig Sinn und bekümmern sich oft herzlich wenig darum, sie überlassen diese vielmehr soviel als möglich der Amme und den Dienstboten, und überantworten sie in späteren Jahren der Pension.

Es ist also eine lange Reihe von Ursachen der verschiedensten Art, die in das heutige Eheleben störend und zerstörend eingreifen und in außergewöhnlich zahlreichen Fällen den Zweck der Ehe nur theilweise erfüllen oder gänzlich unerfüllt lassen. Der ganze Umfang dieser Zustände kann nicht einmal erkannt werden, weil jedes Ehepaar sich bemüht, einen Schleier über seine Verhältnisse zu breiten, was man namentlich in den höheren Gesellschaftskreisen vortrefflich versteht.

Weitere Ehehemmnisse und Ehehindernisse. Das Zahlenverhältniß der Geschlechter; seine Ursachen und Wirkungen.

Aus den geschilderten Zuständen haben sich mancherlei Charaktereigenschaften der Frauen gebildet, die, von Generation zu Generation forterbend, sich immer vollkommener entwickelten. Die Männerwelt hält sich mit Vorliebe darüber auf, vergißt aber, daß sie selbst mit die Ursache ist und denselben durch ihr Verhalten Vorschub leistet. Zu diesen vielfach getadelten weiblichen Eigenschaften gehören die gefürchtete Zungenfertigkeit und Klatschsucht, die Neigung, über die nichtigsten und unbedeutendsten Dinge unendliche Unterhaltungen zu führen, die Gedankenrichtung auf das rein Aeußerliche, die Putz- und Gefallsucht und der daraus folgende Hang für alle Modethorheiten, ferner leicht erregbarer Neid und Eifersucht gegen die Geschlechtsgenossinnen.

Es sind dies Eigenschaften, die sehr allgemein, wenn auch im Grade verschieden, sich bei dem weiblichen Geschlecht schon im jugendlichen Alter bemerkbar machen. Es sind also in hohem Grade ererbte Anlagen, die durch die Art der Erziehung weiter entwickelt worden sind. Ein selbst unvernünftig Erzogener kann andere nicht vernünftig erziehen.

Will man über Entstehungsursachen und Weiterentwicklung guter wie schlimmer Eigenschaften der Geschlechter, oder auch ganzer Völker sich klar werden, so muß dieselbe Methode angewendet, müssen dieselben Gesetze zu Rathe gezogen werden, welche die moderne Naturwissenschaft für die Untersuchung über die Entstehung und Ausbildung der Gattungen und Arten und die Entwicklung ihrer Charaktereigenschaften in der organischen Welt in Anwendung bringt. Also jene Gesetze, die nach ihrem Haupt-Entdecker vorzugsweise die Darwin'schen genannt werden und sich aus den materiellen Existenzbedingungen, der Vererbung und Anpassung, resp. Züchtung und Erziehung erklären.

Was in der ganzen Natur für alle Lebewesen gilt, davon kann der Mensch keine Ausnahme machen;*) der Mensch steht nicht außerhalb der Natur, er ist, physiologisch betrachtet, nichts als das höchst entwickelte Thierwesen. Aber das will man vom Menschen noch wenig gelten lassen. Da hatten die Alten schon vor Jahrtausenden,

*) Siehe oben das Urtheil von Krafft-Ebing, S. 78.

obgleich sie die moderne Naturwissenschaft nicht kannten, in vielen menschlichen Dingen vernünftigere Anschauungen und, die Hauptsache ist, sie wandten ihre auf Erfahrung begründeten Anschauungen praktisch an. Man hört so oft mit enthusiastischer Bewunderung die hohe Schönheit und Kraft der freien Männer und Frauen Griechenlands preisen, übersieht aber, daß es nicht blos das glückliche Klima und die bezaubernde Natur des Landes an dem buchtenreichen Meere war, das auf Wesen und Entwicklung der Bevölkerung einwirkte, sondern daß dieses die von Staatswegen unter den frei Geborenen mit Konsequenz durchgeführten Körperausbildungs- und Erziehungsmaximen verursachten, die darauf berechnet waren, körperliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit mit Elastizität und Schärfe des Geistes zu verbinden. Und wenn später in geistiger Beziehung das Weib im Vergleich zum Mann sehr vernachlässigt wurde, so doch nicht in Bezug auf körperliche Entwicklung. *) In Sparta z. B., in dem man in der körperlichen Ausbildung beider Geschlechter am Weitesten ging, wandelten Knaben und Mädchen bis ins mannbare Alter nackt, sie übten sich gemeinsam in körperlichen Exercitien, Spielen und Ringkämpfen. Die nackte Schaustellung des menschlichen Körpers und die natürliche Behandlung des Natürlichen hatte den Vorzug, daß sie die sinnlichen Uebereizungen, die heute durch die Trennung des Verkehrs der beiden Geschlechter von Jugend auf künstlich erzeugt werden, nicht entstehen ließ. Die körperliche Ausbildung des einen Geschlechts und die Funktion seiner besonderen Organe war dem andern kein Geheimniß. Da konnte kein Spiel mit Zweideutigkeiten aufkommen. Natur blieb Natur. Ein Geschlecht freute sich an den Schönheiten des andern. Zur Natur und zu natürlichem Verkehr der Geschlechter muß die Menschheit zurückkehren, die jetzt herrschenden ungesunden spiritualistischen Anschauungen über menschliches Wesen muß sie von sich werfen, indem sie Erziehungsmethoden schafft, die unserem Kulturstandpunkt entsprechen und eine physische und geistige Regeneration herbeiführen.

---

*) Plato fordert in seinem „Staat“: „Daß die Frauen den Männern ähnlich erzogen werden,“ und verlangt für die Herrscher seines Idealstaats sorgfältig vorgenommene Zuchtwahl, er kannte also die Wirkungen sorgfältiger Auslese auch für die Entwicklung der Menschen. Aristoteles stellt als Erziehungsgrundsatz auf: „Erst muß der Körper und dann der Verstand gebildet werden.“ Aristoteles: „Politik“.

Bei uns herrschen, insbesondere über weibliche Erziehung, bis jetzt noch sehr bedenkliche Begriffe. Daß auch die Frau körperliche Kraft, Muth und Entschlossenheit haben soll, wird vielfach noch als sehr ketzerisch, als „unweiblich" angesehen, obgleich Niemand leugnen wird können, daß durch solche Eigenschaften die Frau sich vor vielen Unbilden und Unannehmlichkeiten schützen könnte. Dahingegen wird die Frau in ihrer körperlichen Entwicklung, genau wie in ihrer geistigen, möglichst gehemmt, wobei die Unvernunft der Kleidung eine sehr wesentliche Rolle spielt. Dieselbe hemmt die Frau nicht nur in unverantwortlicher Weise in ihrer physischen Entwicklung, sie richtet sie direkt zu Grunde, und doch wagen selbst die wenigsten Aerzte, dagegen einzuschreiten, obgleich sie die Schädlichkeit der Kleidung genau kennen. Die Furcht, der Patientin zu mißfallen, veranlaßt sie, zu schweigen, oder sie schmeicheln gar ihren Verrücktheiten. Ferner hindert die moderne Kleidung die Frau an dem freien Gebrauche ihrer Kräfte und erweckt deshalb in ihr das Gefühl der Ohnmacht und der Schwäche. Weiter ist diese Kleidung auch noch eine besondere Gefahr für die Umgebung, indem die Frau in der Wohnung und auf der Straße als eine wandelnde Stauberzeugerin erscheint. Endlich begünstigt die strenge Scheidung der Geschlechter im geselligen Verkehr und in der Schule, eine Erziehungsmethode, die ganz den spiritualistischen Anschauungen entspricht, die das Christenthum in Bezug auf Alles, was menschliche Natur betrifft, uns tief eingepflanzt hat, die Hemmungen in der Entwicklung der Frau.

Die Frau, die nicht zur Entwicklung ihrer körperlichen Anlagen kommt, in der Ausbildung ihrer geistigen Fähigkeiten *verkrüppelt*, dabei im engsten Ideenkreis gefangen gehalten wird und nur in Verkehr mit ihren nächsten weiblichen Angehörigen kommt, kann sich *unmöglich* über das Alltäglichste und Gewöhnlichste erheben. Ihr geistiger Gesichtskreis dreht ewig sich um die engsten häuslichen Dinge, um verwandtschaftliche Beziehungen und was damit zusammenhängt. Die breitspurige Unterhaltung um die größten Nichtigkeiten, die Neigung zur Klatschsucht wird dadurch mit aller Macht gefördert, denn die in ihr lebenden geistigen Eigenschaften drängen nach irgend einer Bethätigung und Uebung. Und der dadurch oft in Unannehmlichkeiten verwickelte, zur Verzweiflung getriebene Mann verwünscht Eigenschaften, die doch er, das „Haupt der Schöpfung", hauptsächlich auf dem Gewissen hat.

Da ferner durch unsere sozialen und geschlechtlichen Verhältnisse die Frau mit allen Fasern ihrer Existenz auf die Ehe hingewiesen ist, bilden ganz natürlich Ehe- und Heirathsangelegenheiten einen so wesentlichen Theil ihrer Unterhaltung und Aspiration. Auch ist für sie, die physisch schwächere, durch Sitten und Gesetze dem Manne Unterworfene, die Zunge die einzige Waffe, die sie in Anwendung bringen kann, und diese benutzt sie selbstverständlich. Aehnlich verhält es sich mit der so heftig getadelten Putz- und Gefallsucht, die in den Modethorheiten ihre abschreckende Höhe erreicht hat, Väter und Ehemänner oft in die größten Nöthen und Verlegenheiten bringt, ohne daß sie etwas ernstliches dagegen vermögen. Das Alles ist sehr erklärlich. Die Frau ist für den Mann in erster Linie nur Genußobjekt; ökonomisch unfrei, ist sie genöthigt, in der Ehe ihre Versorgung zu erblicken, sie hängt also von dem Manne ab, sie wird ein Stück Eigenthum von ihm. Ihre Lage wird noch ungünstiger dadurch, daß die Zahl der Frauen in der Regel größer ist als jene der Männer — ein Kapitel, das näher noch besprochen werden wird. Durch dieses Mißverhältniß steigt die Konkurrenz der Frauen unter sich, die noch mehr verstärkt wird, weil eine Anzahl Männer aus irgend welchen Gründen nicht heirathet. So ist die Frau genöthigt, durch möglichst günstige Darstellung ihrer äußeren Erscheinung den Wettbewerb um den Mann mit ihren Geschlechtsgenossinnen aufzunehmen.

Man beachte nun die lange Dauer aller dieser Mißverhältnisse durch zahllose Generationen, und man wird sich nicht mehr wundern, daß nach den natürlichen Vererbungs- und Entwicklungsgesetzen diese Erscheinungen bei dauernd wirkenden gleichen Ursachen ihre heutige extreme Gestalt angenommen haben. Dazu kommt, daß vielleicht in keinem Zeitalter der Konkurrenzkampf der Frauen um die Männer so heftig war als im gegenwärtigen, theils weil die bereits angeführten, theils noch zu erörternden Ursachen die Zahl der Frauen über jene der ehesuchenden Männer mehr vermehrt haben als je zuvor. Endlich weisen die Schwierigkeiten einer auskömmlichen Existenz, wie die gesellschaftlichen Anforderungen, die Frau mehr als je zuvor auf die Ehe, als einer „Versorgungsanstalt" hin.

Die Männer lassen sich diesen Zustand gern gefallen und ziehen die Vortheile daraus. Es sagt ihrem Stolz, ihrer Eitelkeit, ihrem Interesse zu, die Rolle des Stärkeren und des Herrn zu spielen, und in dieser Herrscherrolle sind sie, wie alle Herrschenden, schwer

Vernunftgründen zugänglich. Umsomehr liegt es im Interesse der Frauen, sich für die Herstellung von Zuständen zu erwärmen, die sie aus dieser entwürdigenden Stellung befreien. Die Frauen dürfen auf die Hilfe der Männer aus ihrer Lage nicht warten, so wenig wie die Arbeiter auf die Hilfe der Bourgeoisie warten.

Erwägt man ferner, welche Charaktereigenschaften der Kampf um die bevorzugte Stellung auch auf andern Gebieten, z. B. dem industriellen, erzeugt, wenn die Unternehmer sich gegenüberstehen, mit welch niederträchtigen, oft schurkenhaften Mitteln gekämpft wird, wie Haß, Neid, Verleumdungssucht geweckt werden, so hat man die weitere Erklärung für die Thatsache, daß in dem Konkurrenzkampf der Frauen um die Männer sich ganz ähnliche Charaktereigenschaften ausbilden. Daher kommt es, daß Frauen durchschnittlich sich weniger miteinander vertragen als Männer, daß selbst die besten Freundinnen leicht in Streit gerathen, sobald es sich um Fragen des Ansehens bei dem Mann, der einnehmenderen Persönlichkeit u. s. w. handelt. Daher auch die Wahrnehmung, daß, wo Frauen sich begegnen, und seien sie sich wildfremd, sie sich in der Regel wie zwei Feinde ansehen und mit einem einzigen Blick gegenseitig entdeckt haben, wo die Andere eine unpassende Farbe angewandt, eine Schleife unrichtig angebracht, oder ein ähnliches Kardinalvergehen an sich begangen hat. In Beider Blicken liegt unwillkürlich das Urtheil, das die Eine über die Andere fällt, zu lesen, es ist, als wollte Jede zu der Andern sagen: „Ich habe es doch besser verstanden als du, mich zu putzen und die Blicke auf mich zu lenken."

Auch die größere Leidenschaftlichkeit der Frau, die in der Furie ihren häßlichen Ausdruck findet, aber auch in der höchsten Hingebung und Selbstaufopferung sich offenbart, — man denke nur an die wahrhaft heroische Aufopferung, mit der die Mutter für ihr Kind eintritt, und auf sich angewiesene Witwen für ihre Kinder sorgen — hat in ihrer Existenz- und Erziehungsweise wesentlich ihren Grund, weil Alles bei ihr auf die Förderung des Gefühllebens gerichtet ist.

Neben den Einwirkungen einer verkehrten geistigen Erziehung, laufen nicht minder wichtige Einwirkungen von verkehrter oder mangelnder physischer Erziehung, in Rücksicht auf den Naturzweck. Alle Aerzte stimmen darin überein, daß die Vorbildung der Frau für ihren Beruf als Mutter und Kindererzieherin fast Alles zu wünschen übrig läßt. „Man übt den Soldaten in der Führung seiner Waffe und den Handwerker in der Handhabung seiner Werkzeuge,

jedes Amt erfordert seine Studien; selbst der Mönch hat sein Noviziat. Nur die Frau wird für ihre ernsten Mutterpflichten nicht erzogen". *) Neunzehntel der Jungfrauen, die überhaupt zu heirathen Gelegenheit haben, treten mit fast vollkommener Unwissenheit über die Mutterschaft und ihre Pflichten in die Ehe. Die schon gekennzeichnete unverantwortliche Scheu, selbst der Mütter, mit der erwachsenen Tochter über die so wichtigen geschlechtlichen Funktionen zu sprechen, läßt diese über die Pflichten gegen sich und ihren künftigen Gatten in der schwärzesten Unwissenheit. Mit dem Eintritt der Jungfrau in die Ehe betritt sie ein ihr vollkommen fremdes Gebiet; sie hat in ihrer Art sich ein Phantasiegemälde gemacht, meist aus Romanen, häufig nicht der empfehlenswerthesten Art, das zu der Wirklichkeit paßt wie die Faust auf's Auge **). Auf die mangelnden Wirthschaftskenntnisse, die doch, wie heute noch die Dinge liegen, nothwendig sind, wenn auch der Frau viele früher als selbstverständlich zugefallene Thätigkeiten, aus theilweise schon angedeuteten Ursachen, ihr abgenommen wurden, soll nur andeutungsweise hingewiesen werden. Unbestreitbare Thatsache ist, daß viele Frauen, allerdings oft ohne ihr Verschulden, weil in Folge allgemeiner sozialer Ursachen, in die Ehe treten ohne die geringste Kenntniß ihrer häuslichen Pflichten, wodurch genügender Grund zu Zerwürfnissen gelegt wird.

Eine andere Ursache, die den Ehezweck für nicht wenige Männer aufhebt, liegt in der physischen Entwicklung vieler Frauen. Verkehrte Erziehung, traurige soziale Verhältnisse (Lebensweise, Wohnung,

*) Die Mission unseres Jahrhunderts. Eine Studie zur Frauenfrage von Irma v. Troll-Borostyani. Preßburg und Leipzig. Eine flott geschriebene und energisch gehaltene Schrift mit ziemlich weitgehenden Forderungen.

**) In „Les femmes qui tuent et les femmes qui votent" erzählt Alexander Dumas Sohn: Ein hochgestellter katholischer Geistlicher habe ihm in einer Unterhaltung mitgetheilt, daß von hundert seiner früheren weiblichen Zöglinge, die sich verheirathet, nach Verlauf eines Monats wenigstens achtzig zu ihm gekommen und ihm gesagt: sie seien von der Ehe enttäuscht, sie bereuten, geheirathet zu haben. Das klingt sehr wahrscheinlich. Die voltairianisch gesinnte französische Bourgeoisie findet es mit ihrem Gewissen vereinbarlich, ihre Töchter in den Klöstern erziehen zu lassen, sie geht von der Ansicht aus, die unwissende Frau sei leichter zu leiten als eine gebildete. Da müssen Konflikte und Enttäuschungen entstehen. Räth doch Laboulaye direkt, die Frauen in mäßiger Unwissenheit zu erhalten, denn „notre empire est détruit, si l'homme est reconnu". (Unsere Herrschaft ist zerstört, sobald der Mann erkannt ist.)

Beschäftigung) schaffen weibliche Wesen, die den physischen Pflichten der Ehe nicht gewachsen sind. Sie sind körperlich schwach, blutarm, extrem nervös. Die Folgen sind Menstruationsbeschwerden, Krankheiten der verschiedensten Organe, die mit dem Geschlechtszweck in Verbindung stehen, und sich bis zur Unfähigkeit oder Lebensgefährlichkeit, Kinder zu gebären oder zu säugen, steigern. Statt einer gesunden heiteren Gefährtin, einer fähigen Mutter, einer ihren häuslichen Obliegenheiten nachkommenden Gattin, hat der Mann eine kranke, nervös aufgeregte Frau, bei welcher der Arzt nicht aus dem Hause kommt, die keinen Luftzug, nicht das geringste Geräusch vertragen kann. Wir wollen uns über diesen Gegenstand nicht weiter verbreiten, jeder Leser — und so oft wir in dieser Schrift vom Leser sprechen, meinen wir auch selbstverständlich die Leserin — kann sich das Bild weiter ausmalen, er hat in seinem eigenen Bekanntenkreise genug Beispiele vor sich.

Erfahrene Aerzte versichern, daß die größere Hälfte der Ehefrauen, namentlich in den Städten, in mehr oder weniger anormalen Zuständen sich befindet. Nach dem Grade der Uebel und dem Charakter der Eheleute müssen solche Verbindungen unglückliche sein und sie geben in der öffentlichen Meinung dem Manne das Recht, sich außereheliche Freiheiten zu erlauben, deren Kenntniß bei der Frau die unglücklichste Stimmung erzeugen. Auch sind die manchmal sehr verschiedenen geschlechtlichen Anforderungen des einen oder anderen Theils Veranlassung zu tiefgehenden Differenzen, ohne daß alsdann die so wünschbare Trennung, wegen allerlei Rücksichtnahmen, möglich wäre.

Es sind also eine große Menge verschiedener Ursachen wirksam, die das heutige Eheleben in der überwiegenden Zahl der Fälle nicht zu dem werden lassen, was es sein soll: ein Bund zweier nur aus gegenseitiger Liebe und Achtung sich angehörender Menschen verschiedenen Geschlechts, die beide zusammen, nach dem treffenden Ausspruche Kant's, erst das ganze Menschenwesen bilden. Es ist also immerhin eine Anweisung von zweifelhaftem Werth, wenn selbst Gelehrte die Emanzipationsbestrebungen der Frauen damit abgethan glauben, daß sie die Frau auf die Häuslichkeit, die Ehe, die, wie noch weiter gezeigt werden wird, durch unsere sozialen Zustände immer mehr zu einem Zerrbild wird und immer weniger ihrem wahren Zweck entspricht, verweisen.

Der Hinweis der Frau auf die Ehe, der von der Mehrzahl der Männer gedankenlos applaudirt wird, klingt aber wie der

bitterste Hohn, wenn sowohl die Rathgeber wie ihre Beifallklatscher selbst nichts thun, um einer Frau einen Mann zu verschaffen. Schopenhauer, der Philosoph, hat für die Frau und ihre Stellung nur das Verständniß des Spießbürgers. So sagt er: „Das Weib ist nicht zu großen Arbeiten berufen. Sein Charakteristikon ist nicht das Thun, sondern das Leiden. Es bezahlt die Lebensschuld durch die Wehen der Geburt, Sorge für das Kind, Unterwürfigkeit unter den Mann. Die heftigsten Aeußerungen der Lebenskraft und Empfindung sind ihm versagt. Sein Leben soll stiller und unbedeutsamer sein als das des Mannes. Zur Pflegerin und Erzieherin der Kindheit ist das Weib berufen, weil es selbst kindisch, zeitlebens ein großes Kind bleibt, eine Art Mittelstufe zwischen Kind und Mann, welcher der eigentliche Mensch ist ... Zur Häuslichkeit und Unterwürfigkeit sollen die Mädchen erzogen werden ... Die Weiber sind die gründlichsten und unheilbarsten Philister."

Schopenhauer ist in der Beurtheilung der Frau nicht Philosoph, sondern selbst einer der gründlichsten Philister. Der Philosoph soll doch, das ist grade seine Bedeutung, den Dingen etwas tiefer auf den Grund gehen, als es Schopenhauer thut, der nur die Oberfläche streift. Auch war Schopenhauer nie verheirathet, er selbst hat also für sein Theil nicht dazu beigetragen, daß eine Frau mehr die von ihm den Frauen zugeschriebene Lebensschuld erfüllte. Und hier kommen wir zu der andern Seite der Medaille, die aber keineswegs die schönere ist.

Viele Frauen heirathen nicht, weil sie nicht heirathen können, das weiß Jeder. Verbietet ihr doch schon die Sitte die Wahl und das Angebot, sie muß sich freien, d. h. wählen lassen, sie selbst darf nicht freien. Findet sich kein Freier, so tritt sie zu der großen Armee jener Armen, die ihren Lebenszweck verfehlten, und bei dem Mangel eines sicheren materiellen Bodens auch der Noth und dem Elend verfallen, oft genug auch dem Spott Preis gegeben sind. Die Wenigsten wissen, woher dieses Mißverhältniß der Geschlechter entsteht, kennen auch nicht seine wahre Größe. Die Meisten sind rasch mit der Antwort zur Hand: es werden zu viel Mädchen geboren, und Manche schließen daraus weiter, daß, wenn der Lebenszweck der Frau nur die Ehe sei, die Polygamie (Vielweiberei) eingeführt werden müsse. Diejenigen, die behaupten, es würden mehr Mädchen als Knaben geboren, sind falsch unterrichtet. Und Diejenigen, die, weil

sie die Unnatur der Ehelosigkeit zugeben müssen und eine so große Zahl unverheiratheter Frauen erblicken, auf den Gedanken kommen, daß dann wohl oder übel die Polygamie eingeführt werden müßte, übersehen die wahre Natur der Verhältnisse. Die Polygamie widerspricht nicht nur unseren Sitten, sie ist auch für die Frau unter allen Umständen eine Herabwürdigung — was allerdings Schopenhauer bei seiner Geringschätzung und Verachtung der Frau nicht abhält, zu erklären: „Für das weibliche Geschlecht im Ganzen ist Polygamie eine Wohlthat."

Viele Männer heirathen nicht, weil sie glauben, eine Frau und die vielleicht nachfolgenden Kinder nicht entsprechend erhalten zu können; eine zweite Frau zu erhalten wäre nur einer kleinen Minderheit möglich und unter dieser sind viele, die zwei Frauen unterhalten, eine legitime und eine illegitime. Diese, durch ihren Reichthum Privilegirten, lassen sich weder durch Gesetze, noch durch moralische Anschauungen abhalten zu thun, was sie gelüstet. Selbst im Morgenlande, in dem die Polygamie durch Sitte und Gesetz seit Jahrtausenden anerkannt ist, haben die wenigsten Männer mehr als eine Frau. Man spricht von dem entsittlichenden Einfluß des türkischen Haremlebens. Aber man vergißt, daß dieses Haremleben nur einem winzigen Bruchtheil der männlichen Bevölkerung, und zwar ausschließlich in der herrschenden Klasse, möglich ist, während die Masse des Volks in derselben Einehe lebt, wie die Europäer. In der Stadt Algier gab es Ende der sechziger Jahre unter 18,282 Ehen nicht weniger als 17,319 mit nur einer Frau, 888 mit zwei Frauen und nur 75 mit mehr als zwei Frauen. Konstantinopel, die Hauptstadt des türkischen Reichs, dürfte kein wesentlich anderes Resultat aufweisen können. Unter der türkischen Landbevölkerung ist das Verhältniß zu Gunsten der Einehe noch auffälliger. In der Türkei kommen, so gut wie bei uns, in erster Linie die materiellen Verhältnisse in Betracht, welche die meisten Männer zur Beschränkung auf eine Frau zwingen. Lägen diese aber auch für alle Männer gleich günstig, so wäre die Polygamie doch nicht durchführbar, weil es alsdann in der Bevölkerung an Frauen fehlte. Die unter normalen Verhältnissen fast gleiche Kopfzahl der beiden Geschlechter weist überall auf die Einehe hin.

Die folgenden Angaben zeigen, wie die beiden Geschlechter ihrer Zahl nach sich auf die Erde vertheilen, so weit überhaupt hierüber

annähernd Aufschlüsse zu erhalten waren. Die Tabellen sind der Zeitschrift des königl. statistischen Bureaus in Berlin für 1889 entnommen, in welcher Freiherr von Fircks eine Arbeit unter dem Titel veröffentlichte: „Die Vertheilung der Bevölkerung nach dem Geschlecht insbesondere im preußischen Staat." (S. Tabelle f. Seite.)

Aus der Pyrenäen-Republik Andorra, ferner Monaco, San Marino, Montenegro und der europäischen Türkei waren keine Mittheilungen über die Vertheilung der Geschlechter vorhanden.

Fircks giebt nun weiter eine tabellarische Zusammenstellung der Gesammtbevölkerung der Erde nach dem Geschlechte, in welcher über eine Bevölkerungszahl von 760 328 614 Personen die Angaben auf vorhandenen statistischen Unterlagen beruhen, dagegen von 522 681 076 Personen durch Schätzung gewonnen wurden. Diese Schätzungen stützen sich auf Resultate, die innerhalb einzelner Völker der betreffenden Ländergebiete vorlagen, und analog auf die übrige Bevölkerung, für welche keine Angaben über die Vertheilung der Geschlechter nach ihrer Zahl vorhanden sind, angewandt wurden. Im Ganzen wurden nach dieser Methode über 1 283 009 690 Menschen, gleich 88,5 Prozent der Bevölkerung der Erde, eine relativ genaue Uebersicht über die Vertheilung nach dem Geschlechte gewonnen. Das Resultat war Folgendes. Es hatten:

	Gesammt-Bevölkerung:	Mehrbetrag der männlichen Bevölkerung:	Mehrbetrag der weiblichen Bevölkerung:
I. **Europa**	**334 463 910**	—	**3 407 218**
davon durch Unterlagen nachgewiesen	329 687 722	—	3 167 718
„ „ Schätzung ermittelt	4 776 188	—	237 500
II. **Asien**	**815 655 931**	**16 103 304**	—
davon durch Unterlagen nachgewiesen	328 989 264	7 853 304	—
„ „ Schätzung ermittelt	486 666 667	8 250 000	—
III. **Afrika**	**27 108 743**	**1 154 215**	—
davon durch Unterlagen nachgewiesen	10 358 743	179 215	—
„ „ Schätzung ermittelt	16 750 000	975 000	—
IV. **Amerika**	**102 005 593**	**1 163 260**	—
davon durch Unterlagen nachgewiesen	87 517 372	993 760	—
„ „ Schätzung ermittelt	14 488 221	169 500	—
V. **Australien**	**3 546 725**	**302 549**	—
davon durch Unterlagen nachgewiesen	3 546 725	302 549	—
„ „ Schätzung ermittelt	—	—	—
VI. **Ozeanien**	**228 788**	**36 138**	—
davon durch Unterlagen nachgewiesen	228 788	36 138	—
„ „ Schätzung ermittelt	—	—	—
Zusammen	**1283009690**	**15352248**	—
davon durch Unterlagen nachgewiesen	760 328 614	5 720 248	—
„ „ Schätzung ermittelt	522 681 076	9 632 000	—

Länder	Jahr der Aufnahme	Stand der Bevölkerung.			Mehrbetrag (+) oder Minderbetrag (—) der weiblichen Bevölkerung.	
		Ueberhaupt Personen	Männliche Personen	Weibliche Personen	Ueberhaupt Personen	Personen im Tausend der Bevölkerung
1	2	3	4	5	6	7
Großbritannien und Irland [1]	1881	35 241 482	17 254 109	17 987 373	+ 733 264	+ 21
Dänemark [2]	1880	2 052 704	1 006 982	1 045 722	+ 38 740	+ 19
Norwegen	1875	1 806 900	876 762	930 138	+ 53 376	+ 30
Schweden [3]	1886	4 717 189	2 290 340	2 426 849	+ 136 509	+ 29
Finnland	1885	2 203 358	1 081 911	1 121 447	+ 39 536	+ 18
I. Nordeuropa und Inseln	. . .	46 021 633	22 510 104	23 511 529	+ 1 001 425	+ 22
Luxemburg	1885	213 283	107 142	106 141	— 1 001	— 5
Belgien	1886	5 909 975	2 951 300	2 958 675	+ 7 375	+ 1
Niederlande	1879	4 012 693	1 988 164	2 029 529	+ 41 365	+ 12
Liechtenstein	1880	9 124	4 625	4 499	— 126	— 14
Deutsches Reich [4]	1885	46 861 016	22 938 976	23 922 040	+ 983 064	+ 21
Schweiz	1880	2 846 102	1 394 626	1 451 476	+ 56 850	+ 20
Oesterreich	1880	23 144 244	10 819 737	11 324 507	+ 504 770	+ 23
Ungarn	1880	15 738 468	7 799 276	7 939 192	+ 139 916	+ 9
II. Mitteleuropa	. . .	97 734 905	47 998 846	49 736 059	+ 1 737 213	+ 18
Portugal [5]	1878	4 550 699	2 175 829	2 374 870	+ 199 041	+ 44
Spanien [6]	1877	16 622 175	8 125 862	8 496 813	+ 370 451	+ 22
Gibraltar	1881	18 381	8 640	9 741	+ 1 101	+ 60
Frankreich [7]	1881	37 405 290	18 656 518	18 748 772	+ 92 254	+ 2
III. Westeuropa	. . .	58 596 545	28 966 849	29 629 696	+ 662 847	+ 11
Rußland m. Polen	1883 bzw. 1880	85 836 013	42 557 298	43 278 715	+ 721 417	+ 8
IV. Osteuropa						
Italien [8]	1881	28 459 628	14 265 383	14 194 245	— 71 138	— 2
Bosnien u. Herzegowina	1881 und 1885	1 336 091	705 025	631 066	— 73 959	— 55
Serbien	1886	1 970 032	1 007 485	962 547	— 44 938	— 23
Bulgarien [9]	1881	2 982 949	1 519 953	1 462 996	— 56 957	— 19
Griechenland	1879	1 979 561	1 040 526	939 035	— 101 491	— 51
Cypern	1881	186 173	95 015	91 158	— 3 857	— 21
Rumänien	1859/60	4 424 961	2 276 558	2 148 403	— 128 155	— 29
Malta	1886	159 231	78 460	80 771	+ 2 311	+ 15
V. Südeuropa und Inseln	. . .	41 498 626	20 988 405	20 510 221	— 478 184	— 12

[1]) Mit den Inseln in den britischen Gewässern und den außer Landes befindlichen Soldaten und Matrosen. [2]) Mit Island und Faroer. [3]) Mit Gotland. [4]) Mit den Besatzungen der außerhalb der heimischen Gewässer befindlichen Kriegsschiffe, aber mit Ausschluß der außer Landes befindlichen Seeleute der Handelsmarine. [5]) Mit Madeira und Azoren. [6]) Mit den Balearen und Canarien. [7]) Mit Korsika. [8]) Mit den Inseln. [9]) Mit Ostrumelien.

Das Ergebniß also ist, daß unter den rund 1283 Millionen Menschen, über deren Vertheilung nach dem Geschlechte auf Grund von Zählungen oder Schätzungen einige Auskunft gegeben werden kann, rund 649 1/6 Millionen männliche und 633 4/6 Millionen weibliche Personen waren. Das männliche Geschlecht überstieg hiernach das weibliche um 15 1/6 Millionen Köpfe. Von allen Erdtheilen ist Europa der einzige, in welchem das weibliche Geschlecht das männliche überragte und zwar um 3 2/6 Millionen Köpfe. Daß hierbei die Auswanderung eine entscheidende Rolle spielt, zeigt sich z. B. an der Bevölkerungszahl Nordamerikas, das nach der letzten Volkszählung bei 54 906 407 Einwohnern ein minus von 937 743 weiblichen Köpfen hatte. Auch betrug nach der letzten Volkszählung in Australien am 31. Dezember 1887 der Ueberschuß der männlichen über die weibliche Bevölkerung 302 549 Personen oder 8,5 Prozent der Gesammtbevölkerung. Da nun die auswandernde Bevölkerung durchschnittlich dem gesündesten und kräftigsten Lebensalter angehört, und in der Mehrzahl Männer umfaßt, müssen gerade die entsprechenden Schichten der weiblichen Bevölkerung hierunter am Meisten leiden. Allerdings wirken auch die Kriege sehr bedeutend auf das Mißverhältniß der Geschlechter ein, wie das Fircks an den Schwankungen nachweist, die sich im Laufe dieses Jahrhunderts in dem Zahlenverhältniß der beiden Geschlechter in Frankreich und Preußen herausstellten. 1801, also nach Abschluß der Revolution und der ersten Serie Kriege, betrug der Ueberschuß der weiblichen Bevölkerung auf je tausend männliche in Frankreich 26,6. Dieser Ueberschuß sank bis 1806 auf 16,4, er war aber 1821, nachdem die großen Aderlässe der napoleonischen Kriege vorüber waren, wieder auf 28,6 gestiegen. 1831 betrug er 20,6; 1841: 12,4; 1846: 9,0 und 1851 nur noch 6,0. Nach dem Orientkrieg stieg der Ueberschuß wieder auf 8,2, war 1861 auf 2,6 und 1866 auf 1,0 gesunken — es war also fast die gleiche Kopfzahl der Geschlechter vorhanden — der Ueberschuß der Frauenbevölkerung stieg aber nach dem deutsch-französischen Krieg und nach dem Kommune-Aufstand 1872 wieder auf 3,8. Unmittelbar nach den napoleonischen Kriegen betrug der durchschnittliche Ueberschuß des weiblichen Geschlechts über das männliche in Preußen auf je 1000 Köpfe 8. 1824 war dieser Ueberschuß auf 6, 1831 auf 4, 1837 auf 2 gesunken, ein Stand der bis 1852 blieb. 1854 aber war der Ueberschuß wohl in Folge steigender Auswanderung wieder auf 4 gewachsen und betrug 1867 nach dem schleswig-holsteinischen

und dem deutsch-österreichischen Kriege 9,6, nach dem deutsch-französischen Kriege 1872 sogar 15,8 und war im Jahre 1885 — wohl hauptsächlich in Folge starker andauernder Auswanderung — weiter auf 18,8 gewachsen.

In wie weit bei dem Zahlenverhältniß der verschiedenen Länder und Erdtheile neben Kriegen und Auswanderung die Racenverschiedenheit eine Rolle spielen, was Fircks annimmt, ist schwer nachweisbar, da hierfür die genügenden Unterlagen fehlen. Für Europa, das für uns zunächst in Betracht kommt, liegen die Gründe für die Verschiedenheit der Kopfzahl, bei welcher das weibliche Geschlecht überwiegt, wohl klar auf der Hand. Daß die Auswanderung dabei eine entscheidende Rolle spielt, zeigt der Männerüberschuß von fast einer Million Köpfen in den Vereinigten Staaten, welcher den Frauenüberschuß im Deutschen Reich nahezu vollständig ausgleicht. In den Vereinigten Staaten gab es 937 743 mehr Männer, in Deutschland 988 876 mehr Frauen.

Ueber das Verhältniß der Geschlechter im Allgemeinen wie innerhalb der einzelnen Altersklassen im Deutschen Reich hat die Volkszählung vom Jahre 1885 Aufschluß gegeben. Am 1. Dezember 1885 wurden im Deutschen Reiche 46 855 704 ortsanwesende Einwohner gezählt, davon waren 22 933 664 Personen männlichen und 23 922 040 weiblichen Geschlechts. Das weibliche Geschlecht war also wie schon angeführt um 988 376 Köpfe stärker als das männliche Geschlecht. Interessant ist, wie sich die beiden Geschlechter an Zahl in den verschiedenen Altersklassen zu einander verhielten. Darnach kamen auf 100 männliche Personen in der Altersklasse

unter	5	Jahren	: 99,5	weibliche
von	5—10	„	: 99,9	„
„	10—15	„	: 100,0	„
„	15—20	„	: 101,4	„
„	20—25	„	: 103,6	„
„	25—30	„	: 104,8	„
„	30—40	„	: 105,4	„
„	40—50	„	: 107,1	„
„	50—60	„	: 111,6	„
„	60—70	„	: 115,6	„
„	70—80	„	: 118,7	„
von	über 80	„	: 128,7	„

Nach dieser Tabelle beginnt also die Ueberzahl des weiblichen

Geschlechts in der Altersstufe zwischen 15 und 20 Jahren und steigt von da ab mit dem zunehmenden Alter sehr bedeutend. Die Tabelle besagt, daß das männliche Geschlecht ungeachtet seiner stärkeren Zahl bei der Geburt nicht nur im jugendlichen Alter zahlreicher stirbt, sondern durchschnittlich auch weniger alt wird als das weibliche Geschlecht. So lebten im Alter von 70—80 Jahren in Deutschland am 1. Dezember 1885: 478 112 Männer und 567 468 Frauen, im Alter von über 80 Jahren: 85 516 Männer und 113 939 Frauen. Stärker an Zahl war das männliche Geschlecht als das weibliche nur in Westfalen und im Rheinland; im ersteren kamen auf 100 Männer 96,5 Frauen, im letzteren 99,8. Sonst herrschte überall das weibliche Geschlecht vor, in Berlin 108,2 Frauen auf 100 Männer; in Bremen 108,4, Hohenzollern 109,6, Waldeck 110,3 und in Schlesien 110,6. Im Königreich Sachsen kamen nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1885 auf 1000 männliche Personen 1063 weibliche und zwar in den Städten 1043, auf dem Lande 1071.

Es ist aber auch wichtig festzustellen, in welchem Verhältniß die neugeborenen Knaben zu den neugeborenen Mädchen und die unehelich und todtgeborenen zu einander im Reiche standen. In dem Zeitraum von 1872—1888, wobei wir die Zahlen aus Zwischenräumen von 6 zu 6 beziehentlich zu 4 Jahren herausgreifen, zeigen diese folgende Ergebnisse:

Im Jahre	Geborene				Auf 100 Mädchen kommen Knaben	Von 100 Geborenen sind	
	Davon sind					unehelich	todtgeb.
	Knaben	Mädchen	Uneheliche	Todtgeb.			
1872	871 438	820 786	150 645	66 190	106,2	8,90	3,91
1878	918 301	866 775	154 629	70 647	105,9	8,66	3,96
1884	924 120	869 821	170 688	68 359	106,2	9,51	3,81
1888	940 917	887 461	169 645	66 972	106,0	9,28	3,66*)

Die Zahl der neugeborenen Knaben auf je 100 neugeborene Mädchen schwankte also in diesem Zeitraum zwischen 105,9 und 106,2. Bei den Todtgeborenen stellt sich eine allmälige Abnahme heraus, vermuthlich ist dies auf sorgfältigere Geburtshilfe zurückzuführen. Wurden nun mehr Knaben als Mädchen geboren, so

*) Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. 1889.

starben umgekehrt vom männlichen Geschlecht mehr als vom weiblichen, wie sich das schon aus den oben angeführten Zahlen ergab, und zwar war das Verhältniß Folgendes. Es starben:

	männlich:	weiblich:	Auf 100 weibliche kamen männliche:
1872:	651 675	609 244	107,0
1878:	644 965	583 635	110,5
1884:	663 792	608 066	109,2
1888:	627 985	581 812	107,9*)

In Paris kamen 1882 auf 31 828 neugeborene Knaben 30 753 neugeborene Mädchen, also auf 100 Mädchen 103,5 Knaben. Aber die Sterblichkeit unter 15 Jahren betrug 191 bei den Knaben und 156 bei den Mädchen auf 1000. In ganz Frankreich kommen auf 1000 männliche Geburten 942 weibliche. Ein auffallender Unterschied nach dem Geschlecht zeigte sich in Paris in der Zahl derjenigen, die an der Schwindsucht starben. Derselben erlagen im Jahre 1877: 4768 männliche, aber nur 3815 weibliche Individuen. Die Ursache für diese auffallend verstärkte Sterblichkeit unter dem männlichen Geschlecht — die in den Städten mehr hervortritt als auf dem Lande — ist wesentlich zu suchen in der gesundheitsschädlicheren und leichtfertigeren Lebensweise. Nach Quetelet sterben im Alter von 18—21 Jahren mehr Männer als Frauen im Alter von 18—25 Jahren. Eine zweite Ursache ist, daß die Beschäftigungsweise der Männer (Fabriken, Schiffahrt, Verkehrswesen) lebensgefährlicher ist, als die der Frauen.

Die Ursache der größeren Zahl der todtgeborenen Knaben wird darin gesucht, daß sie wegen ihrer durchschnittlich dickeren Köpfe schwieriger geboren werden und überhaupt schwerer aufzuziehen seien, also mehr als die Mädchen unter der schwächlichen Konstitution ihrer Mütter leiden.**)

Die auffällige Thatsache, daß überall mehr Knaben als Mädchen geboren werden, wird damit zu erklären versucht, daß die größere Wahrscheinlichkeit der Geburt eines Knaben davon abhänge,

*) Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. 1889.

**) Bemerkenswerth ist, daß die Frauen wilder oder halbwilder Völker ungemein leicht gebären und meist kurz nach dem Geburtsakt wieder ihrer gewohnten Thätigkeit nachgehen. Ebenso gebären die hart arbeitenden Frauen unserer niederen Stände, insbesondere die Frauen auf dem Lande, weit leichter als die Frauen der höheren Stände.

daß der Mann durchschnittlich an Zahl der Lebensjahre, Kraft und Energie der Frau überlegen sei. Die Geburt von Knaben in einer Ehe, wird behauptet, sei um so häufiger, je größer die Differenz in den Jahren zwischen Mann und Frau sei, doch seien alte Männer gegen junge Frauen im Nachtheil. Als Gesetz wäre hiernach also anzusehen: daß die wesentlich stärkere Natur auf das Geschlecht des Kindes einwirkt.

Aus alledem geht so viel mit Sicherheit hervor, daß, wenn in Folge naturgemäßer Erziehung und Lebensweise die Frau mehr physisch und geistig sich entwickelt, die Zahl der Todtgeborenen und die Sterblichkeit der Kinder abnimmt. Daß andererseits durch Zunahme der geistigen und physischen Kräfte der Frau und entsprechende Auswahl in Bezug auf das Lebensalter des Mannes die Regulirung in der Geburtenzahl der beiden Geschlechter sehr wohl möglich und unter gesunden sozialen Verhältnissen wahrscheinlich ist.

Eine erhebliche Rolle bei der sich herausstellenden Ueberzahl des weiblichen Geschlechts über das männliche in Europa spielt, wie schon erwähnt, die Auswanderung und die Militärpflicht, da letztere vielfach die jungen Männer in den besten Jahren zur Auswanderung veranlaßt. Die Zahl der männlichen Auswanderer übersteigt daher die der weiblichen in Deutschland um jährlich 10 000 bis 15 000 Köpfe.

Nach den offiziellen Ausweisen über die Rekrutenaushebung im Jahre 1889 waren von 1 149 042 gestellungspflichtigen Männern im deutschen Reich 42 127 unermittelt geblieben, 110 552 waren ohne Entschuldigung ausgeblieben, 19 139 wurden wegen unerlaubter Auswanderung verurtheilt und 14 299 waren wegen unerlaubter Auswanderung noch in Untersuchung. Diese Zahlen bedürfen keines Kommentars. Aber die Frauen werden begreifen, in wie hohem Grade sie auch bei der Gestaltung unserer militärischen und politischen Verhältnisse interessirt sind.

Ob die militärische Dienstzeit verlängert oder verkürzt, die Armee vergrößert oder vermindert wird; ob wir eine friedliche oder kriegerische Politik verfolgen, die Behandlung der Soldaten eine menschenwürdige oder nichtmenschenwürdige ist, und in Folge dessen die Zahl der Desertionen und der Selbstmorde in der Armee steigt oder fällt, das sind alles Fragen, welche die Frau so viel interessiren als den Mann. Der Mann kann sich diesen Zu-

ständen weit leichter entziehen als die Frau. Für die Frau steigt aber dadurch die Gefahr, daß sie ihren Naturzweck nicht erreichen kann.

Unter die Ursachen, welche die Differenz in der Zahl der Geschlechter zu Ungunsten der Frau verschulden, gehört auch die Zahl der Verunglückungen in der Industrie, die in dem Maße steigt, wie das Maschinenwesen immer mehr zunimmt. Allerdings liefert zu diesen Verunglückungen auch bereits das weibliche Geschlecht sein Kontingent, weil es immer mehr Verwendung in allen Zweigen der Industrie findet. Nach der Unfallversicherungsstatistik für das Jahr 1888 betrug die Zahl der tödtlich Verunglückten 3692 gegen 3270 im Vorjahr; die Zahl der in Folge von Unfällen dauernd erwerbsunfähig Gewordenen betrug 2216 gegen 3166 im Vorjahr. Die Zahl dieser völlig Erwerbsunfähigen ist insofern mit in Berücksichtigung zu ziehen, als diese durchschnittlich rascher absterben. Die Zahl der Witwen, die in Folge der Unfälle mit tödtlichem Ausgang im Jahre 1888 entstanden, war 2406. Unter den Getödteten und vollständig Erwerbsunfähigen befand sich auch eine kleine Anzahl Frauen, über deren Zahl keine genaueren Angaben vorliegen.

Noch ungünstiger als der Ausfall an Männerleben in der Industrie gestaltet sich der Ausfall an denselben bei der seeländischen Bevölkerung. Genauere Zahlen liegen uns nicht vor, aber die große Gefahr des Berufs begründet die allseitig konstatirte große Zahl der Witwen unter der vom Seeerwerb lebenden Bevölkerung. Die Insel Helgoland hatte bei der Volkszählung am 2. Dezember 1890 953 männliche und 1133 weibliche Einwohner, also ein sehr starkes Mißverhältniß der Geschlechter, das auch dann noch erheblich ist, wenn man annimmt, daß ein Theil der männlichen Bevölkerung am Zählungstage abwesend war.

Sobald die sozialen Verhältnisse der Menschen sich *wesentlich* verbessern, ihre Einsicht wächst, die Achtung des Menschenlebens steigt, wird die große Sterblichkeit der Kinder sich vermindern. Die Gefahr der Maschinen, der Bergwerke ꝛc. wird durch umfassende Schutzmaßregeln sich fast ganz beseitigen lassen, und dasselbe wird für die Thätigkeit auf der See der Fall sein. Auf diesem letzteren Gebiete wird gegenwärtig unverantwortlich gewirthschaftet. Es ist eine, Mitte der siebziger Jahre, durch Herrn Plimsoll in England allgemein bekannt gewordene Thatsache, daß zahlreiche Schiffseigenthümer in verbrecherischer Gewinnsucht hoch versicherte, seeuntüchtige

Schiffe mitsammt ihrer Bemannung dem geringsten Seeunfall gewissenlos opfern, um die hohen Versicherungsprämien zu erhalten; es sind dies die sogenannten Sargschiffe, die auch in Deutschland nicht unbekannt sind. So sank im Jahre 1881 der Dampfer „Braunschweig", welcher der Firma Rocholl u. Comp. in Bremen gehörte, bei Helgoland. Das Schiff war in vollständig seeuntüchtigem Zustand hinausgelassen worden. Dasselbe Schicksal traf im Jahre 1889 den Dampfer „Leda" derselben Firma, der, kaum in See gegangen, vor der Elbmündung strandete. Das Schiff war für 50 000 Rubel bei dem russischen Lloyd versichert, dem Kapitän waren 8500 Rubel in Aussicht gestellt, wenn er dasselbe heil nach Odessa brächte, und dieser zahlte wieder dem Steuermann die hohe Heuer von 180 M. monatlich. Das Seeamt fällte den Spruch: Der Unfall sei herbeigeführt worden, weil der Dampfer „Leda" seeuntüchtig und ungeeignet war, nach Odessa überführt zu werden. Dem Kapitän wurde das Schifferpatent entzogen. Nach dem bestehenden Recht konnten die eigentlich Schuldigen nicht gefaßt werden. Aber wie viel Schiffe gehen in See, ohne daß ein Kläger ersteht, weil sie mitten auf dem Meere zu Grunde gehen? Die Schutzmaßregeln zur Rettung Schiffbrüchiger an den Küsten sind noch sehr mangelhaft und unzulänglich, weil ihre Einrichtung ziemlich ausschließlich auf die Privatwohlthätigkeit angewiesen ist. Ganz trostlos sieht es mit der Rettung Schiffbrüchiger an den fernen fremden Küsten aus. Ein Gemeinwesen, das die gleiche Förderung des Wohles Aller zu seiner höchsten und einzigen Aufgabe machte, würde auch das gesammte Schiffswesen und den Seeverkehr in einer Weise verbessern und mit Schutzmaßregeln versehen können, daß diese Unglücksfälle zu den größten Seltenheiten gehörten. Aber das gegenwärtige wirthschaftliche Raubsystem, das mit Menschen wie mit Zahlen nur rechnet, um möglichst großen Gewinn herauszuschlagen, vernichtet nicht selten ein Menschenleben, wenn ein Thaler Profit dabei herausspringt.

Andere Momente, welche die Eheschließungen verhindern, sind unter anderen noch folgende: Eine erhebliche Zahl von Männern wird durch den Staat an der freien Eheschließung gehindert. Man verdreht die Augen über die Unsittlichkeit des Zölibats, das der katholischen Geistlichkeit auferlegt ist, aber man hat kein Wort des Tadels über die weit größere Zahl der Soldaten, die dazu verurtheilt werden. Die Offiziere bedürfen nicht allein des Konsenses ihrer Vor-

gesetzten, sie werden auch in der freien Wahl der Frau bedeutend eingeschränkt, indem ihnen vorgeschrieben ist, daß dieselbe ein gewisses nicht unbedeutendes Vermögen besitzen muß. So hat z. B. erst 1889 der österreichische Offiziersstand eine gesellschaftliche „Aufbesserung" auf Kosten des weiblichen Geschlechts erhalten. Der Offizier als Heirathskandidat ist im Preise gestiegen, der Hauptmann um volle 8000 Gulden, wenn er über Dreißig ist, während der Hauptmann unter Dreißig künftig überhaupt sehr schwer zu haben sein wird, und keinenfalls unter 30 000 Gulden Mitgift. „Dafür darf dann eine „Frau Hauptmann" (so wird der „Kölnischen Zeitung" aus Wien geschrieben), die jetzt bisweilen ein Gegenstand des Mitleids ihrer Kolleginnen vom Bank- und selbst vom Regierungsfach ist, ihr Haupt um Vieles höher heben, denn Jeder weiß jetzt, daß sie „zu leben" hat. Die gesellschaftliche Stellung des österreichischen Offiziers war bisher, ungeachtet der sehr gesteigerten persönlichen Tüchtigkeit, Bildung und Standesehre eine unklare, weil einerseits zwar sehr vornehme Herren in des Kaisers Rock steckten, anderseits viele arme Offiziere sich nicht ohne Demüthigung durchbrachten, und weil namentlich arme Offiziersfamilien oft eine klägliche Rolle spielten. Der Offizier, der heirathen wollte, hatte bisher, wenn die Dreißig überschritten waren, ein gemeinsames Vermögen von 12 000 Gulden oder 600 Gulden Nebeneinkommen aufzuweisen, und selbst bei diesem geringen Nebeneinkommen, welches ein standesmäßiges Auftreten kaum gestattete, sah man bisweilen durch die Finger und gewährte Erleichterungen. Die neuen Heirathsvorschriften sind grimmig streng, ob auch das Herze bricht. Der Hauptmann unter Dreißig muß hinfort 30 000 Gulden, über Dreißig 20 000 Gulden, der Stabsoffizier bis zum Obersten 16 000 Gulden Kaution sicherstellen, jedoch darf ohne Gnade nur der vierte Theil der Truppenoffiziere verheirathet sein, und von der Braut fordert man makelloses Vorleben und standesgemäße Lebensstellung. Dies gilt für Truppenoffiziere und Militärärzte. Für andere Militärbeamte mit Offiziersrang sind die neuen Heirathsvorschriften milder, für Generalstabsoffiziere aber noch strenger. Der dem Generalstab zugetheilte Offizier darf künftig gar nicht heirathen, der wirkliche Generalstabshauptmann unter 30 Jahren bedarf einer Kaution von 36 000, später von 24 000 Gulden." Da haben wir einen recht drastischen Beweis, wie der Staat die Ehe auffaßt. Der Unteroffiziersstand ist ähnlichen hemmenden Be-

dingungen unterworfen; er bedarf des Konsenses, und dieser wird höchst ungern und nur in beschränktem Maße gewährt.

Im Allgemeinen stimmt die öffentliche Meinung darin überein, daß für junge Männer unter 24 oder 25 Jahren — 25 Jahre ist auch das Alter, welches das Reichs-Zivilehegesetz als Ehemündigkeitsalter für den Mann ansieht — die Heirath nicht empfehlenswerth sei, und zwar in Rücksicht auf die in der Regel erst in diesem Alter zu erwerbende bürgerliche Selbständigkeit. Nur bei Personen, die in der angenehmen Lage sind, daß sie eine unabhängige Stellung sich nicht erst zu erobern brauchen, z. B. bei Personen fürstlichen Standes, findet die „öffentliche Meinung" es in der Ordnung, daß der Mann schon mit dem 18. oder 19., die Jungfrau mit dem 15. oder 16. Lebensjahre heirathet. Der Fürst wird auch mit dem 18. Lebensjahre für mündig erklärt und für fähig gehalten, das umfänglichste Reich und das zahlreichste Volk zu regieren. Gewöhnliche Sterbliche erlangen die Fähigkeit, ihr etwaiges Besitzthum selbständig zu verwalten, mit dem 21. Lebensjahre.

Diese Verschiedenheit in der Ansicht über das Alter, in dem die Eheschließung wünschbar sei, zeigt, daß die öffentliche Meinung nur nach dem jeweiligen Sozialzustand das Recht der Eheschließung beurtheilt, daß ihre Gründe mit dem Menschen als Naturwesen, mit seinen Naturtrieben nichts zu thun haben. Der Naturtrieb bindet sich nicht an bestimmte soziale Zustände und die daraus hervorgegangenen Ansichten und Vorurtheile. Sobald der Mensch seine Reife erlangt hat, macht sich der Geschlechtstrieb mit der ganzen Heftigkeit geltend, die ihn als den stärksten Trieb kennzeichnet; er ist eben die Inkarnation des menschlichen Wesens und verlangt gebieterisch seine Befriedigung, bei Strafe schwerer körperlicher und geistiger Leiden.

Der Eintritt der Geschlechtsreife ist je nach dem Individuum, dem Klima und der Lebensweise verschieden. In der heißen Zone tritt sie bei dem weiblichen Individuum in der Regel schon im Alter von neun bis zehn Jahren ein, und man trifft dort nicht selten Frauen, die in diesem Alter bereits den ersten Sprößling auf den Armen tragen, aber auch mit dem 25. bis 30. Lebensjahre verblüht sind. In der gemäßigten Zone ist die Regel bei dem weiblichen Geschlecht das 14. bis 16. Lebensjahr, in manchen Fällen noch später; auch ist die Zeit des Eintritts der Geschlechtsreife bei Frauen auf dem Lande und solchen in den Städten verschieden. Bei gesunden, robusten Landmädchen, die viel in frischer Luft ver-

kehren und kräftig arbeiten, tritt die Menstruation durchschnittlich später ein, als bei unseren verweichlichten, nervenüberreizten, ätherischen Stadtfräuleins. Dort entwickelt sich die Geschlechtsreife in der Regel normal, mit seltenen Störungen, hier ist die normale Entwicklung mehr Ausnahme, es treten allerlei Erkrankungserscheinungen auf, die den Arzt zur Verzweiflung bringen, weil Vorurtheile und Sitte ihn hindern, Heilmittel vorzuschlagen und durchzuführen, die einzig und allein retten könnten. Wie oft sind die Aerzte genöthigt, bei unseren vielfach bleichsüchtigen, engbrüstigen, nervösen Stadtdamen zu erklären, das gründlichste Mittel, neben veränderter Lebensweise, sei die Heirath. Aber wie dieses Mittel ausführen? Unüberwindliche Hindernisse stellen sich diesem Vorschlag entgegen, auch kann man es keinem Manne verdenken, wenn er sich besinnt, ein Wesen zu heirathen, das in der Ehe eine Art wandelnder Leichnam ist, das Gefahr läuft, dem ersten Wochenbette zu erliegen.

Alles das zeigt wieder, wo die Aenderung gesucht werden muß: nur in einer total veränderten Erziehung, die sowohl den physischen wie den geistigen Menschen berücksichtigt, in gänzlich veränderter Lebens- und Arbeitsweise, was wieder nur möglich ist in gänzlich veränderten sozialen Zuständen.

Dieser Widerspruch zwischen dem Menschen als Natur- und Geschlechtswesen und dem Menschen als Gesellschaftswesen, ein Widerspruch, der sich in keinem Zeitalter in so fühlbarer Weise bemerkbar macht, als in dem gegenwärtigen, schafft alle diese zahllosen und gefährlichen Uebelstände. Dieser Widerspruch erzeugt eine Menge Krankheiten, in deren Wesen wir nicht näher eingehen wollen, die aber hauptsächlich das weibliche Geschlecht treffen. Einmal, weil sein Organismus in weit höherem Grade als der des Mannes mit seiner geschlechtlichen Bestimmung zusammenhängt und davon beeinflußt wird — regelmäßige Wiederkehr der Perioden — dann, weil besonders für das Weib die meisten Hemmungen sich ergeben, um seine heftigsten Naturtriebe in natürlicher Weise zu befriedigen. Dieser Widerspruch zwischen Naturbedürfniß und Gesellschaftszwang führt zur Unnatur, zu geheimen Lastern und Ausschweifungen, die jeden nicht starken Organismus vollständig untergraben.

Der Befriedigung der Unnatur, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, wird seit einer Reihe von Jahren fast unter den Augen der Behörden in der schamlosesten Weise Vorschub geleistet. Die mehr oder weniger versteckte Anpreisung gewisser Fabrikate, deren

Empfehlung man in den größten Zeitungen, besonders in den Annoncentheilen der in das Innere der Familie dringenden Unterhaltungsblätter begegnet, ist hier zunächst gemeint. Diese Anpreisungen sind vorzugsweise auf den besser situirten Theil der Gesellschaft berechnet, denn die Preise dieser Fabrikate sind so hoch, daß ein gering Bemittelter sie fast nicht erschwingen kann. Hand in Hand mit diesen schamlosen Ankündigungen geht die auf beide Geschlechter berechnete Anpreisung obszöner Bilder (namentlich ganzer Serien Photographien), ähnlicher Poesien und prosaischer Werke, deren Titel schon auf die geschlechtliche Erregung berechnet sind und die Verfolgungen der Polizei und Staatsanwälte herausfordern. Aber diese haben meist zu viel mit der „Kultur, Sitte, Ehe und Familie" zerstörenden Sozialdemokratie zu thun. Ein bedeutender Theil unserer Romanliteratur arbeitet in derselben Richtung. Da müßte es Wunder nehmen, wenn bei solchen gesellschaftlichen Zuständen geschlechtliche Ausschweifungen nicht in der ungesundesten und schädlichsten Weise sich fühlbar machten, zu einer sozialen Krankheit sich steigerten. Das träge, üppige Leben so vieler Frauen in den bemittelten Klassen, die Nervenstimulanz durch die raffinirtesten Parfüms; die Ueberfütterung mit einer bestimmten Art von Poesie, Musik, Theater, also was hauptsächlich Kunstgenuß heißt und in gewissen Genres treibhausartig gepflegt, bei dem namentlich an Gemüthshypertrophie und nervöser Ueberreizung leidenden weiblichen Geschlecht als vornehmstes Unterhaltungs- und Bildungsmittel betrachtet wird, steigert die geschlechtlichen Erregungen ins Maßlose und führt nothwendig zu Exzessen.

Bei den Armen sind es gewisse anstrengende Beschäftigungsweisen, namentlich sitzender Natur, welche Blutansammlungen in den Unterleibsorganen begünstigen und durch den Druck der Gefäßorgane geschlechtliche Erregungen befördern. Eine der allergefährlichsten Beschäftigungen nach dieser Richtung ist die gegenwärtig sehr weit verbreitete an der Nähmaschine. Diese wirkt so erregend und zerstörend, daß bei 10—12stündiger täglicher Arbeit der kräftigste Organismus binnen wenig Jahren vollkommen zerrüttet ist. Uebermäßige geschlechtliche Erregungen fördert auch das lange Arbeiten in Arbeitsräumen von dauernd hoher Temperatur, z. B. in Zuckersiedereien, Bleichereien, Zeugdruckereien, die Nachtarbeit bei Gaslicht in überfüllten Arbeitsräumen, womöglich noch in Untermischung beider Geschlechter.

So haben wir abermals eine Reihe von Erscheinungen festgestellt, welche die Unvernunft und Ungesundheit unserer heutigen Zustände scharf beleuchten. Aber solche, tief in unseren sozialen Zuständen wurzelnde Uebel lassen sich weder durch Moralpredigten noch durch Palliativmittel, mit denen soziale und religiöse Quacksalber und Quacksalberinnen so eilig bei der Hand sind, bessern.

Die Axt muß an die Wurzel des Uebels gelegt werden. Gesunde Lebens-, Beschäftigungsweise und Erziehung im umfassendsten Maßstabe, und natürliche Befriedigung natürlicher und gesunder Triebe muß zu schaffen gesucht werden. Eine andere Lösung giebt es nicht.

Für den Mann bestehen eine Menge von Rücksichten nicht, die für die Frau bestehen. Kraft seiner Herrschaftsstellung liegt auf seiner Seite, soweit nicht soziale Schranken ihn hindern, allein die freie Liebeswahl. Der Charakter der Ehe als Versorgungsanstalt, die weibliche Ueberzahl, die Sitte hindern die Frau, ihren Willen kund zu thun, sie hat abzuwarten, ob sie gesucht wird und hat sich zu fügen. In der Regel greift sie willig zu, wo die Gelegenheit sich bietet, einen Unterhalter zu finden, der sie vor der gesellschaftlichen Aechtung und Vernachlässigung rettet, die dem armen Wesen „alte Jungfer" zu Theil wird. Oft sieht sie mit Geringschätzung auf diejenigen ihrer Mitschwestern herab, die Gefühl für ihre Menschenwürde sich genug bewahrt haben, um nicht sich an den ersten Besten zur ehelichen Prostitution zu verkaufen, und es vorziehen, den dornenreichen Weg allein durchs Leben zu wandern.

Aber der Mann ist, wenn er die Befriedigung seines Liebesbedürfnisses in der Ehe erreichen will, an die sozialen Schranken gebunden. Er hat sich in erster Linie die Frage zu stellen: kannst du eine Frau und etwa folgende Kinder ernähren, und zwar so ernähren, daß drückende Sorgen, die Zerstörer deines Glücks, dir fern bleiben? Je besser seine Absichten für die Ehe sind, je idealer er sie auffaßt, je mehr er entschlossen ist, einzig und allein aus Liebe eine gleichgestimmte Frau zu heirathen, um so ernster muß er sich die erwähnten Fragen stellen. Für Viele ist ihre Bejahung unter den heutigen Erwerbs- und Eigenthumsverhältnissen ein Ding der Unmöglichkeit, sie ziehen vor, unverheirathet zu bleiben. Anderen, die weniger gewissenhaft sind, drängen sich aber andere Bedenken auf. Tausende von jungen Männern in den mittleren Schichten kommen erst verhältnißmäßig spät zu einer selbständigen, ihren Ansprüchen angemessenen Stellung, aber eine Frau „standesgemäß" zu ernähren

sind sie nur im Stande, wenn diese größeres Vermögen besitzt. Einmal haben viele von diesen jungen Männern von einem sogenannten standesgemäßen Leben einen Begriff, der sich mit ihren Einkünften nicht verträgt, dann aber müssen sie auch, in Folge der geschilderten grundfalschen Erziehung der großen Mehrzahl der Frauen, auch von jener Seite sich auf Ansprüche gefaßt machen, die weit über ihre Kräfte gehen. Die gut erzogenen, in ihren Ansprüchen bescheidenen Frauen treten häufig ihnen nicht entgegen, diese halten sich zurück und sind dort nicht zu finden, wo man allmälig sich gewöhnt hat, die Frau zu suchen. Die ihnen entgegentreten, sind oft solche, die durch äußerlich glänzende Erscheinung den Mann zu gewinnen suchen, durch künstlichen Glanz sowohl persönliche Mängel als auch ihre materielle Lage verstecken und darüber täuschen wollen. Lockmittel aller Art werden aber um so eifriger angewandt, je mehr diese Damen in das Alter kommen, in welchen zur Heirath Eile noth thut. Gelingt es einer solchen, einen Mann zu erobern, dann ist sie dermaßen an Repräsentation, Tand, Flitter und kostspielige Vergnügungen gewöhnt, daß sie alles das auch in der Ehe nicht vermissen will. Da öffnet sich für die Männer ein Abgrund, und so ziehen viele vor, die Blume, die am Rande blüht und nur mit Gefahr des Halsbruchs gepflückt werden kann, ruhig stehen zu lassen. Sie gehen allein ihren Weg und suchen sich Unterhaltung und Genuß unter Wahrung ihrer Freiheit.

Nach C. Ansell betrug das Heirathsalter der „Gebildeten" und „Unabhängigen" in England von 1840—1871 durchschnittlich 29,95 Jahre, es hat sich aber für diese Klassen mittlerweile fast um ein Jahr erhöht. Für die verschiedenen Berufe betrug das durchschnittliche Heirathsalter 1880—1885 bei den

Bergwerksarbeitern:	23,56	Jahre
Arbeitern in Textilfabriken:	23,88	„
Schuhmachern und Schneidern:	24,42	„
Geschickten Arbeitern:	24,85	„
Tagelöhnern:	25,06	„
Handlungskommis:	25,75	„
Detailhändlern:	26,17	„
Pächtern und Pächterssöhnen:	28,73	„
„Gebildeten" und „Unabhängigen":	30,72	„

Man sieht aus diesen Zahlen, daß die soziale Lage und Stellung wesentlich die Eheschließung beeinflußt, und man darf mit Fug

und Recht sagen, daß, wo soziale Ursachen die Eheschließung verzögern oder gänzlich unmöglich machen, die Befriedigung der Naturtriebe in der Wildniß und in der Unnatur gesucht wird.

In den niederen und weniger bemittelteren Kreisen liegen viele Hemmnisse und Hindernisse für die Ehe darin, daß die Mädchen irgend eine Thätigkeit als Arbeiterin, Verkäuferin 2c. ergreifen müssen, um sich und nicht selten auch die Familie zu erhalten, wodurch keine Zeit und Gelegenheit für häusliche Ausbildung bleibt. Oft aber ist auch die Mutter nicht einmal im Stande, der Tochter hierin die nöthige Belehrung zu geben, weil sie selbst mit Arbeiten gewerblicher Art überbürdet, nicht selten außerhalb des Hauses in Anspruch genommen wird.

Die Zahl der Männer, die aus allen diesen Ursachen von der Ehe fern gehalten werden, nimmt in erschreckendem Maße zu. Nach der Volkszählung vom Jahre 1885 kamen auf 1000 Männer zwischen 20 und 80 Jahren ungefähr 1070 Frauen und rechnet man, daß wenigstens 10 pCt. der Männer unverheirathet bleiben, so hätten von 100 Frauen nur ungefähr 84 Aussicht auf Verehelichung. Dieses Verhältniß stellt sich aber für gewisse Stände und Orte noch ungünstiger. Es sind gerade die sog. höheren Stände und Berufe, in welchen die Männer öfter nicht heirathen, einmal weil die Ansprüche der Ehe zu große sind, dann weil die Männer aus diesen Kreisen anderwärts Genuß und Unterhaltung finden. Ferner sind für die Frauen in Orten die Verhältnisse besonders ungünstig, in welchen viele Pensionäre mit ihren Familien sich aufhalten, aber wenig junge Männer. Dort steigt die Zahl der Frauen, die keinen Mann bekommen, leicht auf 20—30 von 100. Der Ausfall an Ehestandskandidaten trifft jene weiblichen Schichten am Meisten, die durch Erziehung und soziale Stellung an höhere Ansprüche gewöhnt sind, aber dem auf Vermögen sehenden Manne außer ihrer Person nichts bieten können. Für einen Mann geringerer Stellung eignen sie sich aber nicht und verschmähen auch einen solchen. Dies trifft vorzugsweise die große Zahl der weiblichen Glieder jener Familien, die von festem Gehalt existiren, sozial als respektabel gelten, aber ökonomisch unbemittelt sind. Das Leben der weiblichen Wesen in dieser Schicht ist verhältnißmäßig das traurigste aller ihrer Leidensgenossinnen. Die gesellschaftlichen Vorurtheile zwingen sie, einer Menge von Beschäftigungen fern zu bleiben, in denen sie vielleicht ein leidlicheres Loos sich verschaffen könnten. Zu Gunsten dieser

Schicht weiblicher Wesen sind auch meist jene Anstrengungen berechnet, die gegenwärtig von den sogenannten Frauenvereinen zur Hebung der weiblichen Arbeit u. s. w. unter dem Protektorat hoher und höchster Damen gemacht werden. Es ist eine Sisyphus-Arbeit, wie jene der auf Selbsthilfe gegründeten Genossenschaften, welche die Lage der Arbeiter verbessern sollen. Erfolge im Kleinen kommen vor, Erfolge im Großen sind ein Ding der Unmöglichkeit. Dabei hat das vornehme Protektorat den Nachtheil, daß es einen geistigen Druck ausübt, der jedes Streben nach gründlicher Aenderung, jeden Zweifel an der Ordnungsmäßigkeit der Grundlagen unserer Staats- und Gesellschaftsorganisation sofort erdrückt und als Hochverrath ächtet. Die Arbeiter hatten Mühe, sich der Vormundschaft vornehmer Freunde zu entziehen, den Frauen fällt es noch weit schwerer. Bis jetzt sind diese Art Frauenvereine von sogenannten destruktiven Tendenzen glücklich verschont geblieben, dafür haben sie für die wirkliche Befreiung der Frau keine Bedeutung.

Wie groß die Zahl der Frauen ist, die durch all die angeführten Umstände auf eheliches Leben verzichten müssen, läßt sich schwer feststellen. Einige Anhalte giebt es. In Schottland soll gegen Ende der sechziger Jahre die Zahl der über 20 Jahre alten unverheiratheten Frauen 43 pCt. der Frauen überhaupt, die im gleichen Alter standen, betragen haben, und kamen 110 Frauen auf 100 Männer. In England, unter dem hier nur das eigentliche England, außer Wales, zu verstehen ist, lebten zu jener Zeit 1,407,228 mehr Frauen als Männer im Alter von 20—40 Jahren und 359,966 über 40 Jahre alte alleinstehende Frauen. Auf 100 Frauen gab es 42, die nicht verheirathet waren. In Oesterreich zählte man 1880 auf je 100000 Männer, beziehentlich Frauen im heirathsfähigen Alter

	Verheirathete	Unverheirathete
Männer:	35 533	64 467
Frauen:	34 152	65 848

Von den Unverheiratheten waren im Alter unter 24 Jahren von je 64 467 Männern 38 552, von je 65 848 Frauen 31 456. In Berlin betrug der Frauenüberschuß 1875: 4452, 1880: 36 672, 1885: 51 331, also eine ganz bedeutende Steigerung des Ueberschusses trotz einer Garnison von 20 565 Köpfen. In welcher Weise die Eheschließungen in Preußen vom Jahre 1831—1888 sich gestalteten, zeigt folgende Statistik: Von je 100000 Personen heiratheten jährlich durchschnittlich:

1831—35:	1849	1866—70:	1605
1836—40:	1803	1871—75:	1896*)
1841—45:	1829	1876—80:	1596
1846—50:	1737	1881—85:	1592
1851—55:	1675	1886:	1635
1856—60:	1762	1887:	1612
1861—65:	1726	1888:	1624

Die hohe Zahl der Eheschließungen in der Periode von 1871—75 erklärt sich aus den Ehehemmnissen während des Kriegs von 1870—71 und insbesondere auf die außerordentliche Prosperitätsepoche von 1871—74. Im Allgemeinen aber ist die Zahl der Eheschließungen in der Abnahme begriffen. Was sagen dazu Diejenigen, die in ihrer Oberflächlichkeit das Bestreben der Frauen nach unabhängiger, gleichberechtigter Lebensstellung abweisen, indem sie die Frau auf die Ehe, auf die Häuslichkeit verweisen? Am bösen Willen der Frauen liegt es nicht, wenn so viele nicht heirathen, und wie es schließlich mit dem Eheglück steht, ist zur Genüge geschildert worden.

Was geschieht nun mit diesen Opfern unserer sozialen Zustände? Die Rache der beleidigten und verletzten Natur drückt sich bei Männern und Frauen in den eigenthümlichen Gesichts- und Charakterzügen aus, durch welche sich sogenannte alte Jungfern, wie alte ascetische Junggesellen in allen Ländern und unter allen Klimaten von andern Menschen unterscheiden. Sie legen Zeugniß ab von dem mächtigen und verderblichen Einfluß unterdrückter Naturtriebe. Von sehr bedeutenden Männern, wie Paskal, Newton, Rousseau wird behauptet, daß sie aus diesen Ursachen gegen ihr Lebensende an schweren geistigen und Gemüths-Störungen zu leiden hatten. Die sogenannte Nymphomanie bei Frauen, wie die zahlreichen Arten der Hysterie entspringen denselben Quellen. Zu hysterischen Anfällen führt auch das Unbefriedigtsein in der Ehe bei einem ungeliebten Mann, das auch oft Unfruchtbarkeit verschuldet.

Das ist in den Hauptzügen unser heutiges Eheleben und seine Wirkungen. Das Endresultat ist: Die heutige Ehe ist eine Einrichtung, die mit dem bestehenden sozialen Zustand aufs Engste verknüpft ist, die mit ihm steht und fällt; sie innerhalb dieses Sozialzustandes so umzugestalten, daß

*) Diese Periode wurde nur von jener von 1816—20 übertroffen, in welcher 2128 Ehen durchschnittlich geschlossen wurden. Der hohe Stand der letzteren Periode erklärt sich aus den Ehehemmnissen der Befreiungskriege.

sie ihre Schattenseiten verliert, ist unmöglich und sind alle Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, aussichtslos. Die bürgerliche Welt kann weder die Ehe befriedigend gestalten, noch kann sie für die Eheloſen befriedigend sorgen.

Die Prostitution eine nothwendige soziale Justitution der bürgerlichen Welt.

Stellt die Ehe die eine Seite des Geschlechtslebens der bürgerlichen Welt dar, dann die Prostitution die andere. Die Ehe ist der Avers, die Prostitution der Revers der Medaille. Findet die Männerwelt in der Ehe keine Befriedigung, greift sie meist zur Prostitution. Wer von der Männerwelt aus irgend einem Grunde auf die Ehe verzichtet, sucht in der Regel seine Befriedigung bei der Prostitution. So sind für die freiwillig oder gezwungen in der Eheloſigkeit lebenden Männer, wie für jene, welchen die Ehe das Erwartete nicht bietet, die Verhältnisse für Befriedigung des Geschlechtstriebs ungleich günstiger als für die Frauen.

Die Männerwelt aller Zeiten und Zonen hat die Benutzung der Prostitution als ein ihr ganz selbstverständlich von „Rechtswegen" zukommendes Privilegium betrachtet. Um so härter und strenger wacht und urtheilt sie dafür über alle Frauen, die außerhalb des Kreises der Prostituirten stehen, für den Fall, daß sie einen Fehltritt begehen. Daß die Frau genau die gleichen Triebe hat, wie der Mann, ja daß dieselben in gewissen Zeiten ihres Lebens (zur Zeit der Perioden) ungleich heftiger sich geltend machen, beirrt den Mann nicht. Kraft seiner Herrschaftsstellung zwingt er sie, ihre heftigsten Triebe gewaltsam zu unterdrücken, und macht von ihrer Keuschheit ihr gesellschaftliches Ansehen und die Eheschließung abhängig. Durch nichts kann drastischer aber auch in empörenderer Weise die Abhängigkeit der Frau von dem Manne dargethan werden, als durch diese grundverschiedene Auffassung und Beurtheilung der Befriedigung ein und desselben Naturtriebes, je nach dem Geschlecht.

Für den eheloſen Mann liegen die Verhältnisse besonders günstig. Die Natur hat die Folgen des Zeugungsaktes der Frau allein zugewiesen, der Mann hat außer dem Genuß weder Mühe und Verantwortung. Diese vortheilhafte Stellung gegenüber der Frau hat im Lauf der Entwicklung jene Zügelloſigkeit in den geschlechtlichen

Anforderungen erzeugt, durch die ein erheblicher Theil der Männerwelt sich auszeichnet. Und da nun, wie dargelegt, hundert Ursachen vorhanden sind, welche die legitime Form der Befriedigung verhindern oder ungenügend erreichen lassen, ist die Folge weit ausgedehnte Befriedigung in der Wildniß.

So wird die Prostitution zu einer nothwendigen sozialen Institution für die bürgerliche Gesellschaft, ganz wie Polizei, stehendes Heer, Kirche, Unternehmerschaft u. s. w.

Daß dies nicht übertrieben ist, soll bewiesen werden.

Wie die alte Welt die Prostitution ansah, und für nothwendig hielt, ja staatlich organisirte, sowohl in Griechenland als in Rom, ist schon dargelegt worden. Welche Ansichten im christlichen Mittelalter darüber bestanden, wurde ebenfalls vorgeführt. Selbst der heilige Augustin, nach Paulus die bedeutendste Stütze des Christenthums, konnte, obgleich er eifrig die Ascese predigte, nicht sich enthalten auszurufen: „Unterdrücket die öffentlichen Dirnen und die Gewalt der Leidenschaften wird Alles über den Haufen werfen." Auch das geistliche Provinzial-Konzil zu Mailand im Jahr 1665 sprach sich im gleichen Sinne aus.

Hören wir nun, was die Modernen sagen.

Dr. F. S. Hügel erklärt in seiner „Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution in Wien": „Die fortschreitende Zivilisation wird die Prostitution allmälig in gefälligere Formen hüllen, aber nur mit dem Untergange der Welt wird sie vom Erdballe vertilgt werden können." Das ist doch gewiß viel gesagt, aber sicher ist, daß, wer nicht über die bürgerliche Form der Gesellschaft sich hinauszudenken vermag, wer nicht weiß, welche Umwandlung die Gesellschaft mit sich vornehmen muß, um zu gesunden natürlichen sozialen Zuständen zu kommen, Dr. Hügel zustimmen muß.

Daher erklärt denn auch Dr. Wichern, der bekannte fromme Direktor des Rauhen Hauses bei Hamburg, neben Dr. Patton in Lyon, Dr. William Tait in Edinburg und dem durch seine Untersuchungen der Prostitution und der Geschlechtskrankheiten berühmten Dr. Parent-Duchatelet in Paris übereinstimmend: „Die Prostitution ist unausrottbar, weil sie mit den gesellschaftlichen Einrichtungen zusammenhängt", und sie verlangen sämmtlich ihre staatliche Regelung. Daß man die gesellschaftlichen Einrichtungen ändern müsse, wenn sie die Ursache der Prostitution sind, daran denkt keiner

dieser Männer, weil ihr Mangel an ökonomischen Studien und ihre aus ihrer gesellschaftlichen Stellung hervorgehenden Vorurtheile ihnen dies als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen lassen. Die „Wiener medizinische Wochenschrift", Jahrgang 1863, Nr. 35, fragt: „Was bleibt der großen Zahl freiwilliger und unfreiwilliger Zölibatairs anders übrig, um das naturgemäße Bedürfniß zu befriedigen, als die verbotene Frucht der Venus Pandemos?" und sie schließt: „daß, wenn demnach die Prostitution nothwendig ist, sie auch ein Recht auf ihre Existenz, auf Schutz und Straflosigkeit seitens des Staats hat", und Dr. Hügel erklärt sich in seinem erwähnten Werk mit dieser Ansicht voll und ganz einverstanden.

Der Leipziger Polizei-Arzt Dr. J. Kühn sagt in seinem Buch: „Die Prostitution im 19. Jahrhundert vom sanitätspolizeilichen Standpunkt": „Die Prostitution ist nicht blos ein zu duldendes, sondern ein nothwendiges Uebel, denn sie schützt die Weiber vor Untreue (die nur die Männer zu begehen ein Recht haben D. V.) und die Tugend (natürlich die weibliche, die Männer brauchen keine D. V.) vor Angriffen (sic) und somit vor dem Falle." Man sieht, diese wenigen zitirten Worte des Dr. Kühn charakterisiren den krassen Egoismus der Männerwelt in der unverhülltesten Form. Das ist der korrekte Standpunkt eines Polizei-Arztes, der bei Ueberwachung der Prostitution sich opfert, um die Männerwelt vor unangenehmen Krankheiten zu retten. In dem gleichen Sinne wie Dr. Kühn äußerte sich dessen Nachfolger als Polizei-Arzt in Leipzig, Dr. med. Eckstein, auf dem 12. Verbandstage der Haus- und städtischen Grundbesitzer-Vereine Deutschlands in Magdeburg im Sommer 1890. Die ehrenwerthen Hausbesitzer wollten wissen, wie sie der vielfach in ihren Häusern wohnenden Prostituirten Herr werden könnten. Dr. med. Eckstein belehrte sie ebenfalls, daß die Prostitution ein „nothwendiges Uebel" sei, und daß sie bei keinem Volke und keinem Kultus je gefehlt habe. Ein ganz besonders interessanter Herr ist Dr. Fock, welcher in einer Abhandlung der „Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege" XX. Band, 1. Heft, unter dem Titel: „Die Prostitution in ethischer und sanitärer Beziehung" die Prostitution als „ein nothwendiges Korrelat unserer zivilisirten Einrichtungen" betrachtet. Er fürchtet Ueberproduktion an Menschen, wenn alle nach Erlangung der Zeugungsfähigkeit heiratheten, und darum hält er für wichtig, die Prostitution staatlich zu „reguliren". Er findet ganz natürlich, daß der Staat die Prostitution überwache

und regele, und somit also die Sorge für die Lieferung syphilisfreier Dirnen übernimmt. Er erklärt sich für die schärfste Ueberwachung „aller Frauenzimmer, denen ein liederlicher Lebenswandel nachgewiesen wird". Auch der Reichen? Daß man auch die Männer unter Aufsicht stelle, die die Prostituirten unterhalten und ihre Existenz ermöglichen, daran denkt er natürlich nicht. Weiter verlangt Herr Fock die Besteuerung der Prostituirten und die Konzentration der Prostitution in bestimmten Straßen. Warum soll in unserer Zeit der Zunftbestrebungen nicht auch die Prostitution wieder behördlich organisirt werden?

Sagten wir also zu viel, als wir ausführten: Die Prostitution ist heute eine nothwendige soziale Institution, ganz wie Polizei, stehendes Heer, Kirche, Unternehmerschaft u. s. w.?

Im Deutschen Reich ist nicht wie in Frankreich die Prostitution staatlich zugelassen, organisirt und überwacht, sondern nur geduldet. Die offiziellen öffentlichen Häuser sind, wo sie bestanden, durch Bundesrathsbeschluß aufgehoben worden. In Folge dessen gelangten in der zweiten Hälfte des siebenten Jahrzehnts zahlreiche Petitionen an den Reichstag, worin gebeten wurde, die öffentlichen Häuser wieder zuzulassen, da das Laster um so ungezügelter im Geheimen wirke und eine erschreckende Zunahme der syphilitischen Krankheiten die Folge sei. Eine über diesen Gegenstand niedergesetzte Reichstagskommission, der namentlich auch Aerzte angehörten, kam zu dem Beschluß, die Petitionen dem Reichskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen, da ein Verbot der öffentlichen Häuser von den gefährlichsten Folgen für die Moral und Gesundheit der Gesellschaft und besonders des Familienlebens sei.

Diese Zeugnisse genügen. Sie bestätigen, daß auch für die moderne Gesellschaft die Beseitigung der Prostitution eine Sphinx ist, deren Räthsel sie nicht lösen kann; sie hält für nöthig, dieselbe staatlich zu dulden und zu überwachen, um größeres Uebel zu vermeiden. Unsere mit ihrer „Sittlichkeit", ihrer „Religiosität", ihrer Zivilisation und Kultur sich brüstende Gesellschaft muß also dulden, daß Sittenlosigkeit und Korruption wie schleichendes Gift ihren Körper durchwühlen. Aber es geht noch etwas Anderes daraus hervor. Der christliche Staat erklärt damit offiziell, daß die vorhandene Form der Ehe ungenügend ist und daß der Mann ein Recht hat, die illegitime Befriedigung des Geschlechtstriebs zu suchen. Die unverehelichte Frau

zählt bei demselben Staat als Geschlechtswesen nur insofern, als sie sich den illegitimen männlichen Begierden hingeben will, d. h. Prostituirte wird. Und die von den staatlichen Organen vielfach ausgeübte Ueberwachung und Kontrole der Prostitution trifft nicht auch den Mann, der die Prostituirte sucht, was doch, wenn die polizeilich-ärztliche Kontrole einen Sinn und halbwegs Erfolg haben sollte, eigentlich selbstverständlich wäre — wobei die gleiche Anwendung des Gesetzes auf beide Geschlechter als Akt der Gerechtigkeit nicht einmal hervorgehoben werden soll — sondern sie trifft allein die Frau.

Dieser Schutz des Mannes vor der Frau durch den Staat stellt die wahre Natur der Verhältnisse auf den Kopf. Es sieht aus, als seien die Männer das schwächere Geschlecht und die Frauen das stärkere, als sei die Frau die Verführerin, der arme, schwache Mann der Verführte. Die Verführungsmythe zwischen Adam und Eva im Paradies wirkt in unsern Anschauungen und Gesetzen fort und giebt dem Christenthum recht: „Die Frau ist die große Verführerin, das Gefäß der Sünde." Daß sich die Männerwelt dieser traurigen und unwürdigen Rolle nicht schämt. Sicher ist, daß die Männerwelt sich in dieser Rolle des „Schwachen" und „Verführten" gefällt und dort nicht einmal protestirt, wo diese Verführung ihr in der auffälligsten Weise naht und angeblich sie zu ernstem Werk zusammenkommt. Das zeigten die Vorgänge auf dem deutschen Schützenfest im Sommer 1890 in Berlin, Vorgänge, die schließlich 2300 Frauen veranlaßten, in einer Petition an den Oberbürgermeister der deutschen Reichshauptstadt sich also auszulassen: „Gestatten Ew. Hochwohlgeboren allergütigst, daß wir über das diesjährige bei Pankow vom 6. bis 13. Juli abgehaltene deutsche Bundesschießen dasjenige erwähnen, was durch die Presse und andere Mittheilungen über jenes Fest in die Provinzen gedrungen ist. Die Berichte, welche wir darüber mit tiefster Entrüstung und mit Abscheu vernommen haben, führten unter Anderm die Schaustellungen jenes Festes also auf: „Erster deutscher Herold, größtes Chantant der Welt." „Hundert Damen und vierzig Herren." Daneben kleinere Tingeltangel und Schießbuden, aus denen überaus zudringliche Frauenzimmer der Männerwelt sich anwerfen. Ferner „Freikonzert", dessen luftigst gekleidete Kellnerinnen frech und ungehindert den Gymnasiasten wie den Familienvater, den Jüngling wie den Mann verführerisch lächelnd zur „Schützen-Ruh" einladen. . . . . Allein die kaum bekleidete „Dame", welche zum Besuch der Bude

„Die Geheimnisse Hamburgs oder eine Nacht in St. Pauli" einladet, hätte doch wohl füglich von Polizeiwegen beseitigt werden können. Und dann das Entsetzliche, was einfache Bürger und Bürgerinnen der Provinz von der so viel gerühmten Reichshauptstadt kaum zu fassen vermögen, die verlautende Kunde: Daß die Festleitung es zugelassen haben soll, anstatt der sich anbietenden Kellner „junge Frauenzimmer" in großer Zahl als Schenkmädchen ohne Bezahlung anzustellen .... Wir deutsche Frauen haben als Gattinnen, Mütter und als Schwestern unsere Ehemänner, Kinder, Töchter und Brüder in tausendfacher Veranlassung zum Dienst des Vaterlandes nach Berlin zu schicken, und so bitten wir Ew. Hochwohlgeboren in aller Unterthänigkeit und in zuversichtlichem Vertrauen, bei dem großen schwerwiegenden Einfluß, welchen Sie als oberster Beamter der Reichshauptstadt in Händen haben, über jene unwürdigen Vorgänge derartige Untersuchungen anordnen zu wollen, oder sonstige Ew. Hochwohlgeboren zweckdienlich erscheinende Verordnungen zu treffen, welche eine Wiederkehr jener Orgien, namentlich auch auf dem bevorstehenden Sedanfeste, keinesfalls befürchten lassen ..." (!!!)

Die Auffassung der Gesellschaft, daß der Staat die Prostitution überwachen müsse, um die Männer vor Krankheiten zu bewahren, erzeugt bei diesen natürlich den Glauben, daß sie nunmehr vor Ansteckungen bewahrt seien, und dieser Glaube fördert in hohem Grade die Prostitution. Dafür ist der Beweis dadurch erbracht, daß überall da, wo die Polizei mit größerer Strenge gegen die nicht eingeschriebenen Prostituirten vorging, die Zahl der syphilitischen Krankheiten bedeutend wuchs, die Männer wurden leichtsinniger und unachtsamer.

Bei keinem Einsichtigen besteht ein Zweifel, daß weder die Errichtung polizeilich kontrolirter Prostitutionsanstalten (Toleranzhäuser, Bordelle), noch die polizeilich angeordnete Kontrole und ärztliche Untersuchung auch nur einige Sicherheit vor Ansteckung giebt. Einmal ist die Natur dieser Krankheit vielfach derart, daß sie nicht leicht und nicht sofort sich erkennen läßt; zweitens erheischte sie, — wenn Sicherheit vorhanden sein sollte — eine täglich mehrmalige Untersuchung. Diese ist aber bei der Zahl der in Frage kommenden Frauen und in Rücksicht auf die Kosten ganz unmöglich. Wo fünfzig bis sechzig Prostituirte in einer Stunde „abgefertigt" werden müssen, ist die Untersuchung kaum mehr als eine bloße Farce und die Zahl von ein- oder zweiwöchentlichen Untersuchungen ist ebenfalls ganz

unzulänglich. Dann aber scheitert der Erfolg dieser Maßregel daran, daß die Männer, welche den Krankheitsstoff von einer Frau auf die andere übertragen, von jeder Belästigung befreit bleiben. Eine Prostituirte, die eben untersucht und gesund befunden wurde, wird in derselben Stunde von einem geschlechtskranken Manne angesteckt und überträgt den Ansteckungsstoff bis zum nächsten Kontroltag oder bis sie selbst die Krankheit gewahr wird, auf eine Reihe anderer Besucher. Die Kontrole ist also nicht blos illusorisch, es kommt hinzu, daß diese auf Kommando erfolgenden Untersuchungen durch männliche Aerzte statt durch weibliche, das Schamgefühl aufs Tiefste verletzen und zu seiner gänzlichen Vernichtung beitragen. Das ist eine Erscheinung, die von einer großen Zahl von Aerzten, die mit dieser Kontrole zu thun haben, bestätigt wird. Die Prostituirten bieten auch Alles auf, sich dieser Kontrole zu entziehen. Eine weitere Folge dieser polizeilichen Maßregeln ist, daß den Prostituirten außerordentlich erschwert, ja unmöglich gemacht wird, wieder zu einem anständigen Erwerb zurückzukehren. Eine der polizeilichen Kontrole verfallene Frau ist für die Gesellschaft verloren; sie geht meist in wenig Jahren elend zu Grunde.

Wie wenig die polizeiärztliche Kontrole nützt, dafür liefert England ein schlagendes Beispiel. Dort war im Jahre 1866 ein bezügliches Gesetz für die Orte erlassen worden, in welchen Land- oder Seetruppen garnisonirten. Während nun von 1860—1866 **ohne** das Gesetz die leichteren Syphilisfälle von 32,68 Prozent auf 24,73 Prozent gesunken waren, betrug nach sechsjähriger Herrschaft des Gesetzes im Jahre 1872 die Zahl der Erkrankten immer noch 24,26 Prozent, sie waren also 1872 kein $^1/_2$ Prozent niedriger als 1866, die Durchschnittszahl dieser sechs Jahre war aber $^1/_{16}$ Prozent höher als 1866. Daher kam im Jahre 1873 eine eigens niedergesetzte Untersuchungskommission über die Wirkungen der Akte **einstimmig** zu dem Resultat: „Daß die periodischen Untersuchungen jener Frauen, die in der Regel mit dem Personal der Armee und Flotte geschlechtlich verkehrten, zum **mindesten nicht die geringste Verminderung der Krankheitsfälle ergeben habe**“ und **empfahl die Aufhebung** der periodischen Untersuchungen.

Auf die der Untersuchungs-Akte unterworfenen Frauen wirkten dieselben aber ganz anders als auf die Truppen: 1866 kamen auf je 1000 Prostituirte 121 Erkrankungen, 1868, als das Gesetz 2 Jahre bestanden hatte, 202, sie sanken dann allmälig, überschritten aber

1874 die Zahl von 1866 immer noch um 16 Fälle. Aber die Todesfälle unter den Prostituirten vermehrten sich unter der Herrschaft des Gesetzes ganz erschreckend. 1865 betrug ihre Zahl auf 1000 Prostituirte 9,8, im Jahre 1874 aber waren sie auf 23 gestiegen. Als die englische Regierung gegen Ende der sechziger Jahre den Versuch machte, die Untersuchungsakte auf alle englischen Städte auszudehnen, erhob sich in der englischen Frauenwelt ein Sturm der Entrüstung. Man betrachtete das Gesetz ganz mit Recht als eine Beleidigung für das ganze Geschlecht. Die Habeas-Korpus-Akte, jenes Grundgesetz, das den englischen Bürger vor den Uebergriffen der Polizei schützt, solle, hieß es, für die Frauen aufgehoben sein; es solle jedem rohen, rachsüchtigen, oder von andern niederen Motiven getriebenen Polizeibeamten gestattet sein, die ehrbarste Frau anzugreifen, wenn er gegen sie Verdacht habe, eine Prostituirte zu sein, wohingegen die Zügellosigkeit der Männer unbehelligt bliebe, ja gerade durch das Gesetz geschützt und genährt würde.

Obgleich das Eintreten für den Auswurf ihres Geschlechts die englischen Frauen leicht Mißdeutungen und herabwürdigenden Bemerkungen beschränkter Männer und Frauen aussetzte, ließen sie sich nicht abhalten, mit großer Energie gegen die Einführung dieses ihr Geschlecht entwürdigenden Gesetzes sich aufzulehnen. In Zeitungsartikeln und Broschüren wurde von Männern und Frauen das „Für" und „Wider" erörtert, im Parlament zur Sprache gebracht, und zunächst seine Ausdehnung verhindert, dem dann später die Aufhebung folgte. Die deutsche Polizei besitzt überall eine ähnliche Gewalt, und in die Oeffentlichkeit gedrungene Fälle aus Berlin, Leipzig und andern Orten beweisen, daß der Mißbrauch, oder daß „Mißverständnisse" bei Ausübung dieser Gewalt leicht sind, aber von einer energischen Opposition gegen solche Befugnisse vernimmt man bei uns nichts. Sehr richtig sagt mit Bezug auf diese „Schutzmaßregeln" des Staats für die Männer Frau Guillaume-Schack: „Wozu lehren wir unsere Söhne Tugend und Sitte achten, wenn der Staat die Unsittlichkeit als ein nothwendiges Uebel erklärt? Wenn er dem jungen Manne, ehe er überhaupt noch zu geistiger Reife gelangt ist, die Frau von der Obrigkeit zur Waare gestempelt als ein Spielzeug seiner Leidenschaft zuführt?"

Mag ein geschlechtlich kranker Mann in seiner Zügellosigkeit noch so viele dieser armen Wesen anstecken, die, das sei zur Ehre der Frauen gesagt, meist aus bitterer Noth oder durch Verführung

gezwungen dieses schmachvolle Handwerk treiben, der räudige Mann bleibt unbehelligt, aber wehe der kranken Frau, die sich nicht sofort ärztlicher Untersuchung und Kur unterworfen hat. Die Garnisonsstädte, Universitäten ꝛc., mit ihrer Anhäufung kräftiger, gesunder Männer, sind die Hauptherde der Prostitution und ihrer gefährlichen Krankheiten, die von hier aus bis in die entferntesten Winkel des Landes getragen werden und überall Verderben verbreiten. Das Gleiche gilt von den Seestädten. „Du sollst für die Sünde heimgesucht werden an deinen Nachkommen bis ins dritte und vierte Glied." Dieser Spruch der Bibel trifft den ausschweifenden geschlechtskranken Menschen im vollsten Sinne des Wortes. Das syphilitische Gift ist in seiner Wirkung das zäheste und am schwersten ausrottbare aller Gifte. Noch nach vielen Jahren einer überstandenen Krankheit, nachdem der Genesene längst jede Spur vernichtet wähnt, zeigen häufig sich die Folgen bei der Frau in der Ehe, oder bei den Neugeborenen.*) Ein Theil der Blindgeborenen verdankt dieses Unglück väterlichen Sünden, die in ihren Folgen sich auf die Frau und von dieser auf das Neugeborene übertragen haben. Schwachsinnige oder blödsinnige Kinder haben häufig ihren Fehler denselben Ursachen zu verdanken, und was für Unheil durch ein winziges Tröpfchen syphilitischen Blutes bei der Pockenimpfung angerichtet werden kann, dafür hat unsere Zeit krasse Beispiele aufzuweisen.

In dem Maße wie die Männerwelt freiwillig oder gezwungen auf die Ehe verzichtet und die Befriedigung natürlicher Triebe in der Wildniß sucht, in dem Maße steigen auch die verführerischen Gelegenheiten dazu. Der große Gewinn, den alle diese auf die Unsittlichkeit berechneten Unternehmungen abwerfen, lockt zahlreiche, nicht skrupulöse Geschäftsleute an, mit Aufbietung allen Raffinements die Kunden anzulocken und festzuhalten. Da wird jedem Bedürfniß nach Rang und Stellung der Kundschaft, jeder materiellen Leistungs- und Opferfähigkeit Rechnung getragen. Könnten manche dieser „öffentlichen Häuser" in unsern Großstädten ihre Geheimnisse ausplaudern, es würde sich zeigen, daß ihre Bewohnerinnen, obgleich meist ohne Herkunft und ohne höhere Bildung und Erziehung, und obgleich sie oft kaum ihren Namen schreiben können, aber um so mehr

*) In den englischen Spitälern litten 1875 von den dort verpflegten Kindern 1,4 Prozent an ererbten geschlechtlichen Krankheiten. Männer starben an diesen Krankheiten in London 1 auf 190 Todesfälle, in ganz England 1 auf 159, in den Armenhäusern Frankreichs 1 auf 160,5.

mit körperlichen Reizen ausgestattet sind, in den intimsten Beziehungen mit Spitzen der Gesellschaft, mit Männern von hoher Intelligenz und Bildung stehen. Da sähe man Minister, hohe Militärs, Geheimräthe, Volksvertreter, Richter u. s. w. neben Repräsentanten der Geburts-, Finanz-, Handels- und Industrie-Aristokratie aus- und eingehen, Männer, die am Tage und in der Gesellschaft als „Vertreter und Wächter von Moral, Ordnung, Ehe und Familie" gar würdevoll und ernst einherschreiten und an der Spitze christlicher Wohlthätigkeits-Anstalten und von Vereinen zur „Unterdrückung der Prostitution" stehen. Unsere bürgerliche Gesellschaft gleicht einer großen Karnevals-Gesellschaft, in der Einer den Andern zu täuschen und zum Narren zu halten sucht; in der Jeder seine offizielle Verkleidung mit Würde trägt, um nachher inoffiziell um so ungezügelter seinen Neigungen und Leidenschaften fröhnen zu können. Und dabei trieft äußerlich Alles von Moral, Religion und Sittlichkeit. Zu keiner Zeit war die Heuchelei größer als heute. Die Zahl der Auguren wird täglich größer.

Das Angebot von Frauen zu Lustzwecken steigt noch rascher als die Nachfrage. Die immer mißlicher werdenden sozialen Verhältnisse, Noth, Verführung, Gefallen an einem äußerlich glänzenden, scheinbar freien Leben liefern die Kandidatinnen aus allen Gesellschaftsschichten. Sehr charakteristisch schildert die Zustände in der deutschen Reichshauptstadt ein Roman von Hans Wachenhusen.*) Der Verfasser läßt sich über den Zweck seines Romans also aus: „Mein Buch spricht namentlich von den Opfern des weiblichen Geschlechts und der zunehmenden Entwerthung desselben durch die Unnatur unserer gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse, durch eigene Schuld, durch Vernachlässigung der Erziehung, durch das Bedürfniß nach Luxus und das steigende, leichtfertige Angebot auf dem Markte des Lebens. Es spricht von der wachsenden Ueberzähligkeit dieses Geschlechts, die täglich hoffnungsloser macht, was geboren wird, aussichtsloser, was heranwächst. . . . Ich schrieb, wie etwa der Staatsanwalt den Lebenslauf eines Verbrechers zusammenstellt, um daraus die Schuld desselben zu resumiren. Versteht man also unter dem Roman etwas Erfundenes, das straffreie Gegentheil der Wahrheit,

*) „Was die Straße verschlingt." Sozialer Roman in 3 Bänden. A. Hofmann & Comp. Berlin.

so ist in diesem Sinne das Nachfolgende kein Roman, sondern ein wahres Lebensbild ohne Retouche." Nun, in Berlin sind die Verhältnisse nicht besser und nicht schlechter als in andern Großstädten. Ob das griechisch-orthodoxe Petersburg, oder das katholische Rom, das christlich-germanische Berlin oder das heidnische Paris, das puritanische London oder das lebenslustige Wien mehr dem alten Babylon gleichen, ist schwer zu unterscheiden. Die gleichen sozialen Zustände erzeugen die gleichen Erscheinungen. „Die Prostitution besitzt ihre geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze, ihre Hilfsquellen, ihre Rekrutirungsorte (various resorts) von der ärmsten Hütte bis zum glänzendsten Palast; ihre zahllosen Grade und zwar vom niedrigsten bis zum verfeinertsten und kultivirtesten; sie hat ihre speziellen Vergnügungen und öffentlichen Zusammenkunftsorte; ihre Polizei, ihre Hospitäler, ihre Gefängnisse und ihre Literatur." *) „Wir feiern nicht mehr die Feste der Osiris, die Bacchanalien und die indischen Orgien im Frühlingsmonat, aber in Paris und andern großen Städten überläßt man sich im Dunkel der Nacht, hinter den Mauern der öffentlichen und der Privathäuser Orgien und Bacchanalien, welche die kühnste Feder nicht zu beschreiben wagt." **)

Unter solchen Verhältnissen hat der Handel mit Frauenfleisch großartige Dimensionen angenommen. Er wird auf größter Stufenleiter und in der bestorganisirtesten Weise, selten bemerkt von den Augen der Polizei, mitten in den Stätten der Zivilisation und Kultur betrieben. Ein Heer von Maklern, Agenten, Transporteuren männlichen und weiblichen Geschlechts betreibt das Geschäft mit derselben Kaltblütigkeit, als handle es sich um irgend eine andere Waare. Legitimationen werden gefälscht und Zertifikate ausgestellt, welche eine genaue Beschreibung der Qualifikation der einzelnen „Stücke" enthalten, und an die Transporteure zur Anweisung für die Käufer behändigt werden. Der Preis richtet sich, wie bei jeder andern Waare, nach der Qualität, und werden die einzelnen Kategorien nach dem Geschmack und den Anforderungen der Kundschaft in den verschiedenen Orten und Ländern assortirt und expedirt. Durch die raffinirtesten Manipulationen sucht man den Nachstellungen und der Aufmerksamkeit der Polizei zu entgehen, nicht selten aber werden auch große Summen angewandt, um das Auge der

*) Dr. Elisabeth Blackwall: „The moral education".
**) Mantegazza: L'Amour dans l'humanité.

Wächter des Gesetzes zu schließen. Einige solcher Fälle sind namentlich in Paris konstatirt worden.

Deutschland genießt speziell den Ruhm, den Frauenmarkt für die halbe Welt abzugeben. Der dem Deutschen innewohnende Drang zum Wandern scheint auch einen Theil der deutschen Frauen zu beseelen, so daß sie mehr als die Frauen jedes andern Volkes ihr Kontingent für die Versorgung der internationalen Prostitution stellen. Deutsche Frauen bevölkern die Harems der Türken wie die öffentlichen Häuser vom Innern Sibiriens bis nach Bombay, Singapore und New-York. In seinem Reisewerk: „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien" spricht sich der Verfasser W. Joest über den deutschen Mädchenhandel also aus: „Man ereifert sich in unserm moralischen Deutschland oft über den Sklavenhandel, den irgend ein westafrikanischer Negerfürst treibt, oder über die Zustände in Kuba und Brasilien und sollte sich lieber doch des Balkens im eigenen Auge erinnern, denn in keinem Lande wird mit weißen Sklavinnen in solcher Weise gehandelt, aus keinem Lande wird so viel dieser lebenden Waare exportirt, wie gerade aus Deutschland und Oesterreich. Der Weg, den diese Mädchen nehmen, läßt sich ganz genau verfolgen. Von Hamburg werden dieselben nach Südamerika verschifft, Bahia, Rio de Janeiro erhält seine Quote, der größte Theil aber ist für Montevideo und Buenos-Ayres bestimmt, während ein kleiner Rest durch die Magellaenstraße bis Valparaiso geht. Ein anderer Strom wird über England oder direkt nach Nordamerika dirigirt, kann aber hier nur schwer mit dem einheimischen Produkt konkurriren, er vertheilt sich daher den Mississippi hinab bis nach New-Orleans und Texas oder gen Westen nach Kalifornien. Von dort aus wird die Küste bis Panama hinunter versorgt, während Kuba, Westindien und Mexiko ihren Bedarf von New-Orleans beziehen. Unter dem Titel „Böhminnen" werden weitere Schaaren deutscher Mädchen über die Alpen nach Italien exportirt und dann weiter südlich nach Alexandrien, Suez, Bombay, Kalkutta bis Singapore, ja nach Hongkong bis Shanghai hin. Holländisch-Indien und Ost-Asien, zumal Japan, sind schlechte Märkte, da Holland in seinen Kolonien keine weißen Mädchen dieser Sorte duldet und in Japan die Töchter des Landes selbst zu hübsch und billig sind; auch verdirbt amerikanische Konkurrenz von San Franzisko aus die günstige Konjunktur. Rußland wird von

Ostpreußen, Pommern und Polen aus versorgt. Die erste Station ist meistens Riga. Hier assortiren sich die Petersburger und Moskauer Händler und schicken ihre Waare in großen Quantitäten nach Nischnij-Nowgorod bis über den Ural nach Irbit und Krestofsky, ja bis ins innerste Sibirien hinein; so traf ich z. B. ein deutsches auf diese Weise verhandeltes Mädchen in Tschita. Dieser großartige Handel ist vollkommen organisirt, er wird durch Agenten und Handlungsreisende vermittelt, und wenn das Auswärtige Amt des Deutschen Reiches einmal hierüber Berichte seiner Konsuln verlangen würde, so ließen sich recht interessante statistische Tabellen feststellen."

Aehnliche Klagen kommen auch von anderer Seite, was Veranlassung wurde, daß der deutsche Reichstag in seiner Session von 1882 auf 1883 den Beschluß faßte, den Reichskanzler zu ersuchen, der von Holland ausgehenden Aufforderung, auf Beschränkung und Unterdrückung dieses schmählichen Handels zu wirken, sich anzuschließen. Ein Vertrag wurde auch mittlerweile abgeschlossen, aber ein durchschlagender Erfolg dieser Maßregeln ist aus hundert Gründen sehr zweifelhaft.

Die Zahl der Prostituirten anlangend, so läßt sich dieselbe sehr schwer schätzen, genau gar nicht angeben. Die Polizei ist im Stande, annähernd die Zahl derjenigen Frauen festzustellen, deren hauptsächlichster Erwerb die Prostitution ist, sie vermag dies aber nicht von der viel größeren Zahl jener, die sie als theilweisen Erwerb benutzen. Immerhin sind die annähernd bekannten Zahlen erschreckend hoch. Nach v. Oettingen wurde die Zahl der Prostituirten in London schon Ende der sechziger Jahre auf 80,000 geschätzt. In Paris beträgt die Zahl der polizeilich kontrolirten Frauen wenig über 4000, aber die Zahl aller Prostituirten wird nach einer Statistik, die 1889 der Pariser Munizipalrath veranstaltete, auf 120,000 angegeben. In Berlin sollen ungefähr 3000 Prostituirte unter der Kontrole der Polizei stehen, aber nach v. Oettingen betrug schon 1871 die der Berliner Polizei als Prostituirte bekannten oder verdächtigen Frauen 15,065, und da im Jahre 1876 allein 16,198 Frauen wegen Uebertretung der sittenpolizeilichen Reglements arretirt wurden, so werden diejenigen nicht zu hoch greifen, welche die Zahl der Prostituirten Berlins auf mindestens 40—50,000 schätzen. In Hamburg war 1860 jede neunte über fünfzehn Jahre alte Frau

eine Prostituirte; und in Leipzig gab es um jene Zeit 564 polizeilich kontrolirte Frauen, aber die Zahl der wesentlich oder ausschließlich von der Prostitution lebenden schätzte man auf 2000. Diese haben sich mittlerweile sehr bedeutend vermehrt. Man sieht, es sind ganze Frauen-Armeen, welche die Prostitution als Lebensunterhalt betrachten und dementsprechend ist denn auch die Zahl der Opfer, die Krankheiten und Tod erfordern.

Was ferner die Zahl der Prostituirten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in allen größern Städten und Industriebezirken bedeutend vermehrt, sind die hereinbrechenden ökonomischen Krisen. Mit der Konzentration der Industrie, d. h. der Entwicklung und Verbesserung der Maschinerie, tritt immer schärfer die Tendenz der kapitalistischen Produktionsweise hervor, die erwachsenen Arbeiter zu beseitigen und an ihrer Stelle neben Kindern und jugendlichen Arbeitern Frauen zu beschäftigen. So war, um nur ein Beispiel anzuführen, im Jahre 1861 in England in den der Fabrikakte unterworfenen Industrien die Zahl der beschäftigten weiblichen Arbeitskräfte 308,278 neben 467,261 männlichen. Aber im Jahre 1868, in welchem die Gesammtzahl der Arbeiter dieser Industrien auf 857,964 gewachsen war, betrug die Zahl der weiblichen Arbeitskräfte 525,154, die der männlichen nur 332,810. Die weiblichen „Hände" hatten sich also innerhalb sieben Jahren um die kolossale Zahl von 216,881 vermehrt, die der männlichen „Hände" um 134,551 vermindert. Seitdem aber ist die Zahl der beschäftigten Frauen ganz gewaltig gewachsen, wie noch weiter unten nachgewiesen werden soll. Treten nun Krisen ein, wie sie in der bürgerlichen Welt zur Nothwendigkeit geworden sind, so suchen die beschäftigungslos gewordenen Frauen vielfach in der Prostitution ihr Heil, und einmal dieser verfallen, gehen sie meist zu Grunde. Nach einem Briefe des Ober-Konstablers Bolton vom 31. Oktober 1865 an einen Fabrik-Inspektor hatte sich in Folge der englischen Baumwollenkrise, hervorgerufen durch den nordamerikanischen Sklavenbefreiungskrieg, die Zahl der jungen Prostituirten mehr vermehrt, als in den letzten 25 Jahren zuvor.*)

Nun sind die mit der Prostitution zunehmenden Geschlechtskrankheiten von den verheerendsten Wirkungen. In England sind von 1857—1865 nachweisbar über 12,000 daran gestorben, unter welchen sich nicht weniger als 69% Kinder unter einem Jahre be-

*) Karl Marx: „Das Kapital." II. Auflage. S. 480.

fanden, die der elterlichen Ansteckung zum Opfer fielen. Schon damals schätzte S. Holland die Zahl der jährlich angesteckten Personen im Vereinigten Dreikönigreich auf 1,652,500.

Ueber die Ursachen, die vorzugsweise die Frauen zur Prostitution treiben, hat der Pariser Arzt Parent-Duchatelet eine interessante Statistik aufgestellt, die über 5000 Prostituirte Auskunft giebt. Unter diesen 5000 befanden sich 1440, die aus Mangel und Elend zu diesem Erwerbe griffen, 1250 waren eltern- und mittellos, also gleichfalls in Noth, 80 prostituirten sich, um arme alte Eltern zu ernähren, 1400 waren von ihren Liebhabern verlassene Konkubinen, 400 von Offizieren und Soldaten verführte und nach Paris verschleppte Mädchen, 280 waren von ihren Liebhabern im Schwangerschaftszustand Verlassene. Diese Zahlen und Rubriken sprechen sehr deutlich.

Die elende Bezahlung, welche dem größten Theil der weiblichen Arbeiterinnen zu Theil wird, ist eine solche, von der sie nicht zu leben vermögen, und die sie auf Nebenverdienste durch die Prostitution hinweist. Ein großer Theil der Prostituirten rekrutirt sich aus denjenigen Gewerben, in welchen die Arbeiterinnen besonders schlecht bezahlt sind, ja in vielen Geschäften werden sie extra schlecht bezahlt in der Erwartung, daß sie „Freunde" finden werden, die ihnen den nöthigen Zuschuß leisten. Ein großer Theil der Schauspielerinnen, deren Garderobekosten zu ihrem Gehalt im krassesten Mißverhältniß steht, ist auf eine solch schmutzige Erwerbsquelle angewiesen*) und das Gleiche gilt von zahlreichen Mädchen, die sich als Verkäuferinnen und dergleichen vermiethen. Giebt es doch Unternehmer, die infam genug sind, mit dem Hinweis auf die Unterstützung durch „Freunde" die Niedrigkeit des Lohnes zu entschuldigen. So brachte im Herbst 1889 die „Sächs. Arb.-Zeit." in Dresden eine bezügliche Notiz, die diese Verhältnisse ins klarste Licht setzte. „Eine gebildete, junge Dame, infolge eines Lungenleidens längere Zeit außer Stellung, suchte nach Gesundung Stellung irgend welcher Art; sie war Gouvernante. Es wollte sich augenblicklich nichts Passendes finden, deshalb sie gesonnen war, die erste Stellung irgend

*) Im Herbst 1890 wurde öffentlich in Berlin konstatirt, daß eine nicht unbefähigte Schauspielerin an einem bekannten Theater mit 100 M. monatlicher Gage angestellt wurde, daß aber die Ausgaben für Garderobe in einem Monat sich auf 1000 Mark beliefen. Das Defizit mußte eben ein „Freund" decken.

welcher Art, die sich biete, anzunehmen. Sie stellte sich zunächst bei Herrn .... vor. Da sie mehrere Sprachen fertig spricht, hätte sie auch ankommen können, aber der Lohn von monatlich dreißig Mark schien ihr zu gering, um damit auskommen zu können. Sie erklärt dieses Herrn .... und derselbe giebt ihr zur Antwort, daß seine Mädchen meistens soviel gar nicht bekämen, sondern 15—20 Mark höchstens, sie kämen aber alle recht gut durch, indem Jede einen guten Freund habe, der nachhülfe. In derselben Weise hat sich auch Herr .... ausgesprochen. Selbstverständlich hat die Dame weder in dem einen, noch in dem andern Geschäft Stellung angenommen." Fälle, daß jungen Damen, die mehrerer fremden Sprachen mächtig waren und die Buchhaltung verstanden, für eine entsprechende kaufmännische Stelle 30 M. per Monat geboten und gezahlt wurden — also ein wahrer Hungerlohn, der zum großen Theil durch die Kosten der Garderobe aufgebraucht wird — sind uns aus eigener Wissenschaft bekannt. Nähterinnen, Schneiderinnen, Modistinnen, Verkäuferinnen, Fabrikarbeiterinnen aller Art, in der Kopfzahl von Hunderttausenden, befinden sich in ähnlicher Lage. Arbeitgeber und ihre Beamte, Kaufleute, Fabrikherren, Gutsbesitzer ꝛc., die weibliche Arbeiter und Bedienstete haben, betrachten es nicht selten als eine Art Privilegium, diese ihren Lüsten dienstbar zu sehen. Unsere frommen Konservativen lieben es besonders, die Verhältnisse auf dem Lande als eine Art Idylle in sittlicher Beziehung gegenüber den Großstädten und Industriebezirken auszuspielen. Daß sie das nicht sind, weiß Jeder, der die Verhältnisse kennt; das bestätigt denn auch ein Vortrag, den ein sächsischer Rittergutsbesitzer im Herbst 1889 hielt, über welchen sächsische Provinzialblätter also berichteten:

„Grimma. Der Rittergutsbesitzer Dr. v. Wächter auf Röcknitz hat kürzlich in einer Diözesan-Versammlung, welche hierselbst stattfand, einen Vortrag gehalten über die geschlechtliche Unsittlichkeit in unseren Landgemeinden und dabei die hiesigen Verhältnisse nicht gerade rosig geschildert. Mit großer Offenheit erkannte der Vortragende bei dieser Gelegenheit an, daß vielfach auch die Arbeitgeber, selbst die verheiratheten, mit ihrem weiblichen Gesinde in sehr intimen Beziehungen stehen, deren Folgen dann entweder durch Zahlung von Geld beglichen oder durch ein Verbrechen dem Auge der Welt entzogen würden. Leider dürfe man es sich nicht verhehlen, daß die

Unsittlichkeit in den Landgemeinden nicht allein durch Mädchen, die als Ammen in der Stadt das Gift in sich aufgenommen haben, und durch Burschen, die es beim Militärdienst kennen gelernt, großgezogen werde, sondern daß leider auch durch die gebildeten Kreise, durch Verwalter auf den Rittergütern und durch Offiziere bei Gelegenheit der Truppenübungen die Sittenlosigkeit auch auf das Land hinausgetragen werde. Wie Herr Dr. v. Wächter mittheilte, soll es thatsächlich hier auf dem Lande nur wenig Mädchen geben, die 17 Jahre alt werden, ohne gefallen zu sein." Wir denken das ist deutlich. Das jus primae noctis des mittelalterlichen Feudalherrn besteht in anderer Gestalt heute fort. Die Söhne unserer „besitzenden und gebildeten Klassen" sehen es zum guten Theil als ein ihnen zustehendes Recht an, die Töchter des Volkes zu verführen und dann im Stiche lassen zu dürfen. Nur zu leicht fallen die rasch vertrauenden lebens- und erfahrungsunkundigen, dazu meist freud- und freundlosen Töchter des Volks der Verführung, die sich in glänzender, einschmeichelnder Gestalt ihnen naht, zum Opfer. Enttäuschungen und Jammer und schließlich Verbrechen sind die Folge. Die Frauenselbstmorde und Kindesmorde verdanken diesen Ursachen hauptsächlich ihren Grund. Die zahlreichen Gerichtsverhandlungen wegen Kindesmorde geben ein düsteres, lehrreiches Bild. Das verführte, schmählich verlassene, hilflos in die Verzweiflung und Schande gestoßene Weib greift zum Aeußersten, tödtet seine Leibesfrucht, wird prozessirt, erhält Zuchthaus oder wird guillotinirt. Der gewissenlose Mörder — geht straflos aus, heirathet vielleicht kurz darauf die Tochter einer „honetten, rechtschaffenen" Familie und wird ein sehr geehrter, frommer, braver Mann. Es läuft Mancher umher in Ehren und Würden, der seine Ehre und sein Gewissen in solcher Weise besudelte. Hätten die Frauen in der Gesetzgebung ein Wort mitzusprechen, nach dieser Richtung würde Manches anders.

Am Grausamsten verfährt, wie schon angeführt, die französische Gesetzgebung, welche die Frage nach der Vaterschaft verbietet, dafür aber die Findelhäuser gründete. Der bezügliche Beschluß des Konvents vom 28. Juni 1793 lautet: La nation se charge de l'education physique et morale des enfants adandonnés. Désormais, ils seront designes sous le seul nom d'orphelins. Aucune autre qualification ne sera permis." (Die physische und moralische Erziehung der ver-

lassenen Kinder ist Sache der Nation. Sie werden von Stund an unter dem einzigen Namen Waisen bezeichnet werden. Keine andere Bezeichnung ist erlaubt.) Das war bequem für die Männerwelt, deren Verpflichtung im Einzelnen auf die Gesammtheit abgewälzt wurde und sie öffentlich und vor ihren Frauen nicht bloßstellte. Man errichtete dementsprechend in allen Provinzen des Landes Waisen- und Findelhäuser. Die Zahl der Waisen und Findlinge belief sich im Jahre 1833 auf 130,945, und wurde jedes zehnte Kind als ein eheliches geschätzt. Da aber diese Kinder keine besonders gute Pflege empfangen, ist ihre Sterblichkeit sehr groß. Es starben damals im ersten Lebensjahr volle 59 %, also über die Hälfte, bis zum 12. Lebensjahr starben 78 %, so daß von je 100 nur 22 ein Alter von über 12 Jahren erreichten.

Aehnliche Verhältnisse bestehen in Oesterreich und Italien, wo die „humane" Gesellschaft diese Kindesmord-Anstalten ebenfalls begründete. „Ici on fait mourir les enfants" (hier tödtet man die Kinder) soll ein Monarch als passende Inschrift für die Findelhäuser empfohlen haben. Die Geschichte erzählt nicht, daß der Mann durch Anordnung besserer Pflege und besseren Schutzes den Massenmord dieser kleinen Wesen zu verringern versuchte. In Preußen, in welchem es keine Findelhäuser giebt, starben Anfangs der sechziger Jahre von den ehelichen Kindern im ersten Lebensjahre 18,88 %, uneheliche 33,11 %, also nahezu doppelt so viel uneheliche als eheliche, aber doch erheblich weniger, als in den französischen Findelhäusern. In Paris starben auf 100 legitime Kinder 193 illegitime, auf dem Lande sogar 215. Die italienische Statistik zeigt folgendes Bild. Es starben von je zehntausend Lebendgeborenen

	1881	1882	1883	1884	1885
eheliche Kinder					
im 1. Lebensmonat	751	741	724	698	696
„ 2.—12. „	1027	1172	986	953	1083
uneheliche Kinder					
im 1 Lebensmonat	2092	2045	2139	2107	1813
„ 2.—12. „	1387	1386	1486	1437	1353

Die Differenz in der Sterblichkeit zwischen ehelichen und unehelichen Kindern macht sich namentlich im ersten Lebensmonat bemerkbar,

in dieſem iſt die Sterblichkeit der unehelich geborenen durchſchnittlich dreimal ſo groß als die der ehelich geborenen. Mangelnde Pflege während der Schwangerſchaft, ſchwächliche Geburt und ſchlechte Pflege nach derſelben ſind die ſehr einfachen Urſachen. Mißhandlungen, die berüchtigte „Engelmacherei", helfen die Opfer vermehren. Die Zahl der todtgeborenen Kinder iſt bei den unehelich geborenen doppelt ſo groß als bei den ehelichen, hauptſächlich wohl durch die Verſuche der Mütter, ſchon während der Schwangerſchaft den Tod des Kindes herbeizuführen. Die überlebenden Unehelichen rächen ſich an der Geſellſchaft für die ihnen widerfahrene Mißhandlung, indem ſie einen ungewöhnlich großen Prozentſatz zu den Verbrechern aller Grade ſtellen.

Ein anderes Uebel, das ſich aus dieſem Zuſtand der Dinge immer mehr entwickelt, muß ebenfalls noch kurz berührt werden. Ein Uebermaß geſchlechtlicher Genüſſe wirkt noch ſchädlicher, als ein Zuwenig. Auch ohne eigentliche veneriſche Krankheiten wird ein mißhandelter Organismus zu Grunde gehen, insbeſondere ſind Impotenz, Unfruchtbarkeit, Rückenmarksleiden, Blödſinn oder doch geiſtige Abſtumpfung und viele andere Krankheiten die Folge. Maßhalten im Geſchlechtsverkehr iſt ebenſo nöthig wie im Eſſen und Trinken und bei andern menſchlichen Bedürfniſſen. Aber Maßhalten iſt namentlich für die Jugend ſchwer. Daher die große Zahl „jugendlicher Greiſe" grade in den „höheren" Geſellſchaftsſchichten. Die Zahl junger und alter Roués iſt enorm und alle haben ein Bedürfniß, weil durch Uebermaß abgeſtumpft und überſättigt, nach beſonderen Reizungen. Die einen verfallen den Widernatürlichkeiten des griechiſchen Zeitalters, die andern ſuchen die Anreizung im Mißbrauch von Kindern. Die ſogenannten „liberalen Erwerbe", die durchſchnittlich von Angehörigen der höheren Klaſſen ausgeübt werden, liefern zu den kriminellen Verbrechen 5,0 %, aber zu den Nothzuchtsverbrechen gegen Kinder liefern ſie 12,9 %, und dieſer Prozentſatz würde noch höher ſein, wenn man in jenen Kreiſen nicht reichliche Mittel hätte, das Verbrechen zu verdecken und zu verſtecken, ſo daß wohl die Mehrzahl der Fälle unentdeckt bleibt.

Die moraliſchen Fortſchritte in unſerer beſten aller Welten zeigen ſich in dem Kulturland par excellence, in England, in folgender Tabelle. Man zählte in England:

	Unsittliche Gewaltthätigkeiten.	Todesfälle in Folge von Syphilis.	Geisteskranke.
1861	280	1345	39 647
1871	315	1995	56 755
1881	370	2334	73 113
1882	466	2478	74 842
1883	390	—	76 765
1884	510	—	—
Zunahme seit 1861	82 Prozent	84 Prozent	98 Prozent.

Das ist eine erschreckende Zunahme der Erscheinungen, die auf die zunehmende physische und moralische Zerrüttung der englischen Gesellschaft schließen lassen. In Deutschland stellten sich die Verurtheilungen wegen Unzucht und Nothzucht in den Jahren 1882—1888 folgendermaßen:

	Zahl der Verurtheilten	männlich	weiblich	noch nicht 18 Jahre alt
1882	2918	2893	25	658
1883	2771	2745	26	532
1884	2792	2775	22	623
1885	2896	2877	19	600
1886	3221	3199	22	622
1887	3169	3139	30	675
1888	3088	3062	26	646

Die Zunahme der Sittlichkeitsverbrechen und Vergehen ist also auch in Deutschland vorhanden, wenn auch in erheblich geringerem Maße als in England.

Die beste Statistik über die venerischen Krankheiten und ihre Entwicklung besitzt Dänemark und hier wieder Kopenhagen. In der letzteren Stadt entwickelten sich die venerischen Krankheiten unter spezieller Berücksichtigung der Syphilis folgendermaßen:

	Bevölkerung	venerische Krankheiten	darunter Syphilis
1874	196 000	5505	836
1879	227 000	6299	934
1885	290 000	9325	1866

Unter dem Personal der Flotte in Copenhagen stieg die Zahl

der venerischen Krankheiten innerhalb der erwähnten Periode um 122,4 pCt., im Heere für die gleiche Zeit sogar um 227 pCt.*) Und wie stehen die Dinge in Paris? Vom Jahre 1872 bis zum Jahre 1888 betrug die Zahl der an venerischen Krankheiten verpflegten Personen in den Spitälern du Midi, de Lourcine und de Saint Louis 118223, worunter 60438 an Syphilis und 57795 an andern venerischen Krankheiten litten. Außerdem betrug die Zahl Derjenigen, welche von außen alljährlich die Kliniken der genannten 3 Hospitäler in Anspruch nahmen, durchschnittlich 16385 Venerische.**)

Wir sehen also, wie in Folge unserer sozialen Zustände Laster, Ausschweifungen, Vergehen und Verbrechen aller Art erzeugt werden. Die ganze Gesellschaft wird in einem Zustande der Unruhe erhalten. Unter diesen Zuständen leiden aber die Frauen am Meisten.

Zahlreiche Frauen fühlen dies und suchen Abhilfe. Sie verlangen in erster Linie möglichste ökonomische Selbständigkeit und Unabhängigkeit; sie verlangen, daß die Frau so gut als der Mann zu allen Thätigkeiten zugelassen werde, zu denen ihre körperlichen und geistigen Kräfte und Fähigkeiten sich eignen; sie verlangen insbesondere auch die Zulassung zu dem mit dem Namen der „liberalen Erwerbe" bezeichneten Bethätigungen. Sind diese Bestrebungen berechtigt? Sind sie ausführbar? Helfen sie? Das sind die Fragen die sich jetzt aufdrängen. Sehen wir weiter zu.

Die Erwerbsstellung der Frau. Ihre geistigen Fähigkeiten. Der Darwinismus und der Sozialzustand der Gesellschaft.

Das Bestreben der Frauen nach selbständigem Erwerb und persönlicher Unabhängigkeit ist bis zu einem gewissen Grade von der bürgerlichen Gesellschaft als „berechtigt" anerkannt worden, ganz so, wie das Bestreben der Arbeiter nach freier Bewegung. Der Grund für dieses Entgegenkommen war das Klasseninteresse der Bourgeoisie. Die Bourgeoisie braucht die Freigabe der männlichen und weiblichen Arbeitskraft, um die Großproduktion aufs Höchste

*) Die Venerischen Krankheiten in Dänemark von Dr. Giesing Genf, 1889.

**) Bericht der Gesundheits-Kommission über die Organisation der Gesundheitspflege bezüglich der Prostitution in Paris, gerichtet an den Pariser Gemeinderath 1890.

entwickeln zu können. Und in dem Maße wie die Maschinerie sich vervollkommnet, der Produktionsprozeß in immer mehr Einzelverrichtungen sich theilt und geringere technische Ausbildung erfordert, andererseits die Konkurrenz der Industriellen untereinander und der Konkurrenzkampf ganzer Produktionsgebiete — Land gegen Land, Erdtheil gegen Erdtheil — sich steigert, wird insbesondere die Zahl der Frauen in der Industrie zunehmen.

Die speziellen Ursachen, die zu dieser stets steigenden Anwendung der Frauen in einer stets steigenden Menge von Arbeitszweigen führen, sind schon weiter oben ausführlicher dargelegt worden. In der Regel wird die Frau *neben dem Manne oder an seiner Statt dort Beschäftigung finden, wo ihre materiellen Anforderungen geringer sind, als jene des Mannes.* Ein anderer aus ihrer Natur als Geschlechtswesen hervorgehender Umstand, der sie zwingt, sich billiger anzubieten, ist, daß sie durchschnittlich öfter als der Mann körperlichen Störungen unterworfen ist, die eine Unterbrechung der Arbeit herbeiführen und bei der Kombination und Organisation der Arbeitskräfte, wie sie heute in der Großindustrie besteht, leicht unangenehme Störungen erzeugen. Schwangerschaft und Wochenbett verlängern solche Pausen. Der Unternehmer nutzt diesen Umstand aus und erwartet für die *ihm dadurch drohenden Unannehmlichkeiten einen doppelten Ersatz in erheblich geringeren Löhnen.*

Dagegen hat die Frauenarbeit, namentlich die verheiratheter Frauen — wie aus dem Zitat aus dem „Kapital" Seite 84 dieser Schrift zu ersehen ist — für den Unternehmer auch wieder ihren Anreiz. Die Frau ist, sobald sie verheirathet ist, als Arbeiterin noch „viel aufmerksamer und gelehriger", als die unverheirathete Frau; die Rücksicht auf ihre Kinder veranlaßt sie zur äußersten Anstrengung ihrer Kräfte, um den nothwendigsten Lebensunterhalt zu erwerben, und aus diesem Grunde läßt sie sich Manches bieten, was selbst die unverheirathete Frau sich nicht bieten läßt. Im Allgemeinen wagt die Arbeiterin nur ganz ausnahmsweise sich mit ihren Arbeitsgenossen zur Erlangung besserer Arbeitsbedingungen einzulassen, und das erhöht in den Augen des Unternehmers ihren Werth; sie bildet sogar in seinen Händen einen guten Trumpf gegen störrische männliche Arbeiter. Andererseits ist aber auch zweifellos, daß größere Geduld, gewandtere Fingerfertigkeit, ein entwickelterer Geschmackssinn sie für eine Menge Arbeiten weit geschickter macht als den Mann.

Alle diese weiblichen „Tugenden" weiß der tugendhafte Kapitalist voll zu würdigen, und so findet die Frau mit der Entwicklung unserer Industrie von Jahr zu Jahr ein immer größeres Anwendungsgebiet, aber — und das ist das entscheidende — *ohne ihre soziale Lage merkbar zu verbessern.* Wo die weibliche Arbeitskraft angewandt wird, setzt sie in der Regel männliche Arbeitskraft frei. Die so verdrängte männliche Arbeitskraft will leben, sie bietet sich zu einem geringeren Lohne an. Dieses Angebot drückt wieder auf die weiblichen Löhne. Das Herabdrücken des Lohnes wird fast eine Schraube ohne Ende, welche durch die stets in Umwälzung begriffene Technik des Arbeitsprozesses um so mehr in Bewegung gesetzt wird, da dieser Umwälzungsprozeß auch *weibliche* Arbeitskräfte freisetzt, die das Angebot von „Händen" weiter vermehren. Neu auftauchende Beschäftigungen und Industriezweige wirken dieser beständigen Erzeugung von relativ überschüssiger Arbeitskraft einigermaßen entgegen, aber nicht stark genug, um dauernd bessere Arbeitsbedingungen zu erzielen. Denn jedes Steigen des Lohnes über ein gewisses Maß veranlaßt den Unternehmer, auf weitere Verbesserung seiner Maschinerie zu sehen, die willenlose automatische Maschine an Stelle von menschlichem Hirn und menschlichen Händen zu setzen. Stand im Beginn der kapitalistischen Produktion der männliche Arbeiter nur dem männlichen Arbeiter auf dem Arbeitsmarkte gegenüber, dann wird jetzt Geschlecht gegen Geschlecht ausgespielt und in der Reihe weiter Alter gegen Alter. Die Frau verdrängt den Mann, und die Frau wird wieder durch die Kinderarbeit verdrängt. Das ist die „sittliche Ordnung" in der modernen Industrie.

Das Bestreben der Unternehmer, den Arbeitstag zu verlängern, um größeren Mehrwerth aus ihren Arbeitern zu pumpen, wird durch die geringere Widerstandskraft der weiblichen Arbeiter besonders erleichtert. Daher die Erscheinung, daß z. B. in allen Ländern der Welt in der Textilindustrie, in der die Frauen oft weit über die Hälfte der Gesammtzahl der Arbeitskräfte stellen, die Arbeitszeit *am längsten* ist. Von Hause aus durch die häusliche Thätigkeit gewohnt, daß es für die Arbeitszeit kein Maß giebt, lassen die Frauen die gesteigerten Anforderungen über sich ergehen, ohne Widerstand zu leisten. In andern Erwerbszweigen, Putzmacherei, Blumenfabrikation 2c., in welchen Handarbeit überwiegt, verderben sie sich Löhne und Arbeitszeit damit, daß sie Extraarbeiten

mit nach Hause nehmen, dort bis Mitternacht und länger sitzen und nicht beachten, daß sie dadurch nur sich selbst Konkurrenz machen und in Folge davon, wenn der Monat um ist, bei 16stündiger Arbeitszeit nur verdienten, was sie bei geregelter 10- oder 11stündiger Arbeitszeit auch verdienen mußten.

Welche enorme Anwendung die Frauenarbeit allmälig in der Industrie erlangt hat, ist schon mehrfach durch Zahlen hervorgehoben worden. Eine Reihe weiterer Thatsachen mögen dieses noch klarer stellen.

Zu den industriereichsten Ländern Deutschlands gehört das Königreich Sachsen. Hier hat sich in dem Zeitraum von 1883 bis 1889 das Wachsthum und das Verhältniß der erwachsenen männlichen und weiblichen, über 16 Jahre alten Arbeiter in den der Gewerbeinspektion unterstellten Betrieben also gestaltet. Es gab:

	männl. Arbeiter	weibl. Arbeiter
1883:	141 539	72 716
1889:	204 108	97 878
	+ 62 569	+ 25 162

Hiernach bleibt die Vermehrung die Zahl der weiblichen Arbeiter hinter jener der Männer zwar zurück, dafür haben sie aber in gewissen Industrien, wie z. B. in der Textilindustrie, die Zahl der beschäftigten Männer überflügelt. In Elsaß-Lothringen betrug im Jahre 1889 in 794 der Inspektion unterstellten Betrieben die Zahl der männlichen Arbeiter 64 612, die der weiblichen 36 356; davon entfielen auf die Textilindustrie 29 496 männliche und 31 216 weibliche Personen und waren von den erwachsenen Arbeiterinnen 27,7 Prozent verheirathet. In der Zigarrenindustrie Badens wurden nach einer Statistik des dortigen Gewerbeinspektors im Jahre 1889: 9866 erwachsene weibliche Arbeiter und 4656 erwachsene männliche beschäftigt, die ersteren betrugen 52,65 Prozent der beschäftigten Personen, die letzteren 24,85 Prozent. Unter den Arbeiterinnen gab es 3683 oder 37,4 Prozent verheirathete, aber in einzelnen Orten war der Prozentsatz der verheiratheten Arbeiterinnen weit stärker, er betrug z. B. in der Gemeinde Herboldsheim 55,4 Prozent. Im Aufsichtsbezirk Reuß j. L. waren von den beschäftigten Arbeiterinnen

	verheirathet:	ledig:	überhaupt:	in Prozenten:
1887:	1875	2140	4015	46,7
1888:	1971	2559	4530	43,5
1889:	2267	2605	4872	46,5 *)

Nach der Gewerbezählung im Jahre 1888 gab es in ganz Deutschland unter 7340789 gewerblich thätigen Personen 1509167 Frauen, gleich 20,6 Prozent. Dabei trat die interessante Thatsache hervor, daß es keinen Industriebetrieb giebt, in dem die Frauen nicht vertreten sind, sei es auch in noch so geringer Zahl. So waren unter Anderem beschäftigt bei:

	Männer	Frauen	Prozent
Handelsgewerbe	536221	181296	25,2
Bedienung und Erquickung	172841	141407	45,0
Lohn- und Botendienst	9212	3265	26,2
Spinnerei	69272	100459	60,0
Weberei	336400	155396	32,0
Stickerei und Wirkerei	42819	31010	42,0
Spitzenfabrikation und Häkelei	5676	30204	84,0
Posamentierfabrikation	13526	17478	56,4
Buchbindereien und Kartonnagenfabriken	31312	10409	25,0
Papierfabrikation	37685	20847	35,6
Tabakfabrikation	64477	48919	43,1
Verfertigung von Kleidung, Wäsche, Putz	279978	440870	61,2

Aber die Frau ist, indem sie in der Industrie thätig ist, auch zu der für ihren Organismus besonders anstrengenden Nachtarbeit verpflichtet. Nach offiziellen Mittheilungen, die 1888 in der Arbeiterschutzkommission des deutschen Reichstags mitgetheilt wurden, kommt die Nachtarbeit der Frauen bald regelmäßig, bald zeitweilig in folgenden Industrien vor. In Glashütten, Spiegelmanufakturen, Briquettfabriken, Zementfabriken, Eisenhütten, Zinkhütten, Porzellanknopffabriken, Papier- und Pappenfabriken, Holzschleifereien, Spinnereien und Webereien, Tuch- und Flanellfabriken, Wollwäscherei und Kämmerei, Netzfabriken, chemische Fabriken, Zuckerraffinerien, Stärkefabriken, Buchdruckereien (für Zeitungen), Rübenzuckerfabriken,

*) Amtliche Mittheilungen aus den Jahresberichten der Gewerbeinspektoren, zusammengestellt durch das Reichsamt des Innern. Berlin 1890.

Krautfabriken, Zichorienfabriken, Ziegeleien, Steingutfabriken, Bleiwaarenfabriken, Spielwaarenfabriken, Holz- und Schnitzstoffverarbeitung, Teppichfabriken, Strumpfwaarenfabriken, Schirmfabriken, einzelne Zweige der Bekleidungsindustrie, Färbereien und Appreturanstalten, Bettfedern-Reinigungsanstalten, Chokolade- und Zuckerwaarenfabriken, Lebkuchenfabriken, Konserven- und Fleischwaarenfabriken. Zeitweilige Nachtarbeit kommt in der Mehrzahl aller Industriezweige vor, am Meisten in der Textil- und Papierindustrie.

Man sieht, die schöne Theorie unserer Philister, mit welcher sie alle emanzipatorischen Bestrebungen für die Frauen glauben niederschlagen zu können, nämlich die Theorie, die Frau gehöre in's Haus, nimmt sich angesichts der angeführten Thatsachen gar sonderbar aus. In unserem vorgeschrittensten Industriestaat, in England, in welchem auch die Gewerbestatistik etwas weiter fortgeschritten ist, als bei uns, zeigt sich die Entwicklung der Frauenarbeit in der Industrie noch deutlicher. Dort gab es in der Baumwollindustrie

	1861	1871	1881
Beschäftigte Männer:	202 540	192 881	189 651
Beschäftigte Frauen:	264 166	286 258	310 374

Die Zahl der Männer hatte sich also in diesem Zeitraum um 12 889 vermindert, die der Frauen gleichzeitig um 46 208 vermehrt. Ganz ähnliche Bilder liefern andere Industrien. In der Wollzeugfabrikation kamen 1871 auf 100 Männer 79 Frauen, 1881 aber 102 Frauen. Weiter kamen auf je 100 Männer

	1871	1881	
in der Papierfabrikation:	65	80	Frauen,
in der Buchdruckerei:	2	4	„
in der Buchbinderei:	95	111	„
in der Schreibmaterialienbranche:	34	53	„
in dem Buchhandel:	15	17	„
in der Kammgarn- und Tuchindustrie:	102	180	„
in der Schneiderei:	33	100	„
in der Schuhmacherei:	13	20	„

Wir könnten diese Zahlenreihe noch bedeutend verlängern, die angeführten Beispiele genügen. Im Ganzen waren 1881 in England über 4½ Millionen Frauen gewerblich beschäftigt. Manche Gewerbe beherrschen sie fast ganz. So kamen z. B. auf 100 Männer in der Stahlfedererzeugung 1138 Frauen, in der Kouverterzeugung 1105, in der Strohflechterei 800, in der Handschuh- und Knopf-

fabrikation 600, beim Poliren von Metallen 500 u. s. w. In welchem Maße in der Schweiz die industrielle Frauenarbeit schon 1886 entwickelt war, zeigen folgende Angaben des „Bund". Darnach wurden beschäftigt

	Männer	Frauen
in der Seidenindustrie:	11 771	51 352
in der Baumwollindustrie:	18 320	23 846
in der Leinen- und Halbleinenindustrie:	5 553	5 232
in der Stickerei:	15 724	21 000

Insgesammt waren in der Textilindustrie 103 452 Frauen neben 52 838 Männern thätig und konstatirt der „Bund" ausdrücklich, daß es kaum einen Beruf in der Schweiz gebe, in dem Frauen nicht anzutreffen seien. Im schweizerischen Fabrikinspektoren-Bericht für 1888 und 1889 hebt der Inspektor des I. Kreises, Dr. F. Schuler hervor, daß die Frauenbeschäftigung in den Fabriken eine relativ umfangreichere geworden sei.

Wenn nun hiermit unwiderleglich dargethan ist, daß durch die moderne Entwicklung die Frau immer mehr und mehr dem Familienkreise und der Häuslichkeit entrissen wird und so die bürgerliche Gesellschaft in eine Institution, die eine ihrer Grundlagen bildet, die Ehe, immer mehr die Zersetzung und Auflösung bringt, so muß auch hervorgehoben werden, daß diese Entwicklung unter den heutigen Verhältnissen sich in der Weise vollzieht, daß die Frau selbst da, wo sie dasselbe leistet wie der Mann, weit schlechter als dieser bezahlt wird. Die Frau hat geringere Bedürfnisse, sie ist fügsamer und schmiegsamer als der Mann, das sind, wie schon erwähnt, in erster Linie die Eigenschaften, die sie dem Unternehmer empfehlenswerth machen. Dazu kommt weiter, daß sie durch ihre bisherige Stellung in der Familie an kein Zeitmaß in der Beschäftigung gewöhnt ist, sie arbeitete, wenn es ging, ohne Grenze. Vom öffentlichen Leben systematisch fern gehalten, mangelt ihr der Sinn und das Verständniß für den Werth der Vereinigung und der Organisation. Das sind weitere Eigenschaften, die vom Standpunkt des klassenbewußten Arbeiters ebenso wie die früher erwähnten als Fehler gelten, aber in den Augen des Unternehmers sind sie eben so viele Tugenden. So kommt es, daß die Frau so rapide in den verschiedensten Arbeitszweigen Boden faßt und zu weit niedrigerem Lohn als die Männer. Nach Mittheilungen des „Leipziger Handelskammer-Berichtes für 1885" stellten sich in einer Anzahl Industrie-

zweige innerhalb des genannten Handelskammerbezirkes die Löhne zwischen männlichen und weiblichen Arbeitern also:

Es erhielten:		männlich M.	weiblich M.
in der Spitzenfabrikation	à Person u. Woche	20—35	7—15
in den Stoff-Handschuhfabriken	do.	12—30	6—15
in der Leinen- und Jute-weberei	do.	12—27	5—10
in der Wollkämmerei .	do.	15—27	7,20—10,20
in einer Zuckerfabrik .	do.	10,50—31	7,50—12
in den chemischen Fabriken	do.	8,50—25	7,50—10
in den Leder- und Lederwaarenfabriken . .	do.	12—28	7—18
in den Gummiwaaren-fabriken	do.	9—27	6—17
in einer Fabrik für Papierlaternen	do.	16—22	7,50—10

Diese Lohndifferenzen dürften sich noch als weit größer herausstellen, wüßte man, wie viel männliche und wie viel weibliche Arbeiter die höchsten und die niedersten Lohnsätze erhielten und wie hoch der Durchschnittslohn für beide Geschlechter war.

Gegenwärtig bilden die Gewerbe und Industrien, in welchen Frauen noch ausgeschlossen sind, nur eine verschwindende Anzahl, wohingegen sie in einer nicht geringen Anzahl Gewerben — namentlich in solchen, welche mit der Herstellung weiblicher Bedürfnißgegenstände beschäftigt sind — ausschließlich oder fast ausschließlich Beschäftigung haben. In andern Arbeitszweigen, wie in der bereits erwähnten Textilindustrie, hat die Zahl der Frauen jene der Männer schon überholt, und sie verdrängen die Männer mehr und mehr. In einer sehr großen Zahl von Gewerben endlich haben die Frauen als Hilfspersonen in gewissen Zweigen und einzelnen Beschäftigungsarten Stellung gefunden, und dringen immer mehr vor und in neue ein. Das Gesammtresultat ist, daß sowohl die Zahl der Frauen an sich, als die Zahl der den Frauen zugänglichen Beschäftigungsarten in Industrie, Gewerbe und Verkehr in raschem Wachsthum begriffen ist. Und dieses Wachsthum trifft nicht blos jene Beschäftigungsarten, welche entsprechend der schwächeren phy-

sischen Kraft der Frau sich mehr für sie eignen, sondern es umfaßt ohne Rücksicht darauf alle Thätigkeiten, in welchen das moderne Ausbeuterthum höheren Profit aus ihrer Anwendung glaubt herausschlagen zu können. Es gehören dazu sowohl die körperlich anstrengendsten, wie die unangenehmsten und für die Gesundheit gefährlichsten Thätigkeiten, und so wird auch hierdurch jene phantastische Auffassung auf ihre wahre Bedeutung reduzirt, welche in der Frau nur das zarte, fein besaitete Wesen sieht, wie es Dichter und Romanschreiber hier und da für den Kitzel des Mannes schildern, Wesen, wie sie nur in höheren Klassen vorhanden sein können.

Thatsachen sind halsstarrige Dinger, und wir haben es nur mit Thatsachen zu thun, da nur diese vor falschen Schlüssen und sentimentalen Faseleien uns bewahren. Diese Thatsachen aber lehren uns, daß wir heute unter anderem die Frauen beschäftigt finden: in den Baumwollen-, Leinen- und Zeugwebereien, in den Tuchfabriken; den mechanischen Spinnereien, Zeugdruckereien, Färbereien; in den Stahlfeder- und Stecknadelfabriken; den Zucker-, Chokolade-, Papier- und Broncefabriken; der Glas- und Porzellanindustrie und Glasmalerei; in den Seidenspinnereien, Band- und Seidenwebereien; der Seifen- und Lichterfabrikation, der Kautschuk- und Gummiwaarenfabrikation; den Watten- und Mattenfabriken; der Teppichwirkerei, den Portefeuille- und Kartonnagefabriken; in der Spitzen- und Posamentenfabrikation; der Tapisserie, der Schuh- und Lederwaarenfabrikation; der Bijouterie, den galvanoplastischen Anstalten; in Oel- und Schmalzraffinerien und chemischen Fabriken aller Art; in der Lumpen- und Hadern-Verarbeitung; in den Bastfabriken, der Holzschnitzerei, Xylographie, Steingutmalerei; der Strohhutfabrikation und Strohhutwäscherei; in der Geschirr-, Tabak- und Zigarrenfabrikation; den Leim- und Gelatinefabriken; in der Handschuhmacherei, Kürschnerei, Hutfabrikation; bei der Herstellung von Spielwaaren; in den Flachsmühlen, am Shoddiwolfe und in der Haarindustrie; in der Uhrmacherei und Zimmermalerei; in der Bettfedernreinigung, Pinsel- und Oblatenfabrikation; der Spiegelfabrikation; den Zündwaaren- und Pulverfabriken; den Phosphorzündholz- und Arsenikfabriken; bei dem Verzinnen des Eisenblechs; in der Appretur, im Buchdruck- und Setzersache; bei der Edelsteinschleiferei; in der Lithographie, Photographie, Chromolithographie und Metachromotypie; in den Ziegeleien, Eisengießereien und in der Metallmanufaktur; bei dem Häuser- und Eisenbahnbau; in den Elektrizi-

tätswerken; in der Buchbinderei, Drechslerei, Tischlerei; in den Stärkefabriken, Cichorien-, Briquettfabriken, den Zinkhütten, Holzschleifereien, Schirm- und Stockfabriken, den Kraut-, Konserven- und Fleischwaarenfabriken, in der Porzellanknopffabrikation, den Pelzfabriken; im Bergbau, bei dem Transport der Fluß- und Kanalboote ꝛc. Ferner auf dem weiten Gebiet des Garten- und Feldbaues und der Viehzucht und den damit zusammenhängenden Industrien, endlich in den verschiedenen Erwerbszweigen, in denen sie schon seit langem, gewissermaßen als Privilegirte, ausschließlich zu thun hatten: bei dem Herstellen der Wäsche und der Frauenkleider, den verschiedenen Zweigen des Modefachs, in der Stellung als Verkäuferinnen und neuerdings auch mehr und mehr als Komptoiristinnen, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen aller Art u. s. w. Auch sind zehntausende von Frauen des kleinen Mittelstandes als Ladensklavinnen in Verwendung und im Marktwesen thätig, und damit fast jeder häuslichen Thätigkeit und namentlich der Kindererziehung entzogen. Endlich muß noch eine Beschäftigung erwähnt werden, in welcher jüngere, und namentlich hübsche Frauen, immer mehr Verwendung finden, zum höchsten Nachtheil ihrer physischen und sittlich-geistigen Entwicklung, das ist die Beschäftigung in öffentlichen Lokalen aller Art zur Bedienung und Anlockung der genußgierigen Männerwelt.

Unter den angeführten Beschäftigungen giebt es viele von der höchsten Gefährlichkeit. So ist die Gefahr der Einwirkung von schwefligsauren und alkalischen Gasen in hohem Grad vorhanden in der Strohhutfabrikation und den Strohhutwäschereien; die Gefahr der Einathmung der Chlordämpfe bei dem Bleichen pflanzlicher Stoffe; Vergiftungsgefahren giebt es in der Buntpapier- und bunten Oblaten- und Blumenfabrikation, bei der Herstellung der Metachromotypie, der Gifte und Chemikalien, dem Bemalen von Bleisoldaten und bleiernen Spielwaaren überhaupt. Das Belegen der Spiegel mit Quecksilber ist für die Leibesfrucht der Schwangeren geradezu tödtlich. Von schwangeren Bleiarbeiterinnen abortiren ca. 58 Prozent; 78,5 Prozent aller von Bleiarbeiterinnen Geborenen kommen todt zur Welt, und von den 21,5 Lebendgeborenen erreichen kaum 13 das zweite Lebensjahr. Ein ganz schauderhafter Zustand. Wenn von den lebendgeborenen Kindern im preußischen Staat durchschnittlich 22 Prozent während des ersten Lebensjahres sterben, so von den lebendgeborenen Kindern der Spiegelbelegerinnen 65 Pro-

zent, der Glasschleiferinnen 55 Prozent, der Bleiarbeiterinnen 40 Prozent. Nach Dr. Hirt sind von der zweiten Hälfte der Schwangerschaft an für die Arbeiterinnen und deren Kinder besonders gefährlich die Fabrikation von buntem Papier, von künstlichen Blumen, das sogenannte Einstäuben der Brüsseler Spitzen mit Bleiweiß, die Herstellung von Abziehbildern, das Belegen von Spiegeln, die Kautschukindustrie und alle Fabrikbetriebe, in denen die Arbeiterinnen schädlichen Gasen — Kohlenoxydgas, Kohlensäure und Schwefelwasserstoffgas — ausgesetzt sind. Höchst gefährlich ist auch die Phosphor-Zündholzfabrikation, die Beschäftigung am Shoddiwolfe und die Seidenspinnerei. Gefahren für das Leben durch Verletzung der Gliedmaßen entstehen besonders bei dem Maschinenwesen in der Textilindustrie, in der Zündwaarenfabrikation und der Beschäftigung bei landwirthschaftlichen Maschinen. Daß außerdem eine Menge der aufgeführten Arbeiten mit zu den schwersten und anstrengendsten, selbst für Männer gehören, sagt jedem Leser ein Blick auf die sehr unvollständige Liste. Man sage nur immer, diese und jene Beschäftigung ist der Frau unwürdig, man wird damit nichts ausrichten, wenn man ihr nicht eine andere, entsprechendere Thätigkeit zuweisen kann.

Es ist wahrlich kein schöner Anblick, Frauen, und zwar selbst im schwangeren Zustande, bei dem Eisenbahnbau schwer beladene Schubkarren mit den Männern um die Wette fahren zu sehen; oder sie als Handlanger Kalk und Zement anmachend oder schwere Lasten Steine tragend, bei dem Hausbau zu beobachten, oder beim Kohlen- und Eisensteinwaschen u. s. w. Der Frau wird dabei alles Weibliche abgestreift, ihre Weiblichkeit wird mit Füßen getreten, wie umgekehrt in hundert verschiedenen Beschäftigungsarten unseren Männern jedes Männliche genommen wird. Das sind die Folgen der sozialen Ausbeutung und des sozialen Kriegs. Unsere korrupten sozialen Zustände stellen häufig die Natur auf den Kopf.

Es ist daher begreiflich und natürlich, daß bei dem Umfang, den die weibliche Arbeit auf allen Gebieten gewerblicher Thätigkeit schon einnimmt und weiter einzunehmen droht, die interessirte Männerwelt wenig freundlich dazu sieht und Verlangen wie dasjenige: man solle die Frauenarbeit gänzlich unterdrücken und gesetzlich verbieten, laut werden. Unzweifelhaft geht bei dieser Ausdehnung der Frauenarbeit das Familienleben des Arbeiters immer mehr zu Grunde, ist die Auflösung von Ehe und Familie die natürliche Folge, nehmen

Sittenlosigkeit, Demoralisation, Degeneration, Krankheiten aller Art, Kindersterblichkeit in erschreckendem Maße zu. Nach einer Statistik, die im Jahre 1889 die „Leipziger Zeitung" veröffentlichte, hat sich in denjenigen Städten in Sachsen, die in den letzten 20 Jahren echte und rechte Fabrikstädte wurden, die Kindersterblichkeit ganz bedeutend gesteigert. Während in dem Zeitraum von 1880—1885 in den sächsischen Städten von 100 Lebendgeborenen 28,5 im ersten Lebensjahre starben, wurde diese Ziffer in den Städten Stollberg (44 Prozent), Zschopau (43,4), Ernstthal (42,6), Zwönitz (40,7), Lunzenau (40), Lichtenstein und Werdau (38,9), Burgstädt und Thurn (38,8), Crimmitschau (37,9), Buchholz (37,6), Cösstritz und Glauchau (36,9), Penig (36,8), Chemnitz (36,4), Meerane (35,9) weit überschritten. Noch schlimmer lagen die Verhältnisse in der Mehrzahl der großen Fabrikdörfer, besonders in der Umgebung von Chemnitz, von welchen eine große Anzahl eine Sterblichkeitsziffer von 40 bis 50,7 Prozent aufzuweisen hatte. Und trotz alledem und alledem ist diese ganze Entwicklung ein Fortschritt, genau so ein Fortschritt, wie es der Eintritt der Gewerbefreiheit, der Freizügigkeit, der Verehelichungsfreiheit und die Wegräumung aller Schranken war, welche die großkapitalistische Entwicklung begünstigten, aber unserem Klein- und Mittelgewerbe den Todesstoß versetzten, ihm rettungslos den Untergang bereiten.

Die Arbeiter sind nicht geneigt, dem Kleinhandwerk zu helfen, wenn dieses versucht, durch allerlei reaktionäre Bestrebungen eine Einschränkung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, Wiederaufrichtung der Innungs- und Zunftschranken u. s. w., das Zwerghandwerk noch eine Weile künstlich am Leben zu erhalten, denn um nichts weiter kann es sich handeln. Ebenso wenig läßt sich aber auch der alte Zustand in Bezug auf die Frauenarbeit herbeiführen, was selbstverständlich nicht ausschließt, daß strenge Fabrikgesetze das Uebermaß von Ausbeutung der Frauen- und Kinderarbeit verhindern, für schulpflichtige Kinder ganz verbieten. Hierin treffen die Interessen des Arbeiters mit den staatlichen, den allgemein menschlichen und den Kulturinteressen zusammen*). Das Endziel aber muß sein, daß die Nachtheile, welche die Kulturfortschritte, wie das Maschinenwesen, die verbesserten Arbeitswerkzeuge und die

*) Die durch das moderne Fabriksystem herbeigeführte Degeneration der Arbeiter hat z. B. den Staat in den letzten Jahrzehnten mehrmals genöthigt, das Minimalmaß für das Militär herabzusetzen.

ganze moderne Arbeitsmethode enthalten, beseitigt werden und nur die Vortheile bleiben, diese aber allen Gliedern der Gesellschaft zu Statten kommen.

Es ist ein Widersinn und ein schreiender Mißstand, daß Kulturfortschritte und Errungenschaften, welche das Produkt der gesammten menschlichen Entwicklung sind, nur denen zu Gute kommen, welche Kraft ihrer materiellen Gewalt sie sich aneignen können. Daß dagegen tausende fleißiger Arbeiter und Handwerker von Schrecken und Sorge befallen werden, wenn sie vernehmen, daß der menschliche Geist wieder eine Erfindung machte, die das 10-, 20- und 40fache mehr leistet als die Handarbeit, und daß sie nun die Aussicht haben, als unnütz und überzählig aufs Pflaster geworfen zu werden*). Dadurch wird, was mit Freuden von Allen begrüßt werden sollte, ein Gegenstand der feindseligsten Gesinnung, die in früheren Jahrzehnten mehr als einmal zu Fabrikensturm und Maschinendemolirung die Ursache wurde. Dieselbe feindselige Gesinnung besteht heute zwischen dem Mann und der Frau als Arbeiter. Dies ist ebenfalls unnatürlich. Es muß also ein Gesellschaftszustand zu begründen versucht werden, in dem die gesammten Arbeitsmittel Eigenthum der Gesellschaft sind; ein Gesellschaftszustand, der die volle Gleichberechtigung aller ohne Unterschied des Geschlechts anerkennt, der die Anwendung aller denkbaren technischen und wissenschaftlichen Verbesserungen und Entdeckungen in Verbindung mit der Enrollirung aller heute unproduktiv oder in schädlicher Richtung Thätigen, und der Faullenzer und Nichtsthuer vornimmt und dahin wirkt, daß die zur Erhaltung der Gesellschaft nothwendige Arbeitszeit auf das geringste Maß verkürzt, die physische und geistige

*) Fabrikinspektor A. Redgrave hielt Ende Dezember 1871 einen Vortrag zu Bradford, worin er unter Anderem sagte: „Was mich seit einiger Zeit frappirt hat, war die veränderte Erscheinung der Wollfabriken. Früher waren sie mit Frauen und Kindern gefüllt, jetzt scheint die Maschinerie alles Werk zu thun. Auf Anfrage gab mir ein Fabrikant folgenden Aufschluß. Unter dem alten System beschäftigte ich 63 Personen; nach Einführung verbesserter Maschinen reduzirte ich meine Hände auf 33, und jüngst, in Folge neuer großer Veränderungen, war ich im Stande, sie von 33 auf 13 zu reduziren." Also innerhalb weniger Jahre in der heutigen Großproduktion eine Verminderung der Arbeiterzahl um fast 80 Prozent in einer Fabrik, bei mindestens gleichbleibender Produktenmasse.

Zahlreiche interessante Mittheilungen in gleicher Richtung siehe Karl Marx: „Das Kapital".

Entwicklung aller Gesellschaftsmitglieder aber auf das Höchste gehoben wird. Dadurch allein kann die Frau so gut wie der Mann produktiv nützliches und gleichberechtigtes Glied der Gesellschaft werden, kann sie alle ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten voll entwickeln, ihre geschlechtlichen Pflichten und Rechte erfüllen. Als Freie und Gleiche dem Manne gegenüberstehend, ist sie vor jeder unwürdigen Zumuthung sicher.

Die weitere Darlegung wird zeigen, daß unsere ganze gegenwärtige Entwicklung auf einen solchen Zustand hinausläuft und daß es gerade die großen und schweren Uebel in dieser Entwicklung sind, die diesen Zustand in nicht all zu ferner Zeit herbei führen werden. Das „Wie" wird später erörtert.

Obgleich die gekennzeichnete Entwicklung in der Stellung der Frau in unserem sozialen Leben mit Händen zu greifen ist und sie Jeder sehen muß, der offene Augen hat, hört man doch tagtäglich noch das Geschwätz vom Naturberuf der Frau, der sie ausschließlich auf die Häuslichkeit und die Familie hinweise. Und zwar wird diese Redensart dort am Lautesten erhoben, wo die Frau den Versuch macht, auch in den Kreis der sogenannten höheren Berufsarten einzudringen, z. B. in die höheren Lehr- und Verwaltungsfächer, den ärztlichen oder juristischen Beruf, die Naturwissenschaften. Da werden die lächerlichsten und absurdesten Einwendungen hervorgesucht und unter dem Schein der „Gelehrsamkeit" vertheidigt. Es geht mit diesem Berufen auf die Gelehrsamkeit und die Wissenschaft häufig wie mit dem Berufen auf Sitte und Ordnung. Obgleich es wohl kaum je einen Menschen gab, der Sittenlosigkeit und Unordnung als den wünschenswerthen Zustand hinstellte — man müßte denn solche Individuen ausnehmen, die durch Sittenlosigkeit und Unordnung die Macht und die Herrschaft an sich rissen, ein Fall, in dem sie aber stets sich bemühten, ihre Thaten als für die Ordnung, die Religion, die Sitte und die Moral nothwendig darzustellen — so werden doch diese Schlagworte stets gegen *Diejenigen* angewandt, die wirkliche Ordnung begründen, mit einem Wort menschenwürdigere Zustände herbeiführen wollen. Das Berufen auf Gelehrsamkeit und Wissenschaft muß heute herhalten, um das Absurdeste und Reaktionärste zu vertheidigen. Da heißt es, die Natur und körperliche Beschaffenheit der Frau weise sie auf die Häuslichkeit und Familie an, dort habe sie ihren Lebenszweck zu erfüllen. In wie fern sie das heute vermag, haben wir gesehen. Der Haupttrumpf aber ist,

die Frau sei an geistiger Befähigung dem Mann inferior, es sei ein Unsinn, zu glauben, daß sie auf geistigem Gebiete etwas Bemerkenswerthes leiste.

Diese von „Gelehrten" erhobenen Einwände entsprechen so sehr dem allgemeinen Vorurtheil der Männer über den eigentlichen Beruf und die Fähigkeiten der Frau, daß, wer sie erhebt, stets auf den Beifall der Mehrheit der Männer und selbst der Frauen rechnen kann. Allein wenn auch gegen den Willen und das Vorurtheil der Mehrheit sich schwer etwas durchführen läßt, so ist damit nicht gesagt, daß jede Mehrheit das Vernünftige will. Neue Ideen werden, so lange die Bildung und die Einsicht allgemein noch so niedrig ist wie heute, und die gesellschaftlichen Einrichtungen so sind, daß die Verwirklichung allgemeiner Bildung und Einsicht die Interessen einflußreicher Kreise verletzt, stets harten Widerstand finden. Die interessirten Kreise haben es leicht, das Vorurtheil der Massen für sich auszubeuten. Es werden daher neue Ideen Anfangs immer nur eine kleine Minorität für sich gewinnen und diese wird verspottet, verlästert und auch verfolgt. Aber wenn die neuen Ideen gut und vernünftig sind, wenn sie aus den Zuständen als nothwendige Konsequenz erwuchsen, werden sie an Verbreitung gewinnen und die Minorität wird schließlich zur Majorität. So erging es allen neuen Ideen im Laufe der Geschichte und die Idee des Sozialismus, mit welcher die wirkliche und volle Emanzipation der Frau in innigster Beziehung steht, zeigt dasselbe Schauspiel.

Waren nicht einst auch die Bekenner des Christenthums eine kleine Minorität? Haben nicht die Ideen der Reformation und des modernen Bürgerthums ebenfalls ihre übermächtigen Gegner gehabt? Und haben sie nicht trotzdem gesiegt? Und war der Sozialismus verloren, weil er im Deutschen Reich ausnahmegesetzlich geknebelt wurde und sich nicht rühren konnte? Nie war sein Sieg gewisser, als da man glaubte, ihn todt gemacht zu haben. Er hat das Ausnahmegesetz überwunden und er wird noch ganz andere Hindernisse überwinden.

Es giebt Sozialisten — sie sind allerdings seit dem ersten Erscheinen dieser Schrift sehr bedeutend zusammengeschmolzen, was zum Theil wohl ein Verdienst derselben und der Anregungen, die sie gab, gewesen ist — die der Frauenemanzipation nicht weniger abgeneigt gegenüberstehen, wie der Kapitalist dem Sozialismus. Die abhängige Stellung des Arbeiters vom Kapitalisten begreift jeder

Sozialist und mancher wundert sich, daß Andere, insbesondere die Kapitalisten selbst, *sie nicht* begreifen wollen; aber die Abhängigkeit der Frau vom Manne begreift er manchmal nicht, weil sein eigenes liebes Ich ein wenig dabei in Frage kommt. Das Bestreben, wirkliche oder vermeintliche Interessen, die dann immer als *unantastbar* erscheinen, zu wahren, macht die Menschen blind.

Die Berufung auf den Naturberuf der Frau, wonach sie bloße Haushälterin und Kinderwärterin sein soll, hat so wenig Sinn als etwa die Berufung darauf, daß es ewig Könige geben müsse, weil, so lange es eine „Geschichte" gebe, es irgendwo solche gab. Nun, wir wissen nicht, wo der erste König entstand, so wenig wie wir wissen, wo der erste Kapitalist sich zeigte, aber das wissen und sehen wir, daß das Königthum im Laufe der Jahrtausende sich wesentlich veränderte, daß die Tendenz der Entwicklung dahin geht, es mehr und mehr seiner Macht zu entkleiden, und man kann mit Fug und Recht schließen, daß eine Zeit kommt, wo man das Königthum für überflüssig hält. Wie das Königthum, so ist auch jede andere staatliche oder gesellschaftliche Institution beständigen Wandlungen und Umformungen und schließlich völligem Untergang unterworfen. Genau so verhält es sich mit der heutigen Form der Ehe und der Stellung der Frau in derselben. Die Stellung der Frau in der alten patriarchalischen Familie ist sehr wesentlich verschieden von der später jener in Griechenland, wo die Frau, wie wir aus Demosthenes' Worten sahen, den einzigen Zweck hatte: „legitime Kinder zu gebären und treue Hüterin des Hauses zu sein". Wer wagte heute eine solche Stellung der Frau als „naturgemäß" zu vertheidigen, ohne sich den Vorwurf der Geringschätzung der Frau zuzuziehen. Allerdings giebt es auch heute noch solche Käuze, die im Stillen die Auffassung der Athener theilen, aber Keiner wagt öffentlich auszusprechen, was vor 2200 Jahren in Griechenland einer der bedeutendsten Männer frei und offen als *selbstverständlich* bekennen durfte. Darin liegt der große Fortschritt. Hat nun die ganze moderne Entwicklung, namentlich im Erwerbsleben, Millionen Ehen untergraben, so hat auch wieder diese Entwicklung die Ehe günstig beeinflußt, namentlich wo die soziale Stellung der Eheleute die zerstörerischen Einflüsse fernhielt. Noch vor wenigen Jahrzehnten galt es in jedem Bürger- und Bauernhause nicht nur als selbstverständlich, daß die Frau nähte, strickte und wusch, obgleich auch das heute schon vielfach aus der Mode gekommen ist, sondern

sie buck auch das Brot, spann, wob, bleichte, braute Bier, kochte Seife, zog Lichte. Ein Kleidungsstück außerhalb des Hauses anfertigen zu lassen, wurde als eine maßlose Verschwendung angesehen und als ein Ereigniß besprochen und verurtheilt. Allerdings bestehen solche Zustände auch heute noch hier und da, aber sie sind Ausnahmen. Die Mehrzahl der Frauen unterläßt die meisten dieser Verrichtungen. Einmal werden viele derselben besser, praktischer und billiger besorgt, als die Hausfrau es vermag, andererseits fehlt, wenigstens in den Städten, jede häusliche Einrichtung dazu. So hat sich in wenigen Jahrzehnten innerhalb unseres Familienlebens eine große Revolution vollzogen, der wir nur so wenig Beachtung schenken, weil wir sie für selbstverständlich halten. Vorgänge, die dem Menschen so zu sagen unter den Augen emporwachsen, beachtet er nicht einmal, wenn sie nicht zu plötzlich vor ihn treten, aber gegen neue Meinungen, die ihn aus dem gewohnten Schlendrian zu reißen drohen, gegen diese lehnt er sich auf.

Diese Revolution, die sich in unserem häuslichen Leben vollzog und immer weiter vorschreitet, hat auch nach anderer Richtung die Stellung der Frau in der Familie wesentlich verändert. Die Frau ist freier, unabhängiger geworden. Unsere Großmütter durften nicht daran denken und haben nicht daran gedacht, z. B. Arbeiter und Lehrburschen außer Hause und vom Tische fern zu halten, dafür aber Theater, Konzerte, Vergnügungslokale zu besuchen und — es ist schrecklich zu sagen — häufig an einem Wochentage. Und welche von jenen guten alten Frauen dachte daran, wagte daran zu denken, sich um öffentliche Angelegenheiten, wenn auch um nichtpolitische, zu bekümmern, wie es doch thatsächlich jetzt von vielen Frauen bereits geschieht. Man gründet Vereine für die verschiedensten Zwecke, hält Zeitungen, beruft Kongresse. Als Arbeiterinnen treten sie in Gewerkschaften zusammen, kommen in die Versammlungen und Vereine der Männer und sie besaßen bereits hier und da — wir reden von Deutschland — das Recht, zu Arbeiterschiedsgerichten wählen zu dürfen, ein Recht, das ihnen der Reichstag im Jahre des Heils Eintausend achthundert und neunzig glücklich wieder aberkannte.

Welcher Zopf wollte alle diese Veränderungen beseitigen, obgleich sich nicht bestreiten läßt, daß neben Lichtseiten auch Schattenseiten vorhanden sind, die eben mit unseren gährenden und faulenden Zuständen zusammenhängen, aber doch die Lichtseiten nicht überwiegen. Eine Abstimmung unter den Frauen, so konservativ

sie bis jetzt im Ganzen sind, dürfte ergeben, daß sie keine Neigung besitzen, in die alten, engen, patriarchalischen Verhältnisse zu Anfang dieses Jahrhunderts zurückzukehren.

In den Vereinigten Staaten, in welchen die Gesellschaft zwar auch noch auf bürgerlichem Boden steht, aber weder sich mit alten europäischen Vorurtheilen, noch mit überlebten Einrichtungen herumzuschlagen hat und weit mehr geneigt ist, neue Ideen anzunehmen, wenn sie Vortheil versprechen, sieht man seit geraumer Zeit schon in weiten Kreisen die Stellung der Frau anders an als bei uns. Dort ist man z. B. vielfach schon auf den Gedanken gekommen, daß es nicht blos mühselig und umständlich und für den Geldbeutel nicht einmal vortheilhaft ist, wenn die Frau noch selber Brot bäckt und Bier braut, man hält es auch bereits für überflüssig, daß sie in der eigenen Küche kocht, und zwar ohne Schaden für die Kasse. Die Privatküche wird durch die Speisegenossenschaft mit großer Dampfküche und Maschinen ersetzt; die Frauen versehen abwechselnd den Dienst und das Resultat ist, daß das Essen ein Drittel billiger sich stellt, wohlschmeckender ist, mehr Abwechslung bietet und bedeutend weniger Mühe verursacht. Unsere Offiziere, die sonst nicht als Sozialisten und Kommunisten verschrien sind, machen es ganz ähnlich; sie bilden in ihren Kasinos eine Wirthschaftsgenossenschaft, ernennen einen Verwalter, der den Einkauf besorgt und die Lebensmittel im Großen anschafft; der Speisezettel wird vereinbart und die Fertigstellung der Speisen in der Dampfküche der Kaserne bewerkstelligt. Sie leben weit billiger als im Hotel und haben ein mindestens ebenso gutes Essen. Ferner leben und essen auch Tausende der reichsten Familien in Europa das ganze Jahr in Pensionen und in Hotels, ohne daß sie im Geringsten die eigene häusliche Küche vermissen; sie halten es vielmehr für eine große Annehmlichkeit, von den Mühen und Sorgen der eigenen Küche und der Privatwirthschaft befreit zu sein.

Kommt neben die Dampfküche die Dampfwaschanstalt mit Dampftrockenboden, wie solche bereits existiren, kommt neben die Kaltwasserleitung, wie wir sie in so vielen Städten und Orten bereits haben, die Warmwasserleitung, wird die zeitraubende und unangenehme Ofenfeuerung durch eine zweckmäßige Zentralfeuerung ersetzt, wie solche bereits vielfach in Hotels, vornehmen Privathäusern, Krankenhäusern, Schulen, Kasernen ꝛc. — wenn auch oft noch mangelhaft und unvollkommen — besteht, so wird die Frau von weiteren

sischen Kraft der Frau sich mehr für sie eignen, sondern es umfaßt ohne Rücksicht darauf alle Thätigkeiten, in welchen das moderne Ausbeuterthum höheren Profit aus ihrer Anwendung glaubt herausschlagen zu können. Es gehören dazu sowohl die körperlich anstrengendsten, wie die unangenehmsten und für die Gesundheit gefährlichsten Thätigkeiten, und so wird auch hierdurch jene phantastische Auffassung auf ihre wahre Bedeutung reduzirt, welche in der Frau nur das zarte, fein besaitete Wesen sieht, wie es Dichter und Romanschreiber hier und da für den Kitzel des Mannes schildern, Wesen, wie sie nur in höheren Klassen vorhanden sein können.

Thatsachen sind halsstarrige Dinger, und wir haben es nur mit Thatsachen zu thun, da nur diese vor falschen Schlüssen und sentimentalen Faseleien uns bewahren. Diese Thatsachen aber lehren uns, daß wir heute unter anderem die Frauen beschäftigt finden: in den Baumwollen-, Leinen- und Zeugwebereien, in den Tuchfabriken; den mechanischen Spinnereien, Zeugdruckereien, Färbereien; in den Stahlfeder- und Stecknadelfabriken; den Zucker-, Chokolade-, Papier- und Broncefabriken; der Glas- und Porzellanindustrie und Glasmalerei; in den Seidenspinnereien, Band- und Seidenwebereien; der Seifen- und Lichterfabrikation, der Kautschuk- und Gummiwaarenfabrikation; den Watten- und Mattenfabriken; der Teppichwirkerei, den Portefeuille- und Kartonnagefabriken; in der Spitzen- und Posamentenfabrikation; der Tapisserie, der Schuh- und Lederwaarenfabrikation; der Bijouterie, den galvanoplastischen Anstalten; in Oel- und Schmalzraffinerien und chemischen Fabriken aller Art; in der Lumpen- und Hadern-Verarbeitung; in den Bastfabriken, der Holzschnitzerei, Xylographie, Steingutmalerei; der Strohhutfabrikation und Strohhutwäscherei; in der Geschirr-, Tabak- und Zigarrenfabrikation; den Leim- und Gelatinefabriken; in der Handschuhmacherei, Kürschnerei, Hutfabrikation; bei der Herstellung von Spielwaaren; in den Flachsmühlen, am Shoddiwolfe und in der Haarindustrie; in der Uhrmacherei und Zimmermalerei; in der Bettfedernreinigung, Pinsel- und Oblatenfabrikation; der Spiegelfabrikation; den Zündwaaren- und Pulverfabriken; den Phosphorzündholz- und Arsenikfabriken; bei dem Verzinnen des Eisenblechs; in der Appretur, im Buchdruck- und Setzersache; bei der Edelsteinschleiferei; in der Lithographie, Photographie, Chromolithographie und Metachromotypie; in den Ziegeleien, Eisengießereien und in der Metallmanufaktur; bei dem Häuser- und Eisenbahnbau; in den Elektrizi-

tätswerken; in der Buchbinderei, Drechslerei, Tischlerei; in den Stärkefabriken, Cichorien-, Briquettfabriken, den Zinkhütten, Holzschleifereien, Schirm- und Stockfabriken, den Kraut-, Konserven- und Fleischwaarenfabriken, in der Porzellanknopffabrikation, den Pelzfabriken; im Bergbau, bei dem Transport der Fluß- und Kanalboote ꝛc. Ferner auf dem weiten Gebiet des Garten- und Feldbaues und der Viehzucht und den damit zusammenhängenden Industrien, endlich in den verschiedenen Erwerbszweigen, in denen sie schon seit langem, gewissermaßen als Privilegirte, ausschließlich zu thun hatten: bei dem Herstellen der Wäsche und der Frauenkleider, den verschiedenen Zweigen des Modefachs, in der Stellung als Verkäuferinnen und neuerdings auch mehr und mehr als Komptoiristinnen, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Schriftstellerinnen, Künstlerinnen aller Art u. s. w. Auch sind zehntausende von Frauen des kleinen Mittelstandes als Ladensklavinnen in Verwendung und im Marktwesen thätig, und damit fast jeder häuslichen Thätigkeit und namentlich der Kindererziehung entzogen. Endlich muß noch eine Beschäftigung erwähnt werden, in welcher jüngere, und namentlich hübsche Frauen, immer mehr Verwendung finden, zum höchsten Nachtheil ihrer physischen und sittlich-geistigen Entwicklung, das ist die Beschäftigung in öffentlichen Lokalen aller Art zur Bedienung und Anlockung der genußgierigen Männerwelt.

Unter den angeführten Beschäftigungen giebt es viele von der höchsten Gefährlichkeit. So ist die Gefahr der Einwirkung von schwefligsauren und alkalischen Gasen in hohem Grad vorhanden in der Strohhutfabrikation und den Strohhutwäschereien; die Gefahr der Einathmung der Chlordämpfe bei dem Bleichen pflanzlicher Stoffe; Vergiftungsgefahren giebt es in der Buntpapier- und bunten Oblaten- und Blumenfabrikation, bei der Herstellung der Metachromotypie, der Gifte und Chemikalien, dem Bemalen von Bleisoldaten und bleiernen Spielwaaren überhaupt. Das Belegen der Spiegel mit Queckfilber ist für die Leibesfrucht der Schwangeren geradezu tödtlich. Von schwangeren Bleiarbeiterinnen abortiren ca. 58 Prozent; 78,5 Prozent aller von Bleiarbeiterinnen Geborenen kommen todt zur Welt, und von den 21,5 Lebendgeborenen erreichen kaum 13 das zweite Lebensjahr. Ein ganz schauderhafter Zustand. Wenn von den lebendgeborenen Kindern im preußischen Staat durchschnittlich 22 Prozent während des ersten Lebensjahres sterben, so von den lebendgeborenen Kindern der Spiegelbelegerinnen 65 Pro-

zent, der Glasschleiferinnen 55 Prozent, der Bleiarbeiterinnen 40 Prozent. Nach Dr. Hirt sind von der zweiten Hälfte der Schwangerschaft an für die Arbeiterinnen und deren Kinder besonders gefährlich die Fabrikation von buntem Papier, von künstlichen Blumen, das sogenannte Einstäuben der Brüsseler Spitzen mit Bleiweiß, die Herstellung von Abziehbildern, das Belegen von Spiegeln, die Kautschukindustrie und alle Fabrikbetriebe, in denen die Arbeiterinnen schädlichen Gasen — Kohlenoxydgas, Kohlensäure und Schwefelwasserstoffgas — ausgesetzt sind. Höchst gefährlich ist auch die Phosphor-Zündholzfabrikation, die Beschäftigung am Shoddiwolfe und die Seidenspinnerei. Gefahren für das Leben durch Verletzung der Gliedmaßen entstehen besonders bei dem Maschinenwesen in der Textilindustrie, in der Zündwaarenfabrikation und der Beschäftigung bei landwirthschaftlichen Maschinen. Daß außerdem eine Menge der aufgeführten Arbeiten mit zu den schwersten und anstrengendsten, selbst für Männer gehören, sagt jedem Leser ein Blick auf die sehr unvollständige Liste. Man sage nur immer, diese und jene Beschäftigung ist der Frau unwürdig, man wird damit nichts ausrichten, wenn man ihr nicht eine andere, entsprechendere Thätigkeit zuweisen kann.

Es ist wahrlich kein schöner Anblick, Frauen, und zwar selbst im schwangeren Zustande, bei dem Eisenbahnbau schwer beladene Schubkarren mit den Männern um die Wette fahren zu sehen; oder sie als Handlanger Kalk und Zement anmachend oder schwere Lasten Steine tragend, bei dem Hausbau zu beobachten, oder beim Kohlen- und Eisensteinwaschen u. s. w. Der Frau wird dabei alles Weibliche abgestreift, ihre Weiblichkeit wird mit Füßen getreten, wie umgekehrt in hundert verschiedenen Beschäftigungsarten unseren Männern jedes Männliche genommen wird. Das sind die Folgen der sozialen Ausbeutung und des sozialen Kriegs. Unsere korrupten sozialen Zustände stellen häufig die Natur auf den Kopf.

Es ist daher begreiflich und natürlich, daß bei dem Umfang, den die weibliche Arbeit auf allen Gebieten gewerblicher Thätigkeit schon einnimmt und weiter einzunehmen droht, die interessirte Männerwelt wenig freundlich dazu sieht und Verlangen wie dasjenige: man solle die Frauenarbeit gänzlich unterdrücken und gesetzlich verbieten, laut werden. Unzweifelhaft geht bei dieser Ausdehnung der Frauenarbeit das Familienleben des Arbeiters immer mehr zu Grunde, ist die Auflösung von Ehe und Familie die natürliche Folge, nehmen

Sittenlosigkeit, Demoralisation, Degeneration, Krankheiten aller Art, Kindersterblichkeit in erschreckendem Maße zu. Nach einer Statistik, die im Jahre 1889 die „Leipziger Zeitung" veröffentlichte, hat sich in denjenigen Städten in Sachsen, die in den letzten 20 Jahren echte und rechte Fabrikstädte wurden, die Kindersterblichkeit ganz bedeutend gesteigert. Während in dem Zeitraum von 1880—1885 in den sächsischen Städten von 100 Lebendgeborenen 28,5 im ersten Lebensjahre starben, wurde diese Ziffer in den Städten Stollberg (44 Prozent), Zschopau (43,4), Ernstthal (42,6), Zwönitz (40,7), Lunzenau (40), Lichtenstein und Werdau (38,9), Burgstädt und Thurn (38,8), Crimmitschau (37,9), Buchholz (37,6), Cösstritz und Glauchau (36,9), Penig (36,8), Chemnitz (36,4), Meerane (35,9) weit überschritten. Noch schlimmer lagen die Verhältnisse in der Mehrzahl der großen Fabrikdörfer, besonders in der Umgebung von Chemnitz, von welchen eine große Anzahl eine Sterblichkeitsziffer von 40 bis 50,7 Prozent aufzuweisen hatte. Und trotz alledem und alledem ist diese ganze Entwicklung ein Fortschritt, genau so ein Fortschritt, wie es der Eintritt der Gewerbefreiheit, der Freizügigkeit, der Verehelichungsfreiheit und die Wegräumung aller Schranken war, welche die großkapitalistische Entwicklung begünstigten, aber unserem Klein- und Mittelgewerbe den Todesstoß versetzten, ihm rettungslos den Untergang bereiten.

Die Arbeiter sind nicht geneigt, dem Kleinhandwerk zu helfen, wenn dieses versucht, durch allerlei reaktionäre Bestrebungen eine Einschränkung der Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, Wiederaufrichtung der Innungs- und Zunftschranken u. s. w., das Zwerghandwerk noch eine Weile künstlich am Leben zu erhalten, denn um nichts weiter kann es sich handeln. Ebenso wenig läßt sich aber auch der alte Zustand in Bezug auf die Frauenarbeit herbeiführen, was selbstverständlich nicht ausschließt, daß strenge Fabrikgesetze das Uebermaß von Ausbeutung der Frauen- und Kinderarbeit verhindern, für schulpflichtige Kinder ganz verbieten. Hierin treffen die Interessen des Arbeiters mit den staatlichen, den allgemein menschlichen und den Kulturinteressen zusammen*). Das Endziel aber muß sein, daß die Nachtheile, welche die Kulturfortschritte, wie das Maschinenwesen, die verbesserten Arbeitswerkzeuge und die

*) Die durch das moderne Fabriksystem herbeigeführte Degeneration der Arbeiter hat z. B. den Staat in den letzten Jahrzehnten mehrmals genöthigt, das Minimalmaß für das Militär herabzusetzen.

ganze moderne Arbeitsmethode enthalten, beseitigt werden und nur die Vortheile bleiben, diese aber allen Gliedern der Gesellschaft zu Statten kommen.

Es ist ein Widersinn und ein schreiender Mißstand, daß Kulturfortschritte und Errungenschaften, welche das Produkt der gesammten menschlichen Entwicklung sind, nur denen zu Gute kommen, welche Kraft ihrer materiellen Gewalt sie sich aneignen können. Daß dagegen tausende fleißiger Arbeiter und Handwerker von Schrecken und Sorge befallen werden, wenn sie vernehmen, daß der menschliche Geist wieder eine Erfindung machte, die das 10-, 20- und 40fache mehr leistet als die Handarbeit, und daß sie nun die Aussicht haben, als unnütz und überzählig aufs Pflaster geworfen zu werden*). Dadurch wird, was mit Freuden von Allen begrüßt werden sollte, ein Gegenstand der feindseligsten Gesinnung, die in früheren Jahrzehnten mehr als einmal zu Fabrikensturm und Maschinendemolirung die Ursache wurde. Dieselbe feindselige Gesinnung besteht heute zwischen dem Mann und der Frau als Arbeiter. Dies ist ebenfalls unnatürlich. Es muß also ein Gesellschaftszustand zu begründen versucht werden, in dem die gesammten Arbeitsmittel Eigenthum der Gesellschaft sind; ein Gesellschaftszustand, der die volle Gleichberechtigung aller ohne Unterschied des Geschlechts anerkennt, der die Anwendung aller denkbaren technischen und wissenschaftlichen Verbesserungen und Entdeckungen in Verbindung mit der Enrollirung aller heute unproduktiv oder in schädlicher Richtung Thätigen, und der Faullenzer und Nichtsthuer vornimmt und dahin wirkt, daß die zur Erhaltung der Gesellschaft nothwendige Arbeitszeit auf das geringste Maß verkürzt, die physische und geistige

*) Fabrikinspektor A. Redgrave hielt Ende Dezember 1871 einen Vortrag zu Bradford, worin er unter Anderem sagte: „Was mich seit einiger Zeit frappirt hat, war die veränderte Erscheinung der Wollfabriken. Früher waren sie mit Frauen und Kindern gefüllt, jetzt scheint die Maschinerie alles Werk zu thun. Auf Anfrage gab mir ein Fabrikant folgenden Aufschluß. Unter dem alten System beschäftigte ich 63 Personen; nach Einführung verbesserter Maschinen reduzirte ich meine Hände auf 33, und jüngst, in Folge neuer großer Veränderungen, war ich im Stande, sie von 33 auf 13 zu reduziren." Also innerhalb weniger Jahre in der heutigen Großproduktion eine Verminderung der Arbeiterzahl um fast 80 Prozent in einer Fabrik, bei mindestens gleichbleibender Produktenmasse.

Zahlreiche interessante Mittheilungen in gleicher Richtung siehe Karl Marx: „Das Kapital".

Entwicklung aller Gesellschaftsmitglieder aber auf das Höchste gehoben wird. Dadurch allein kann die Frau so gut wie der Mann produktiv nützliches und gleichberechtigtes Glied der Gesellschaft werden, kann sie alle ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten voll entwickeln, ihre geschlechtlichen Pflichten und Rechte erfüllen. Als Freie und Gleiche dem Manne gegenüberstehend, ist sie vor jeder unwürdigen Zumuthung sicher.

Die weitere Darlegung wird zeigen, daß unsere ganze gegenwärtige Entwicklung auf einen solchen Zustand hinausläuft und daß es gerade die großen und schweren Uebel in dieser Entwicklung sind, die diesen Zustand in nicht all zu ferner Zeit herbei führen werden. Das „Wie" wird später erörtert.

Obgleich die gekennzeichnete Entwicklung in der Stellung der Frau in unserem sozialen Leben mit Händen zu greifen ist und sie Jeder sehen muß, der offene Augen hat, hört man doch tagtäglich noch das Geschwätz vom Naturberuf der Frau, der sie ausschließlich auf die Häuslichkeit und die Familie hinweise. Und zwar wird diese Redensart dort am Lautesten erhoben, wo die Frau den Versuch macht, auch in den Kreis der sogenannten höheren Berufsarten einzudringen, z. B. in die höheren Lehr- und Verwaltungsfächer, den ärztlichen oder juristischen Beruf, die Naturwissenschaften. Da werden die lächerlichsten und absurdesten Einwendungen hervorgesucht und unter dem Schein der „Gelehrsamkeit" vertheidigt. Es geht mit diesem Berufen auf die Gelehrsamkeit und die Wissenschaft häufig wie mit dem Berufen auf Sitte und Ordnung. Obgleich es wohl kaum je einen Menschen gab, der Sittenlosigkeit und Unordnung als den wünschenswerthen Zustand hinstellte — man müßte denn solche Individuen ausnehmen, die durch Sittenlosigkeit und Unordnung die Macht und die Herrschaft an sich rissen, ein Fall, in dem sie aber stets sich bemühten, ihre Thaten als für die Ordnung, die Religion, die Sitte und die Moral nothwendig darzustellen — so werden doch diese Schlagworte stets gegen *Diejenigen* angewandt, die wirkliche Ordnung begründen, mit einem Wort menschenwürdigere Zustände herbeiführen wollen. Das Berufen auf Gelehrsamkeit und Wissenschaft muß heute herhalten, um das Absurdeste und Reaktionärste zu vertheidigen. Da heißt es, die Natur und körperliche Beschaffenheit der Frau weise sie auf die Häuslichkeit und Familie an, dort habe sie ihren Lebenszweck zu erfüllen. In wie fern sie das heute vermag, haben wir gesehen. Der Haupttrumpf aber ist,

die Frau sei an geistiger Befähigung dem Mann inferior, es sei ein Unsinn, zu glauben, daß sie auf geistigem Gebiete etwas Bemerkenswerthes leiste.

Diese von „Gelehrten" erhobenen Einwände entsprechen so sehr dem allgemeinen Vorurtheil der Männer über den eigentlichen Beruf und die Fähigkeiten der Frau, daß, wer sie erhebt, stets auf den Beifall der Mehrheit der Männer und selbst der Frauen rechnen kann. Allein wenn auch gegen den Willen und das Vorurtheil der Mehrheit sich schwer etwas durchführen läßt, so ist damit nicht gesagt, daß jede Mehrheit das Vernünftige will. Neue Ideen werden, so lange die Bildung und die Einsicht allgemein noch so niedrig ist wie heute, und die gesellschaftlichen Einrichtungen so sind, daß die Verwirklichung allgemeiner Bildung und Einsicht die Interessen einflußreicher Kreise verletzt, stets harten Widerstand finden. Die interessirten Kreise haben es leicht, das Vorurtheil der Massen für sich auszubeuten. Es werden daher neue Ideen Anfangs immer nur eine kleine Minorität für sich gewinnen und diese wird verspottet, verlästert und auch verfolgt. Aber wenn die neuen Ideen gut und vernünftig sind, wenn sie aus den Zuständen als nothwendige Konsequenz erwuchsen, werden sie an Verbreitung gewinnen und die Minorität wird schließlich zur Majorität. So erging es allen neuen Ideen im Laufe der Geschichte und die Idee des Sozialismus, mit welcher die wirkliche und volle Emanzipation der Frau in innigster Beziehung steht, zeigt dasselbe Schauspiel.

Waren nicht einst auch die Bekenner des Christenthums eine kleine Minorität? Haben nicht die Ideen der Reformation und des modernen Bürgerthums ebenfalls ihre übermächtigen Gegner gehabt? Und haben sie nicht trotzdem gesiegt? Und war der Sozialismus verloren, weil er im Deutschen Reich ausnahmegesetzlich geknebelt wurde und sich nicht rühren konnte? Nie war sein Sieg gewisser, als da man glaubte, ihn todt gemacht zu haben. Er hat das Ausnahmegesetz überwunden und er wird noch ganz andere Hindernisse überwinden.

Es giebt Sozialisten — sie sind allerdings seit dem ersten Erscheinen dieser Schrift sehr bedeutend zusammengeschmolzen, was zum Theil wohl ein Verdienst derselben und der Anregungen, die sie gab, gewesen ist — die der Frauenemanzipation nicht weniger abgeneigt gegenüberstehen, wie der Kapitalist dem Sozialismus. Die abhängige Stellung des Arbeiters vom Kapitalisten begreift jeder

Sozialist und mancher wundert sich, daß Andere, insbesondere die Kapitalisten selbst, *sie nicht* begreifen wollen; aber die Abhängigkeit der Frau vom Manne begreift er manchmal nicht, weil sein eigenes liebes Ich ein wenig dabei in Frage kommt. Das Bestreben, wirkliche oder vermeintliche Interessen, die dann immer als *unantastbar* erscheinen, zu wahren, macht die Menschen blind.

Die Berufung auf den Naturberuf der Frau, wonach sie bloße Haushälterin und Kinderwärterin sein soll, hat so wenig Sinn als etwa die Berufung darauf, daß es ewig Könige geben müsse, weil, so lange es eine „Geschichte" gebe, es irgendwo solche gab. Nun, wir wissen nicht, wo der erste König entstand, so wenig wie wir wissen, wo der erste Kapitalist sich zeigte, aber das wissen und sehen wir, daß das Königthum im Laufe der Jahrtausende sich wesentlich veränderte, daß die Tendenz der Entwicklung dahin geht, es mehr und mehr seiner Macht zu entkleiden, und man kann mit Fug und Recht schließen, daß eine Zeit kommt, wo man das Königthum für überflüssig hält. Wie das Königthum, so ist auch jede andere staatliche oder gesellschaftliche Institution beständigen Wandlungen und Umformungen und schließlich völligem Untergang unterworfen. Genau so verhält es sich mit der heutigen Form der Ehe und der Stellung der Frau in derselben. Die Stellung der Frau in der alten patriarchalischen Familie ist sehr wesentlich verschieden von der später jener in Griechenland, wo die Frau, wie wir aus Demosthenes' Worten sahen, den einzigen Zweck hatte: „legitime Kinder zu gebären und treue Hüterin des Hauses zu sein". Wer wagte heute eine solche Stellung der Frau als „naturgemäß" zu vertheidigen, ohne sich den Vorwurf der Geringschätzung der Frau zuzuziehen. Allerdings giebt es auch heute noch solche Käuze, die im Stillen die Auffassung der Athener theilen, aber Keiner wagt öffentlich auszusprechen, was vor 2200 Jahren in Griechenland einer der bedeutendsten Männer frei und offen als *selbstverständlich* bekennen durfte. Darin liegt der große Fortschritt. Hat nun die ganze moderne Entwicklung, namentlich im Erwerbsleben, Millionen Ehen untergraben, so hat auch wieder diese Entwicklung die Ehe günstig beeinflußt, namentlich wo die soziale Stellung der Eheleute die zerstörerischen Einflüsse fernhielt. Noch vor wenigen Jahrzehnten galt es in jedem Bürger- und Bauernhause nicht nur als selbstverständlich, daß die Frau nähte, strickte und wusch, obgleich auch das heute schon vielfach aus der Mode gekommen ist, sondern

schiedenen Menschenracen an. Obgleich an diesen Gegensatz gewöhnt, kam er uns doch in einer fast erschreckenden Weise anläßlich einer Wahlversammlung vor die Augen, die wir im Winter 1877 in einer erzgebirgischen Industriestadt abhielten. Die Versammlung, in der wir einen Disput mit einem liberalen Professor hatten, war so arrangirt, daß beide Parteien stark vertreten waren und räumlich sich aneinander schlossen. Den vorderen Theil des Saales nahmen die Gegner ein, fast ohne Ausnahme starke, kräftige, oft große Gestalten, von sehr gesundem Aussehen, im hinteren Theil des Saales und auf den Galerien standen Arbeiter und Kleinbürger, zu neunzehntel Weber, meist kleine, dünne, schmalbrüstige, bleichwangige Gestalten, denen Kummer und Noth aus dem Gesicht sah. Die einen repräsentirten die satte Tugend und zahlungsfähige Moral, die andern waren die arbeitenden Bienen und Lastthiere, von deren Arbeitsertrag jene so wohl aussahen, während diese hungerten. *Man setze eine Generation lang beide unter gleich günstige Lebensbedingungen und der Gegensatz wird verschwinden, er ist sicher vertilgt in ihren Nachkommen.*

Ferner ist augenfällig, daß im Allgemeinen es bei den Frauen schwerer ist, ihre soziale Stellung festzustellen, als bei den Männern, weil sie mit großer Leichtigkeit sich in neue Verhältnisse fügen und höhere Lebensgewohnheiten annehmen. Ihre Anpassungsfähigkeit ist in dieser Richtung größer, als die des im Ganzen schwerfälligeren Mannes.

Aus diesem Allem erkennen wir die große Wichtigkeit, welche vom Standpunkte der Naturgesetze aus die sozialen Zustände für die Entwicklung der Einzelnen haben.

Nur Beschränktheit oder böser Wille können bestreiten, daß verbesserte soziale, also bessere physische und geistige Lebens- und Erziehungsbedingungen nicht nur unsere Männer-, sondern auch unsere Frauenwelt auf einen Punkt der Vollkommenheit zu erheben vermöchten, von dem wir heute keine vollkommene Vorstellung besitzen. Was bisher einzelne Frauen geleistet, läßt dies sogar als zweifellos erscheinen, denn diese Frauen ragen über die Masse ihres Geschlechts wenigstens so bedeutend hervor, wie die männlichen Genies über die Masse ihrer Geschlechtsgenossen. Im Regieren der Staaten haben die Frauen, in Rücksicht auf ihre Zahl und ihre Thätigkeit mit dem Maßstab gemessen, mit dem man heute Fürsten zu messen pflegt, durchschnittlich sogar mehr Talent bewiesen, als die Männer.

Als Beispiele sei erinnert an Isabella und Blanche von Kastilien, Elisabeth von Ungarn, Elisabeth von England, Katharina von Rußland, Maria Theresia ꝛc. Uebrigens würde mancher große Mann in der Geschichte bedeutend zusammenschrumpfen, wüßte man immer, was er sich selbst, was er andern zu danken hatte. Als der bedeutendste Redner und auch das größte Genie der französischen Revolution wird von deutschen Geschichtsschreibern, z. B. Herrn von Sybel, Graf Mirabeau dargestellt. Und nun hat die Forschung ergeben, daß dieses angeblich so gewaltige Genie die Konzepte fast aller seiner Reden und die der bedeutendsten ohne Ausnahme, der bereitwilligen Hilfe und Unterstützung einiger für ihn im Stillen arbeitender Gelehrten zu danken hatte, die er geschickt zu benutzen verstand. Andererseits verdienen Erscheinungen in der Frauenwelt, wie Madame Roland, Frau v. Staël, George Sand, Lady Elliot, die größte Beachtung, und gar mancher männliche Stern erbleicht neben ihnen. Was Frauen als Mütter bedeutender Männer gewirkt haben, ist ebenfalls bekannt. Alles in Allem haben die Frauen geistig geleistet, was unter den äußerst ungünstigen Umständen nur möglich war, und das berechtigt zu den besten Hoffnungen für ihre fernere geistige Entwicklung.

Aber gesetzt den Fall, die Frauen wären durchschnittlich nicht so entwicklungsfähig als die Männer, sie sollten keine Genies und großen Philosophen werden können, ist denn dieser Umstand für die Mehrzahl der Männer maßgebend gewesen, als man ihnen, wenigstens nach dem Wortlaut der Gesetze, die volle Gleichberechtigung mit den „Genies" und „Philosophen" einräumte? Dieselben Gelehrten, die der Frau die höhere Befähigung absprechen, sind auch leicht geneigt, dies dem Handwerker und Arbeiter gegenüber zu thun. Wenn der Adel sich auf sein „blaues" Blut und seinen Stammbaum beruft, lächeln sie spöttisch und zucken die Achseln; aber dem Manne niederen Standes gegenüber halten sie sich für eine Aristokratie, die, was sie geworden, nicht den günstigeren Lebensumständen zu verdanken hat, bewahre, darin sehen sie eine Herabwürdigung ihrer Personen, sondern einzig und allein dem ihnen eigenthümlichen Talent und Verstand. Dieselben Männer, die auf dem einen Gebiete zu den vorurtheilslosesten gehören und eine geringe Meinung von Denen besitzen, die nicht gleich ihnen frei denken, sind auf andern Gebieten, sobald es sich um ihr Standes- oder Klasseninteresse, ihre Eitelkeit und Eigenliebe handelt, beschränkt bis zur Bornirtheit und gegnerisch

gesinnt bis zum Fanatismus. So denkt und urtheilt die höhere Männerwelt über die niedere, und wiederum fast die gesammte Männerwelt über die Frauen. Die Männer sehen in ihrer großen Mehrzahl in den Frauen nichts als Mittel zu ihrem Nutzen und ihrem Vergnügen, als Gleichberechtigte sie anzusehen widerstrebt ihrem Vorurtheil. Die Frau soll demüthig, bescheiden sein, sich ausschließlich auf das Haus beschränken und ihnen, den „Herren der Schöpfung", alles Uebrige als Domäne überlassen. Die Frau soll ihren eigenen Gedanken und Neigungen jeden denkbaren Zügel anlegen und ruhig abwarten, was ihre irdische Vorsehung, der Vater oder Gatte, über sie beschließt. Je mehr sie allen diesen Forderungen nachkommt, um so „vernünftiger, sittsamer und tugendhafter" wird sie gepriesen, mag sie unter der Last physischer und moralischer Leiden, als Folge ihrer Zwangsstellung, auch zu Grunde gehen. Spricht man aber von der Gleichheit aller Menschen, dann ist es ein Unding, die Hälfte des Menschengeschlechts davon ausschließen zu wollen.

Die Frau hat das gleiche Recht wie der Mann, der Zufall der Geburt kann daran nichts ändern. Die Frau, weil sie als Frau und nicht als Mann geboren ist — woran der Mann so unschuldig ist als die Frau —, von Rechten auszuschließen, ist ebenso ungerecht, als wenn Rechte von dem Zufall der Religion oder der politischen Gesinnung abhängig gemacht werden und eben so unsinnig, wie daß zwei Menschen als Feinde sich betrachten, weil sie beide durch den Zufall der Geburt verschiedenen Volksstämmen oder verschiedenen Nationalitäten angehören. Das sind eines freien Menschen unwürdige Gesinnungen und der Fortschritt der Menschheit besteht darin, alle Hemmnisse so rasch als möglich zu beseitigen. Es hat keine andere Ungleichheit auf Bestand eine Berechtigung als jene, welche die Natur für die Erreichung des äußerlich verschiedenartigen, im Wesen gleichartigen Naturzwecks begründete. Die Naturschranken wird aber kein Geschlecht überschreiten, weil es damit seinen eigenen Naturzweck vernichtete. Kein Geschlecht ist berechtigt, dem andern Schranken zu ziehen, so wenig wie eine Klasse der andern.

Die Gegner spielen nun als Haupttrumpf aus, die Frau habe kleineres Gehirn als der Mann und damit sei ihre ewige Inferiorität bewiesen. Diesen Schluß aus einem an sich richtigen Vordersatz wollen wir untersuchen.

Die Gehirngröße und dem entsprechend das Gewicht der Gehirnmasse ist bei dem weiblichen Geschlecht durchschnittlich geringer als bei dem männlichen. Nach Huschke*) soll der mittlere Schädelinhalt des Europäers 1446 Kubik-Centimeter, jener der Frau 1226 enthalten. Differenz 220 Kubik-Centimeter. Im Gewicht schätzt Prof. Bischoff das männliche Gehirn um durchschnittlich 126 Gramm schwerer als das weibliche. Prof. Meinert setzt das Gewichtsverhältniß des männlichen zum weiblichen Gehirn auf 100 zu 90. Das Gewicht des Gehirns ist aber bei verschiedenen Individuen ein und desselben Geschlechts sehr verschieden. Nach Prof. Reklam wog das Gehirn des Naturforschers Cuvier 1861 Gramm, das Byrons 1807 Gramm, das des Mathematikers Dirichlet 1520, des berühmten Mathematikers Gaus nur 1492, des Philologen Hermann 1358 und des Gelehrten Hausmann 1226 Gramm. Wir sehen hier eine ganz enorme Differenz in dem Hirngewicht geistig begabter Männer. Das Hirn Hausmann's war an Gewicht ungefähr gleich dem Durchschnittsgewicht weiblicher Gehirne.

Durch diese Gehirndifferenzen wird zunächst konstatirt, daß es voreilig ist, das Maß geistiger Fähigkeiten ausschließlich von dem Gehirngewicht abhängig zu machen. Im Ganzen sind die Untersuchungen noch zu gering an Zahl, um ein abschließendes Urtheil zu ermöglichen. Es ist aber neben dem Durchschnittsgewicht des Gehirns bei beiden Geschlechtern auch die übrige physische Organisation beider in Betracht zu ziehen und da stellt sich heraus, daß in Rücksicht auf das Durchschnittsmaß von Körpergröße und Körpergewicht das weibliche Gehirn durchschnittlich größer ist als das männliche. So wenig die Körpergröße über die Körperkraft entscheidet, so wenig wohl auch die bloße Gehirnmasse über die geistigen Kräfte und Fähigkeiten. Wir haben sehr kleine Thiere (Ameisen, Bienen), die an Intelligenz weit größere (z. B. Schaf, Kuh) übertreffen, wie wir auch oft erleben, daß Menschen von großer Gestalt an Geistesfähigkeit weit hinter solchen von kleiner und unscheinbarer Gestalt zurückstehen. Es kommt also mit größter Wahrscheinlichkeit nicht blos auf die Gehirnmasse an, sondern in höherem Grade auf die Gehirnorganisation und nicht zuletzt auf die Uebung und Anwendung der Gehirnskräfte.

*) Dr. L. Büchner: Die Frau, ihre natürliche Stellung und gesellschaftliche Bestimmung. „Neue Gesellschaft", Jahrgang 1879 und 1880.

Das Gehirn muß, wenn es seine Fähigkeiten voll entwickeln soll, so gut wie jedes andere Organ fleißig geübt und entsprechend genährt werden, unterbleibt dies, oder wird die Ausbildung nach ganz falscher Richtung unternommen, so werden, statt den Partien, die den Verstand vorzugsweise repräsentiren, Anregung und Entwicklung zu geben, jene Partien entwickelt, in welchen mehr die Phantasie ihren Sitz hat. Es tritt also nicht blos Hemmung ein, sondern geradezu Verkrüppelung. Die eine Richtung wird auf Kosten der andern genährt.

Nun kann aber Niemand, der die Geschichte der Frauentwicklung einigermaßen kennt, bestreiten, daß nach dieser Richtung an der Frau seit Jahrtausenden sehr stark gesündigt wurde und noch gesündigt wird. Wenn dagegen Prof. Bischoff behauptet, die Frau habe so gut als der Mann ihr Gehirn und ihre Intelligenz ausbilden können, so zeigt diese Behauptung ein unerlaubtes und unerhörtes Maß von Ignoranz in Bezug auf den erörterten Gegenstand. Wodurch läßt sich denn die auffallende Thatsache erklären, daß bei Völkern von niedriger Kulturstufe, wie z. B. bei den Negern und bei fast allen wilden Völkerstämmen, Hirnmasse und Hirngewicht von Frauen und Männern sich viel gleichmäßiger stellen, als bei kultivirten Völkern? Doch nur dadurch, daß die Männer jener kultivirten Völker in höherem Grade ihre Gehirnfunktionen ausbildeten und die der Frau zurückgehalten wurden. Die in dieser Schrift gegebene historische Darstellung von der Stellung der Frau im Laufe unserer Kulturentwicklung läßt es vollkommen begreiflich und erklärlich erscheinen, daß die Jahrtausende währende Herrschaftsstellung des Mannes über die Frau die Unterschiede in der geistigen und physischen Entwicklung hervorrief.

Unsere Gelehrten, die Naturwissenschaftler sind, sollten doch ohne Schwierigkeit begreifen, daß die Gesetze ihrer Wissenschaft auch auf das Menschenleben und die Menschenentwicklung anzuwenden sind. Die Gesetze der Entwicklung, der Vererbung, der Anpassung gelten doch für den Menschen genau so, als für jedes andere Naturwesen. Macht aber der Mensch keine Ausnahme in der Natur, so muß auch die Entwicklungslehre auf ihn angewandt werden, wodurch uns sonnenklar erscheint, was sonst trübe und dunkel bleibt und dann Gegenstand wissenschaftlicher Mystik oder mystischer Wissenschaft wird. —

Manche stellen die Behauptung auf, z. B. Dr. L. Büchner, daß

die Differenz in der Größe des Gehirns zwischen den Geschlechtern der verschiedenen Kulturvölker verschieden sei. So sei bei Deutschen und Holländern sie am größten, dann folgten sich Engländer, Italiener, Schweden, Franzosen. Bei letzteren stünden sich die Geschlechter in Bezug auf ihre Gehirngröße am Nächsten. Ob damit ausgesprochen sein soll, daß bei den Franzosen die Frauen sich höher entwickelten und darum den Männern näher stehen, oder umgekehrt die Männer sich weniger entwickelten und dadurch die größere Gleichheit herbeigeführt wurde, — denn Beides wäre möglich — darüber spricht sich Büchner nicht aus. Man darf nach dem Stande der Kultur in Frankreich wohl das Erstere annehmen.

Entsprechend der gehandhabten Erziehung — wenn diese Bezeichnung überhaupt für einen großen Theil der Vergangenheit erlaubt ist und der Ausdruck Aufziehung nicht richtiger ist — hat die Gehirnbildung bei den Geschlechtern wohl sich entwickelt. Die Physiologen sind darüber einig, daß die eigentliche Verstandesbildung in den vorderen Partien des Gehirns — über den Augen — also unmittelbar hinter der vorderen Hirnschale liegend, sich vollziehe. Die Gehirnpartien, die vorzugsweise das Gefühls- und Gemüthsleben — wie wir es bezeichnen — betreffen, sollen im Mittelkopfe zu suchen sein. Die Verschiedenheit der Kopfbildung zwischen Mann und Frau entspricht der Verschiedenheit des Wesens; bei dem Mann ist der Vorderkopf, bei der Frau der Mittelkopf mehr entwickelt. Dies letztere stellt auch Manouvrier, auf den wir noch zu sprechen kommen, als richtig hin.

Nach dieser, wohl aus dem Herrschafts- und Unterthänigkeitsverhältniß sich gestaltenden Kopfbildung, hat auch der Schönheitsbegriff für Mann und Frau sich entwickelt. Nach dem griechischen Schönheitsbegriff, der heute noch maßgebend ist, soll die Frau eine schmale, eher niedere Stirn, der Mann eine hohe und namentlich breite Stirn haben. Und unsern Frauen ist dieser Schönheitsbegriff, der ihre Erniedrigung enthält, so eingeprägt, daß sie eine höhere, über das Durchschnittsmaß gehende Stirn, als ein Merkmal der Unschönheit an sich bedauern und die Natur durch die Kunst zu verbessern suchen, indem sie gewaltsam die Haare über die Stirn ziehen, um sie niedriger erscheinen zu lassen.

Der Streit über die Frage, ob die Frau dem Manne geistig gleich sein könne und in Folge ihrer geringeren Hirnmasse nicht stets hinter dem Manne geistig zurück bleiben würde, kam auch in den

Nrn. 39 und 40, Jahrgang 1889, des damals in London erscheinenden „Sozialdemokrat" zur Erörterung. Der Engländer E. Belfort-Bax hatte in der genannten Zeitung unsern Standpunkt in der vorliegenden Schrift in einer Reihe Artikel unter dem Titel „Die Vergötterung des Weibes" angegriffen und darin behauptet, daß schon das Gehirn der Frau ausschließe, daß sie ähnlich dem Manne sich entwickle. Darauf antwortete ihm eine Dame, Sophie Nadeyde, in wissenschaftlicher Darlegung ihrer Gründe, unter Berufung auf die Autoritäten und wies die Angriffe von Bax schlagend zurück. Sie führte dabei eine Reihe von Thatsachen und Urtheilen an, deren theilweise Wiedergabe die Wichtigkeit des Gegenstandes rechtfertigt. Darnach hat Broca, ein bekannter Pariser Physiologe, den Kubikinhalt von 115 Schädeln aus dem 11. und 12. Jahrhundert gemessen und fand als Durchschnittsinhalt 1426 Kubikcentimeter. Die Messung von 125 Schädeln aus dem 18. Jahrhundert ergab einen Inhalt von 1462 Kubikcentimeter. Hiernach zu schließen, wären also die Gehirne im Laufe weniger Jahrhunderte erheblich größer geworden. Eine Messung von Schädeln aus der Steinzeit durch Broca ergab aber, daß der Durchschnittsinhalt des männlichen Schädels 1606 Kubikcentimeter, der des weiblichen 1581 Kubikcentimeter ergab; beide waren also größer als jene aus dem 11., 12. und 18. Jahrhundert. Frau Nadeyde schließt daraus, daß Herbert Spencer recht habe, wenn er in seiner Psychologie erkläre, das Hirngewicht hänge von der Bewegungsmenge und der Verschiedenheit dieser Bewegungen ab.

Weiter aber hebt die Verfasserin mit Nachdruck hervor, daß es weit weniger auf die Gehirnmasse als auf das Verhältniß ankomme, indem das Gehirngewicht zum Körpergewicht der beiden Geschlechter stehe, und von diesem Standpunkt aus betrachtet, stellt sich heraus, was wir schon weiter oben anführten, *daß das weibliche Gehirn schwerer als das männliche ist.* Den näheren Beweis führt Frau Nadeyde also: „Vergleichen wir die Durchschnittsgewichte der Körper und nehmen wir als Unterschied zwischen Mann und Weib nur 8 Kilogramm, obgleich mehrere Naturforscher, unter Andern auch Gay, den Delaunay zitirt, 11 Kilogramm annehmen. Nach dem Durchschnittsgewichte von 9157 amerikanischen Soldaten: 64,4 Kilogramm; (Durchschnittsgewicht des männlichen Körpers): 56 Kilogramm; (Durchschnittsgewicht des weiblichen Körpers) = 1,141 oder 1,14; d. h. das Durchschnittsgewicht des Weibes als 100 angenommen, wird jenes des Mannes durch 114 dargestellt. Nach dem

Durchschnittsgewichte von 12740 Bayern: 65,5 Kilogramm. (D. des m. K.): 57,5 (D. des w. K.) = 1,139 oder 1,14 wie oben; das Durchschnittsgewicht des Weibes als 100 angenommen, wird das des Mannes durch 114 dargestellt. Nach dem Durchschnittsgewichte von 617 Engländern 68,8 (D. d. m. K.): 60,8 (D. d. w. K.) = 1,131 oder 1,13; das Durchschnittsgewicht des weiblichen Körpers als 100 gesetzt, wird das des Mannes durch 113 dargestellt.*)

Es stellt sich also heraus, daß bei sonst gleichen Umständen die Weiber 1, 2, 3 oder 4 Prozent Gehirnmasse im Ueberschuß haben. Das heißt für 100 Gramm weiblicher Gehirnmasse sollten die Männer 113 oder 114 Gramm besitzen, in Wirklichkeit haben sie nur 110 bis 112 Gramm. Die Thatsache kann noch plastischer ausgedrückt werden: es mangelt dem männlichen Gehirne, nach dieser Rechnung, von 25 bis 51 Gramm Gehirnmasse.**)

L. Manouvrier beweist aber noch mehr, er sagt***): „Der Einfluß des Körpergewichtes auf das Gehirngewicht fällt ins Auge, wenn wir die Zahlen in der Wirbelthierreihe beobachten. Dieser Einfluß ist ebenso augenscheinlich für den Menschen, und es ist wunderbar, wie so viele Naturforscher, auch nachdem diese Wahrheit von andern beleuchtet und besprochen wurde, sie noch nicht anerkannt haben.

„Es giebt eine Menge von Thatsachen, die den Einfluß der Körperhöhe auf das Gehirngewicht beweisen. Die niederen Menschenrassen, von hohem Wuchs, weisen nicht nur ein größeres Durchschnittsgewicht des Gehirns auf, als die Europäer, sondern auch die Ziffer der großen Gehirne ist bei diesen Rassen größer. Man muß sich nicht einbilden, daß die Intelligenz einer Menschenrasse durch die Ziffer der großen Gehirne bestimmt wird, denn die Patagonier, Polynesier und die Indianer Nordamerikas übertreffen uns Pariser und alle Rassen Europas bei Weitem nicht nur durch die Ziffer der großen Gehirne, sondern auch durch den größeren Durchschnittsinhalt der Schädel.

„Der Einfluß der Körperhöhe auf die Größe des Gehirns wird durch die Thatsache bestätigt, daß die kleinen Schädelinhalte bei

---

*) Die Körpergewichte sind der Anthropologie Taupinard's entnommen.

**) Wenn wir als Unterschied des Gewichts von Männern und Weibern mit dem Gewährsmann Delaunay's 11 Kilogramm annehmen, hätten wir 35—70 Gramm gefunden.

***) L. Manouvrier. Revue Scientifique. Nr. 22. 3. Juni 1882.

Rassen mit geringer Körperhöhe, wie die Buschmänner, die Andamener und die indischen Parias, gefunden werden.

„Alle Naturforscher, die wirklich wissenschaftlich über die Gehirnfrage geschrieben, haben sich über den Unterschied, den die beiden Geschlechter aufweisen, mit der größten Behutsamkeit ausgedrückt; andere Schriftsteller dagegen haben, namentlich während der letzten Jahre, diese Frage so leichtsinnig behandelt, daß sie vor dem Publikum kompromittirt worden ist. Wenn zwischen Mann und Weib ein intellektueller Unterschied obwaltet, muß derselbe jedenfalls sehr gering sein, weil ein Psycholog wie Stuart Mill erklärt hat, diesen Unterschied nicht gefunden zu haben. Die Körperhöhe, die Muskelkraft, die Körpermasse, bieten sehr große Unterschiede dar, wegen dieser Unterschiede hat man die Frauen das gebrechliche Geschlecht genannt; und Schriftsteller, die nicht fähig waren, diese augenfälligen Unterschiede zu erkennen, maßten sich an, einen psychologischen Unterschied festzustellen, das heißt, eine weit schwierigere und verwickeltere Aufgabe zu lösen, und haben die Stimme erhoben, das Lob des eigenen Geschlechtes zu singen!

„Folglich kann der geschlechtliche Unterschied des Gehirngewichts und des Schädelinhalts, wissenschaftlich genommen, nicht als den Frauen nachtheilig bezeichnet werden. Alles beweist, daß dieser Unterschied von dem Körpergewicht abhängt; es giebt keinen anatomischen Grund, die Frau als zurückgeblieben und dem Manne in Betreff der Intelligenz untergeordnet hinzustellen. Ich werde dies bald beweisen.

„Das Verhältniß zwischen dem Gehirngewicht und der Körperhöhe ist kleiner bei dem weiblichen Geschlecht als bei dem männlichen*); aber das erklärt sich leicht: die Körperhöhe drückt die Entwicklung, oder besser das Gewicht des Körpers nicht genügend aus.

„Vergleichen wir aber das Verhältniß der Gehirngewichte, so finden wir, daß die Weiber mehr Gehirn als die Männer haben, sowohl während der Kindheit wie während des Lebens überhaupt. Der Unterschied ist nicht groß, aber er würde viel ansehnlicher sein, wenn wir nicht das Fett, welches sich in viel größerer Menge bei den Weibern findet, und das als eine inerte (unthätige) Masse gar

*) Quatrefages fand dieses Verhältniß bei Frauen ein wenig größer als bei Männern. Thurnam fand das Gegentheil, ganz wie L. Manouvrier.

keinen Einfluß auf das Gehirngewicht hat, bei dem Körpergewicht eingerechnet hätten."

Später, im Jahre 1883, veröffentlichte L. Manouvrier in der 7. Nummer der „Revue Scientifique" folgende Resultate seiner Untersuchungen.

„Wenn wir das Gewicht des männlichen Gehirns, Schenkelknochens, Schädels, Unterkiefers jedesmal durch 100 bezeichnen, so finden wir

für das Gewicht des weiblichen	Gehirns . . .	88,9
„ „ „ „ „	Schädels . .	85,8
„ „ „ „ „	Unterkiefers .	78,7
„ „ „ „ „	Schenkelknochens	62,5

„Weiter ist es eine bewiesene Thatsache, daß das Gewicht des Skeletts (ohne Schädel) sich wie jenes des Schenkelknochens verändert, wir können also das Gehirngewicht mit dem Gewichte des Schenkelknochens vergleichen. Aus den oben angegebenen Zahlen folgt, daß die Weiber im Verhältniß 26,4 Prozent mehr Gehirnmasse haben."

Drücken wir die angeführten Zahlen noch etwas plastischer aus. Wenn der Mann 100 Gramm Gehirnmasse besitzt, sollte die Frau statt 100, nur 62,5 Gramm besitzen; sie hat aber, wie gesagt, 88,9 Gramm, also einen Ueberschuß von 26,4 Gramm. Folglich, wenn wir als Durchschnittsgewicht des männlichen Gehirns 1410 Gramm (nach Wagner) annehmen, sollte das weibliche Gehirn nur 961,25 Gramm betragen, statt 1262; also hat das Weib 301,75 Gramm Gehirnmasse mehr, als das Verhältniß fordert. Nehmen wir die Zahlen Huschke's, so finden wir einen Ueberschuß von 372 Gramm; und endlich mit den Zahlen Broca's finden wir 383 Gramm Ueberschuß. Also, bei sonst gleichen Umständen haben die Frauen zwischen 300 und 400 Gramm mehr Gehirnmasse als die Männer."

Ist es also keineswegs wahr, daß die Frauen in Folge ihrer Gehirnverfassung den Männern gegenüber unterbürtig sind, so darf man sich doch nicht wundern, daß die Frauen geistig so sind wie sie sind. Sicher hat Darwin recht, wenn er sagt, daß eine Liste der ausgezeichnetsten Männer in Poesie, Malerei, Skulptur, Musik, Wissenschaft und Philosophie neben einer gleichen Liste der ausgezeichnetsten Frauen auf diesen Gebieten nebeneinandergestellt, keinen Vergleich miteinander aushalten. Aber hat man sich darüber zu wundern? Zu verwundern würde sein, wenn es nicht so wäre.

Deshalb antwortet auch Dr. Dodel-Port*) vollkommen richtig, daß dies sich ganz anders verhalten würde, wenn eine Reihe von Generationen hindurch Frauen und Männer gleichmäßig erzogen und in der Ausübung jener Künste und Disziplinen unterwiesen würden. Die Frau ist durchschnittlich genommen auch physisch schwächer als der Mann, was bei vielen wilden Völkern ebenfalls nicht der Fall ist, sich manchmal sogar umgekehrt verhält. Was aber Uebung und Erziehung von Jugend auf hierin zu ändern vermögen, sehen wir an Zirkusdamen und Akrobatinnen, die an Muth, Wagehalsigkeit, Gewandtheit und Körperkraft es mit jedem Manne aufnehmen und oft Erstaunliches leisten.

Da dieses also Alles Sache der Lebensbedingungen und Erziehung, naturwissenschaftlich derb ausgedrückt, der „Züchtung" ist, und die bewußte Anwendung der Naturgesetze in der Pflanzen- und Thierwelt ganz überraschendes leistet, so unterliegt es gar keinem Zweifel, daß die Anwendung dieser Gesetze auch auf das physische und geistige Leben der Menschen noch zu ganz andern Resultaten führte, sobald der Mensch zweck- und zielbewußt, und selbstthätig eingreifen würde.

Man sieht aus diesen Ausführungen, in welch enger, inniger Verbindung die modernen Naturwissenschaften zu unserm ganzen sozialen Leben und seiner Entwicklung stehen. Die Naturgesetze, bewußt auf die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft angewandt, müssen uns über unsere Zustände Aufschlüsse geben, die ohne sie in vollem Umfang nicht zu erlangen sind. Dringen wir durch Anwendung dieser Naturgesetze auf die Entwicklung des Menschenwesens zu den Grundursachen vor, so werden wir finden, daß Herrschaftsverhältnisse, Charakter und Eigenschaften bei Einzelnen, wie bei Klassen und ganzen Völkern, in erster Linie von den materiellen Existenzbedingungen, also von den sozialen und ökonomischen Verhältnissen, in welchen sie leben, abhängen**), und durch Bodenformation, Bodenfruchtbarkeit und Klima mit beeinflußt werden.

---

*) Die neuere Schöpfungsgeschichte.

**) Eine Entdeckung, die zuerst Karl Marx machte und in klassischer Weise in seinen Werken, insbesondere im „Kapital", begründet hat. Das Kommunistische Manifest vom Februar 1848, verfaßt durch K. Marx und Fr. Engels, beruht auf dieser Grundanschauung und kann noch heute als die mustergiltigste und vortrefflichste Agitationsschrift angesehen werden.

Sind schlechte und ungünstige Existenzbedingungen der Menschen — also Mangelhaftigkeit des Sozialzustandes — Ursache schlechter und mangelhafter individueller Entwicklung, so folgt daraus mit Nothwendigkeit, daß durch Verbesserung ihrer Existenzbedingungen die Menschen ebenfalls verbessert werden. Die Schlußfolgerung lautet: Die konsequente Anwendung der unter dem Namen des Darwinismus bekannt gewordenen Naturgesetze auf das Menschenwesen schafft in dem Maße andere Menschen, wie andere soziale Zustände herbeigeführt werden, die nach den Lehren von Marx nur im Sozialismus herbeigeführt werden können. Da hilft kein Sperren und Sträuben — „und gehst Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt" — die Gewalt der Vernunft.

Das Darwin'sche Gesetz des Kampfes ums Dasein, das darin gipfelt, daß das höher organisirte und stärkere Lebewesen das niedere verdrängt und vernichtet, findet in der Menschheit den Abschluß, daß schließlich die Menschen als denkende und erkennende Wesen ihre Lebensbedingungen, also ihre sozialen Zustände und Alles, was damit zusammenhängt, zielbewußt beständig ändern, verbessern und vervollkommnen, und zwar in dem Sinne, daß schließlich für alle Menschenwesen gleich günstige Daseinsbedingungen vorhanden sind. Die Menschheit wird sich allmälig Zustände schaffen, Gesetze, ökonomische Einrichtungen, die jedem Einzelnen ermöglichen, seine Anlagen und Fähigkeiten zu seinem eigenen wie zum Wohle der Gesammtheit zu entwickeln, ihm aber die Macht nehmen, anderen oder der Gesammtheit zu schaden, weil dies sofort fühlbar sein eigener Schaden sein würde. Ein solcher Zustand wirkt schließlich dergestalt auf die Intelligenz und Einsicht ein, daß der Gedanke an Herrschaft über andere gar keinen Platz mehr in einem Gehirn findet.

Der Darwinismus ist also wie jede wirkliche Wissenschaft eine eminent demokratische Wissenschaft*), und wenn seine Vertreter das nicht anerkennen wollen, sondern sogar das Gegentheil behaupten, so wissen sie die Tragweite ihrer eigenen

*) „Die Halle der Wissenschaft ist der Tempel der Demokratie." Buckle: „Geschichte der Zivilisation in England", II. Band, II. Theil, 4. Auflage, übersetzt von A. Runge.

Wissenschaft nicht zu schätzen. Die Gegner und insbesondere die verehrliche Geistlichkeit, die stets eine feine Nase hat, sobald es sich um irdische Vortheile oder um Schaden für sie handelt, sie haben das begriffen, und sie denunziren demgemäß den Darwinismus als sozialistisch und atheistisch. Und Professor Virchow stimmt hierin mit seinen sonstigen Gegnern überein, indem er im Jahre 1877 auf der Naturforscher-Versammlung in München gegen Professor Häckel austrumpfte: „Die Darwinsche Theorie führe zum Sozialismus." Virchow versuchte damit den Darwinismus zu diskreditiren und zu denunziren, weil Häckel die Aufnahme der Entwicklungslehre in den Schulplan verlangte. Wir denken nun: Führen die Darwin'schen Theorien zum Sozialismus, wie Virchow behauptet, so beweist das nichts gegen die Theorien, sondern nur für den Sozialismus. Die Wissenschaft darf nicht darnach fragen, ob ihre Konsequenzen sie zu dieser oder jener Staatseinrichtung, zu diesem oder jenem Sozialzustand führt. Sie hat zu prüfen, ob ihre Theorien richtig sind, und sind sie das, so sind sie mit allen Konsequenzen zu übernehmen. Wer anders handelt, sei es aus persönlichem Vortheil, sei es wegen Gunst von Oben oder aus Klassen- und Parteiinteresse, handelt verächtlich und macht der Wissenschaft keine Ehre. Die zünftige Wissenschaft, wie sie insbesondere noch an unseren Universitäten ihr Wesen treibt, kann allerdings nur in den seltensten Fällen auf Selbständigkeit und Charakter Anspruch machen. Die Furcht, die Pfründe zu verlieren, an Gunst von Oben einzubüßen, auf Titel, Orden und Beförderung Verzicht leisten zu müssen, veranlaßt die meisten Vertreter der Wissenschaft, sich zu ducken, ihre Ueberzeugungen zu verbergen oder gar das Gegentheil von dem öffentlich zu sagen, was sie innerlich glauben und wissen. Wenn ein Dubois-Reymond 1870 gelegentlich einer Huldigungsfeier an der Berliner Universität ausrief: „Die Universitäten sind die Erziehungsstätten für die geistige Leibwache der Hohenzollern", dann kann man darnach beurtheilen, wie die Mehrzahl der Uebrigen über den Zweck der Wissenschaft denkt, die an Wissen und Bedeutung tief unter Dubois-Reymond stehen*). Die Wissenschaft wird zur dienenden Magd der Gewalt herabgewürdigt.

*) Herr Dubois-Reymond hat den oben zitirten Satz mit Hinweis auf die damaligen Angriffe gegen ihn im Februar 1883 bei der Geburtstagsfeier Friedrichs des Großen wiederholt.

Es ist uns erklärlich, daß Professor Häckel und seine Anhänger, wie Professor Schmidt, v. Hellwald und Andere, sich energisch gegen den entsetzlichen Vorwurf wehren, der Darwinismus arbeite dem Sozialismus in die Hände und ihrerseits behaupten: Das Gegentheil sei richtig, der Darwinismus sei aristokratisch, indem er lehre, daß überall in der Natur das höher organisirte und stärkere Lebewesen das niedere unterdrücke. Und da die besitzenden und gebildeten Klassen diese höher organisirten und stärkeren Lebewesen innerhalb der Gesellschaft darstellten, sei ihre Herrschaft berechtigt, weil naturgesetzlich nothwendig.

Der falsche Schluß liegt auf der Hand. Angenommen, daß dies die Ueberzeugung der Genannten ist, so wenden sie ihre Lehren auf die Menschheit nur mechanisch an. Sie meinen, weil der Kampf ums Dasein in der Natur sich bei Thieren und Pflanzen unbewußt, d. h. ohne Kenntniß der Gesetze für Thier und Pflanze vollzieht, müsse das auch für die Menschheit gelten. Glücklicher Weise aber kommt die Menschheit, im Gegensatz zu den Thieren und Pflanzen, zur Erkenntniß der Gesetze, die ihre Entwicklung bedingen. Sie hat also nur nöthig, diese Erkenntniß auf ihre politischen, sozialen und religiösen Einrichtungen anzuwenden und diese umzuformen. Der Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere ist also, daß der Mensch wohl ein denkendes Thier genannt werden mag, das Thier aber kein denkender Mensch ist. Das haben so viele Darwinianer in ihrer Gelehramkeit übersehen. Daher der falsche Zirkel, den sie beschreiben.

Natürlich bestreiten Professor Häckel und seine Anhänger auch, daß der Darwinismus zum Atheismus führe, und so machen sie, nachdem sie den „Schöpfer" durch all ihre wissenschaftlichen Ausführungen und Beweise beseitigt haben, die krampfhaftesten Versuche, ihn durch die Hinterthüre hereinzuschmuggeln. Zu diesem Zwecke bildet man sich seine eigene Art von „Religion", die man „höhere Sittlichkeit", „sittliche Prinzipien" u. s. w. nennt. Professor Häckel machte 1882 in Eisenach auf der Naturforscher-Versammlung im Beisein der großherzoglich weimar'schen Familie sogar den Versuch, nicht blos die Religion zu retten, sondern auch seinen Meister Darwin als religiös hinzustellen. Der Versuch scheiterte, wie Jeder, der jenen Vortrag und den dabei zitirten Brief Darwin's gelesen hat und denken kann, bestätigen wird. Der Brief Darwin's

besagte das Gegentheil dessen, was er nach Professor Häckel besagen sollte, freilich in vorsichtigen Ausdrücken, weil Darwin Rücksichten auf die „Frömmigkeit" seiner Landsleute, der Engländer, nahm, und deshalb nie wagte, öffentlich seine wahre Meinung über die Religion zu sagen. Privatim hatte er dieses, wie kurz nach der Weimarer Versammlung bekannt wurde, Dr. Büchner gegenüber gethan und diesem mitgetheilt, daß er seit seinem vierzigsten Lebensjahre — also seit 1849 — nichts mehr glaube, weil er keine Beweise für den Glauben habe erlangen können. Auch unterstützte Darwin in den letzten Jahren seines Lebens eine in New-York erscheinende atheistische Zeitung.

Mit Professor Virchow fällt auch Dr. Dühring über Darwin und den Darwinismus her und zwar in recht wüster Weise. Um dies zu können, macht er sich eine eigene Art von Darwinismus zurecht, und bekämpft ihn dann mit Waffen, die er zum Theil wieder dem Darwinismus selbst entnommen hat.

Vermag man mit zweckbewußter Anwendung der Naturgesetze die Züchtung ganz veränderter Gestalten und selbst Arten in der Thier- und Pflanzenwelt hervorzubringen, mit fast unglaublich scheinenden Veränderungen, so werden diese — die Entwicklungsgesetze auf die Menschenerziehung angewandt — schließlich auch dahin führen, bestimmte körperliche und geistige Eigenschaften hervorrufen zu können, welche ihm die harmonische Entwicklung ermöglichen.

* * *

Die Frauen müssen, Kraft des in ihnen lebenden Naturtriebes nach Vervollkommnung, den Wettkampf mit dem Manne auch auf geistigem Gebiete aufnehmen, und sie haben nicht erst zu warten, bis es den Männern beliebt, ihre, der Frauen, Gehirnfunktionen zu entwickeln. Diese Bewegung ist bereits in Fluß. Hier und dort haben die Frauen bereits viele Hindernisse hinweggeräumt und in die geistige Arena sich begeben; in einigen Ländern mit besonderem Erfolg, und zwar vorzugsweise in Nord-Amerika und Rußland, zwei Ländern, die in ihrer politischen Organisation und vielfach auch in ihren sozialen Zuständen Extreme sind. So giebt es in Nord-Amerika und in Rußland heute zahlreiche weibliche Aerzte, von denen sich viele eines ausgezeichneten Rufes erfreuen und eine große Praxis

haben*). Kein Zweifel, daß die Frau, der man allseitig ihre Fähigkeiten als Krankenpflegerin nachrühmt, auch zur Aerztin besonders befähigt ist. Außerdem wären für unsere Frauen weibliche Aerzte eine große Wohlthat, denn der Umstand, daß sie sich in Krankheitsfällen und in ihren so verschiedenartigen, mit dem Geschlechtszweck zusammenhängenden körperlichen Störungen Männern anvertrauen sollen, hindert sie häufig, rechtzeitig ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Daraus entstehen eine Menge von Unannehmlichkeiten, und zwar nicht blos für die Frauen, sondern auch für die Männer. Es giebt keinen Arzt, der über diese manchmal verbrecherische Zurückhaltung der Frauen und ihre Abneigung, frei heraus ihr Uebel einzugestehen, nicht zu klagen hätte. Das ist begreiflich, unvernünftig ist nur, daß die Männer, und namentlich auch die Aerzte, nicht einsehen wollen, wie berechtigt das Studium der Medizin für die Frauen ist.

Das medizinische Studium der Frauen würde auch deshalb nützlich sein, weil es namentlich an Aerzten auf dem Lande mangelt, denn unsere, ernste Anstrengungen möglichst scheuende, Bourgeoisjugend drängt sich nicht übermäßig dazu. Ueberhaupt sieht es mit der Strebsamkeit und dem Lerneifer dieser Jugend ziemlich windig aus — was am besten die jährlichen Einjährig-Freiwilligen-Prüfungen beweisen — die weibliche Konkurrenz würde sehr heilsam wirken.

Nach dieser Richtung hin liefern die Vereinigten Staaten ebenfalls genügend Beispiele. Dort bestehen vielfach, zum Entsetzen unserer gelehrten und ungelehrten Zöpfe männlichen und weiblichen Geschlechts, Hochschulen, an denen beide Geschlechter zusammen in großer Anzahl ausgebildet werden. Hören wir den Erfolg. Präsident White von der University of Michigan erklärt: „Der beste Schüler im Griechischen unter 1300 Studenten ist seit einigen

*) Weibliche Aerzte und Operateurinnen von großem Ruf gab es bereits im 9. und 10. Jahrhundert im Araberreich, namentlich auch unter der Araberherrschaft in Spanien, wo sie an der Universität zu Kordova studirten. Die Frau war zu jener Zeit im mohammedanisch-arabischen Reich viel freier als heute im Orient, was Mohammed geschuldet ist, der ihre soziale Stellung wesentlich verbesserte. Aber asiatischer, persischer und türkischer Einfluß hat später wieder die Stellung der Frau im Orient herabgedrückt. Interessante Mittheilungen hierüber bei v. Kremer „Kulturgeschichte des Orients". Im 12. Jahrhundert studirten auch in Bologna und Palermo Frauen Medizin.

Jahren eine Jungfrau, der beste Schüler in der Mathematik in einer der stärksten Klassen unseres Instituts ist ebenfalls eine Jungfrau, und mehrere unter den besten Schülern in den Naturwissenschaften und den allgemeinen Wissenschaften sind ebenfalls Jungfrauen." Dr. Fairshild, Präsident vom Oberlin College in Ohio, in dem über 1000 Studirende von beiden Geschlechtern gemeinschaftlich lernen, sagt: „Während meiner achtjährigen Thätigkeit als Professor der alten Sprachen — Latein, Griechisch, Hebräisch — und in den ethischen und philosophischen Studien, und während meiner elfjährigen Thätigkeit in der abstrakten und angewandten Mathematik habe ich keine andere Verschiedenheit der beiden Geschlechter bemerkt als in der Art des Vortrags." Eduard H. Machill, Präsident des Swarthmore College in Delaware County Pa., Verfasser der Schrift, der vorstehende Daten entnommen sind*), sagt, daß er nach vierjähriger Erfahrung zu dem Resultate gekommen sei, daß in moralischer und sittlicher Beziehung die gemeinsame Erziehung der beiden Geschlechter die besten Resultate ergeben habe. Dies für Jene, die durch eine solche Erziehung die „Sittlichkeit" gefährdet sehen. Es werden in Deutschland noch viele Zöpfe abgeschnitten werden müssen, ehe die Vernunft sich Bahn bricht.

In den Vereinigten Staaten haben die Frauen überhaupt Gelegenheit, sich auf den verschiedensten Gebieten auszuzeichnen, unter anderen namentlich auch als Erfinder.

So veröffentlichten im Jahre 1884 nordamerikanische Fachblätter eine Liste weiblicher Erfinder, die keineswegs vollständig sein soll, nach welcher folgende Gegenstände von Frauen erfunden beziehentlich verbessert wurden: Eine verbesserte Spinnmaschine; ein rotirender Webstuhl (rotary loom), der drei Mal so viel leistet, als ein gewöhnlicher; ein Ketten-Elevator; eine Kurbel für Schraubendampfer; ein Rettungsapparat für Feuersgefahr; ein Apparat zum Wiegen der Wolle, eine der empfindlichsten Maschinen, die je erfunden wurden und von unschätzbarem Werth für die Wollenindustrie; ein tragbares Wasserreservoir zum Löschen von Schadenfeuern; ein Verfahren zur Anwendung von Petroleum an Stelle von Holz und Kohlen als Brennmaterial bei Dampfmaschinen; ein verbesserter Funkenfänger für Lokomotiven; ein Signal für Straßenübersetzungen von Eisenbahnen; ein System der Waggonheizung ohne Feuer; ein

*) An Adress upon the Co-Education of the Sexes. Philadelphia.

ölender Filz (lubricating felt) zur Verminderung der Reibung (im Eisenbahnbetrieb); eine Schreibmaschine; eine Signalrakete für die Marine; ein Tiefsee-Teleskop; ein System zur Dämpfung des Lärms bei Hochbahnen; Rauchverzehrer; eine Maschine zum Falzen von Papier, Säcken ꝛc. Namentlich sind viele Verbesserungen von Nähmaschinen von Frauen gemacht worden, so z. B. ein Behelf zum Nähen von Segeln und schweren Tüchern; ein Apparat zum Einfädeln während des Ganges der Maschine; eine Verbesserung der Maschine zum Nähen von Leder ꝛc. Letztere Erfindung ist von einer Frau gemacht, die seit Jahren eine Sattlerei in New-York betreibt. Das Tiefsee-Teleskop, erfunden von Frau Mather und verbessert von deren Tochter, ist eine Erfindung von höchster Wichtigkeit, indem sie es ermöglicht, den Kiel des größten Schiffes zu besichtigen, ohne daß dieses in das Trockendock gebracht werden muß. Mit Hilfe dieses Fernrohres kann man vom Schiffsbord aus versunkene Wracks besichtigen, Schifffahrtshindernisse und Torpedos aufsuchen ꝛc. Neben diesen praktischen Vortheilen läßt seine Anwendung auch für die Wissenschaft Bedeutendes erwarten.

Zu den Maschinen, welche wegen ihrer außerordentlichen Komplizirtheit und genialen Konstruktion in Amerika wie in Europa Aufsehen erregten, ist auch eine zur Fabrikation von Papiersäcken zu zählen. Viele Männer, darunter hervorragende Mechaniker, hatten bisher ohne Erfolg eine solche Maschine herzustellen gesucht. Es ist eine Frau, Miß Maggie Knight, welche sie erfand; seitdem hat dieselbe wieder eine solche zum Falzen von Papiersäcken konstruirt, welche die Arbeit von 30 Menschen verrichtet; sie selbst leitete die Aufstellung dieser Maschine zu Amherst in Massachusetts. Die deutschen Frauen haben bis jetzt ähnliches noch nicht geleistet. Warum? Weil man sie möglichst unmündig zu machen sucht.

Gegen das Studium der Frauen wird eingewendet, daß es unschicklich sei, Frauen in die medizinischen Hörsäle, in die Operations- und Geburtszimmer neben männlichen Studenten zuzulassen. Finden die Männer nichts Anstößiges darin, an kranken weiblichen Objekten, in Anwesenheit von Wärterinnen und anderen weiblichen Kranken, ihre Studien und Untersuchungen vorzunehmen, so ist erst recht kein Grund vorhanden, daß dies für weibliche Studentinnen sich nicht schicke. Und der Lehrende kann durch die Art, wie er lehrt, sehr viel thun, um auf die Haltung seiner männlichen und weiblichen Hörerinnen einzuwirken. Auch sind die Frauen, die einem

solchen Studium sich widmen, von einem Ernst und von einer Willenskraft beseelt, durch die sie die meisten der studirenden Männer übertreffen. Professoren, die männliche und weibliche Studirende zusammen unterrichteten, bestätigen dies. Der Eifer der weiblichen Studirenden ist durchschnittlich größer als jener der männlichen. Endlich könnten auch die einmal durchgebildeten Aerztinnen — wenn man denn schlechterdings die unnatürliche Auseinanderhaltung der Geschlechter bei natürlichen Dingen für nothwendig halten will — die Ausbildung ihrer Geschlechtsgenossinnen übernehmen.

In Wahrheit sind es ganz andere Gründe, welche die meisten Professoren der Medizin und überhaupt die Universitätslehrer, veranlassen, weiblichen Studirenden feindlich gegenüberzutreten. Sie sehen darin eine „Herabwürdigung" der Wissenschaft, die an Ansehen in den Augen der beschränkten Menge einbüßen könnte, wenn sich erwiese, daß auch weibliche Gehirne eine Wissenschaft zu kapiren vermöchten, die bis dato nur für die Auserwählten des männlichen Geschlechts erschlossen war.

Unser Universitätswesen befindet sich, wie unser gesammtes Bildungswesen, trotz aller gegentheiligen Phrasen, in einer sehr mangelhaften Verfassung. Wie in der Volksschule dem Kinde die kostbarste Zeit geraubt wird, um sein Hirn mit Dingen anzufüllen, die weder mit der Vernunft, noch mit wissenschaftlicher Erkenntniß im Einklang stehen; wie ihm eine Masse Ballast aufgebürdet wird, den es im Leben nicht verwenden kann, der vielmehr es in seinem Fortkommen und seiner Entwicklung hemmt, so ist's auch in unseren höheren Schulen. In den Vorbereitungsanstalten zu den Universitäten wird den Schülern eine Masse trockenen unbrauchbaren Lehr- und Memorirstoffs eingepaukt, der ihre meiste Zeit, ihre kostbarsten Gehirnkräfte in Anspruch nimmt, und auf der Universität wird meist in derselben Richtung fortgewirkt. Eine Masse von Althergebrachtem, Ueberlebtem, Ueberflüssigem wird ihnen neben verhältnißmäßig wenigem Guten gelehrt. Die einmal geschriebenen Kollegienhefte werden von den meisten Professoren Jahre lang hinter einander, bis auf die eingestreuten Witze, Semester für Semester heruntergeleiert. Das hohe Lehramt wird bei vielen zum ganz gewöhnlichen Handwerk, und für die Lernenden bedarf es keines Scharfsinns, das herauszufühlen. Auch sorgen die überkommenen Begriffe vom Universitätsleben dafür, daß die jungen Leute die Studienjahre nicht zu ernst nehmen und Mancher, der sie ernst nehmen

will, wird durch die pedantische und ungenießbare Lehrweise der meisten Professoren abgeschreckt. Die Abnahme des Lern- und Studireifers ist eine auf unseren Universitäten und höheren Schulen allgemein beobachtete Thatsache, die selbst in maßgebenden Kreisen Bedenken erweckt. Dazu steht in engster Beziehung das Streberthum, das in unserer charakterarmen Zeit die größten Fortschritte macht und die Hochschulen immer mehr überwuchert. Die „gute Gesinnung" tritt an Stelle des Wissens und macht sich breit; ein „Patriot" zu sein, d. h. ein Mann, der keine eigene Meinung hat, sondern sich sorgsam nach Oben richtet und sucht wie dort der Wind weht und darnach sich schmiegt und kriecht, gilt mehr als ein Charakter und ein Mann von Einsicht und Wissen. Kommt dann für diese Streber die Examenzeit, so wird in ein paar Monaten rasch eingepaukt, was unumgänglich nothwendig erscheint, um nothdürftig bestehen zu können. Ist schließlich das Examen glücklich vorüber und eine amtliche oder berufliche Stellung erlangt, so arbeiten die meisten dieser „Studirten" rein mechanisch und handwerksmäßig fort, nehmen es aber sehr übel, wenn ein „Nichtstudirter" ihnen nicht mit der größten Hochachtung begegnet, sie nicht als eine andere, edlere Menschenrace ansieht und behandelt. Die Mehrzahl der Angehörigen unserer sogenannten höheren Berufe, der Rechtsanwälte, Richter, Mediziner, Professoren, Beamten, Künstler ꝛc. sind nichts als Handwerker in ihrem Fach, die kein Bedürfniß nach weiterer Ausbildung empfinden, sondern froh sind, an der Krippe zu stehen. Nur der strebsame Mann entdeckt später erst, wie viel Unnützes er gelernt, oft gerade das nicht gelernt, was er am Nöthigsten brauchte, und fängt nun erst an wirklich zu lernen. Während des besten Theils seines Lebens hat man ihn mit viel Unnützem oder Schädlichem gequält; einen zweiten Theil des Lebens braucht er, um das Unnütze und Schädliche abzustreifen und sich zur Höhe der Zeitanschauung durchzuarbeiten, und nun erst kann er wirklich ein nützliches Glied der Gesellschaft werden. Viele kommen über das erste Stadium nicht hinaus, Andere bleiben im zweiten stecken, nur Wenige haben die Energie, sich zum dritten emporzuarbeiten.

Aber das „Decorum" erfordert, daß der mittelalterliche Plunder und der unnütze Lernstoff beibehalten bleibe, und da die Frauen, in Folge ihres Geschlechtes, von vornherein von den Vorschulen und Präpariranstalten ausgeschlossen sind, so bildet dieser Umstand den bequemen Vorwand, ihnen die Thüren zum Hörsaal zu verschließen.

In Leipzig machte in den siebziger Jahren einer der berühmtesten Professoren der Medizin einer Dame gegenüber unverhohlen das Geständniß: „Die Gymnasialbildung ist zwar nicht nothwendig zum Verständniß der Medizin, aber man muß sie zur Vorbedingung des Eintritts machen, damit das Ansehen der Wissenschaft nicht leidet."

Allmälig macht sich in Deutschland die Opposition gegen die Nothwendigkeit der „klassischen" Bildung für das Studium der Medizin bemerkbar. Die ungeheuren Fortschritte in den Naturwissenschaften bedingen ein frühzeitiges Einweihen in dieselben; die Handhabung der gymnasialen Erziehung mit ihrer Bevorzugung der klassischen Sprachen, Griechisch und Latein, verhindert aber dieselbe und so kommt es, daß die angehenden Studenten auf die Universität gelangen, ohne die nöthigen naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse zu besitzen, die für gewisse Studienfächer, wie z. B. die Medizin, von entscheidender Bedeutung sind. Gegen diese einseitige Art der Bildung erhebt sich endlich selbst die Opposition in den Lehrerkreisen, wie eine Erklärung beweist, die an 400 Lehrer der deutschen Hochschulen im Herbst 1890 veröffentlichten. Im Auslande, wie z. B. in der Schweiz, hat man längst dem naturwissenschaftlichen Studium das Hauptgewicht beigelegt und Jeden, auch ohne die sogenannte klassische Bildung, zum Studium der Medizin zugelassen, der ausreichende Vorkenntnisse in den Naturwissenschaften und der Mathematik besaß, und im gleichen Sinne handelt man in Rußland und den Vereinigten Staaten.

Professor Bischoff in München giebt mit als Grund an, weshalb er Frauen das Studium der Medizin nicht empfehle: „Die Rohheit der Studenten", was sehr bezeichnend ist. Derselbe Professor sagt an einer Stelle seiner Schrift über das angeregte Thema, und auch diese Stelle ist charakterisirend: „Warum sollte man (nämlich als Professor) nicht da und dort einer interessanten, intelligenten und auch hübschen Frau gestatten, eine Vorlesung über irgend eine unverfängliche Disziplin zu besuchen?" Eine Ansicht, die Herr von Sybel augenscheinlich ebenfalls hegt und also ausdrückt: „Einzelne Männer sind selten im Stande gewesen, einer lernbegierigen und nicht unliebenswürdigen Schülerin ihre Theilnahme und Hilfe zu versagen."

Schade um jedes Wort, das man zur Widerlegung solcher „Gründe" und Anschauungen noch sagen wollte. Die Zeit wird

kommen, wo man sich weder um die Rohheit der „Gebildeten", noch um das Zopfthum oder das sinnliche Gelüst der Gelehrten kümmert, sondern thun wird, was Vernunft und Gerechtigkeit gebieten.

Wie schon bemerkt, sind die vorurtheilsvollen Ueberlieferungen, an denen Europa und speziell Deutschland kranken, in Nord-Amerika viel weniger vorhanden. Frauen haben vielfach als Aerzte, selbst als Rechtsanwälte, Lehrerinnen, und zwar bis in die höchsten Bildungsanstalten — wie denn die Frauen in Nord-Amerika im Lehrfach die Mehrheit der Lehrkräfte stellen —, ferner als Beamte in den verschiedensten Kommunal- und Staatsämtern angesehene Stellungen erlangt. In den Vereinigten Staaten beträgt die Zahl der weiblichen Aerzte über 2000, darunter sind ungefähr 100 Professoren. Im Staate Jowa gab es vor wenig Jahren schon 125 Aerztinnen und 5 weibliche Anwälte. Im Ganzen beträgt die Zahl der weiblichen Studirenden auf den verschiedenen nordamerikanischen Hochschulen über 18 000. Neben den Vereinigten Staaten ist den Frauen das Studium in England, Frankreich, Italien, Spanien, Schweden und Norwegen gestattet. Besondere medizinische Hochschulen für weibliche Aerzte giebt es in London, New-York, Philadelphia. Auch in Rußland huldigt man in Bezug auf die Frau viel freieren und höheren Anschauungen als in Deutschland. Viele russische Frauen haben sich mit großem Erfolg den verschiedensten wissenschaftlichen Studien ergeben. In Rußland gab nach längerem Drängen im Jahre 1872 der Kaiser die Genehmigung zur Errichtung einer Frauenfakultät für Medizin. Die medizinischen Kurse wurden in dem Zeitraum von 1872—1882 von 959 Studentinnen besucht. Bis zum Jahre 1882 hatten 281, bis Anfang 1884 350 Frauen die medizinischen Kurse absolvirt, von welchen ungefähr 100 auf Petersburg kamen. Von den Studentinnen, die bis 1882 die Fakultät besuchten, waren 71 (9,0 Prozent) verheirathet und 13 (1,6 Prozent) verwitwet, von den übrigen heiratheten während ihrer Studien 116 (15,9 Prozent). Die meisten Studentinnen, 214, stammten aus dem Adel- und Beamtenstande, 138 aus dem Kaufmanns- und privilegirten Bürgerstande, 107 aus dem Militär-, 59 aus dem Priesterstande ꝛc., 54 aus den unteren Volksklassen. Von den 281 Aerztinnen, die bis 1882 ihre Studien vollendet hatten, wurden 62 von verschiedenen Semstwos berufen, 54 fanden in Kliniken Anstellung, 12 arbeiteten als Assistentinnen in medizinischen Kursen, 46 gingen zur

Privatpraxis über. Hervorzuheben ist, daß von den studirenden Frauen über 52 Prozent weder Latein noch Griechisch gelernt hatten und doch leisteten sie dasselbe, wie die Männer. Dessenungeachtet war man in den russischen Regierungskreisen dem Frauenstudium sehr wenig grün, bis die großen Verdienste, die sich die weiblichen Aerzte auf dem Kriegsschauplatz in der Türkei im russisch-türkischen Feldzug von 1877—1878 erworben hatten, das Eis brachen. Das Frauenstudium hatte sich mit Beginn der achtziger Jahre in Rußland bedeutend erweitert, tausende von Schülerinnen widmeten sich den verschiedensten Studienfächern, hierin aber und in der Thatsache, daß dadurch freiere Ideen sich Bahn brachen, die dem Despotismus gefährlich zu werden drohten, wurden, nachdem man den studirenden Frauen schon vorher das Leben nach Kräften erschwert hatte, die Kurse durch kaiserlichen Ukas vom 1. Mai 1885 so gut wie unterdrückt*).

In der Schweiz hat das Frauenstudium im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte ebenfalls erheblich zugenommen und sind es insbesondere die Universitäten zu Zürich und Bern, an welchen Frauen studiren. Basel hat sich bis jetzt geweigert, Frauen zum Studium zuzulassen, Genf wurde nur schwach von Frauen frequentirt. Im Wintersemester 1885/86 studirten in Zürich 48 Frauen, darunter 16 Schweizerinnen. Die Studirenden vertheilten sich mit 1 auf die juristische, 28 auf die medizinische und 19 auf die philosophische Fakultät. Zu derselben Zeit studirten in Bern 57 Frauen, darunter 13 Schweizerinnen, und zwar studirten 42 Medizin und 15 Philosophie. Die Ausländerinnen rekrutirten sich hauptsächlich aus Rußland, doch stellt auch Deutschland in steigendem Maße sein Kontingent. Im Frühjahr 1878 bestand eine russische Studirende in Bern die Prüfung mit solcher Auszeichnung, namentlich in der Mathematik, daß die philosophische Fakultät ihr einstimmig das Doktor-Diplom mit der höchsten Note zuerkannte. Ein Gleiches geschah einige Monate später einer österreichischen Dame seitens der medizinischen Fakultät der Universität Bern, und zu Ende 1887 ertheilte die Akademie der Wissenschaften zu Paris an Frau S. v. Kowalewsky den ersten mathematischen Preis. Die Dame erhielt eine Professur der Mathematik in Stockholm.

---

*) Neue Zeit 1884. Seite 155 und folg.: Das Frauenstudium in Rußland.

In Deutschland hat bisher der Staat die Frauen nicht nur von der Zulassung zum Studium ausgeschlossen*), in den wenigen Fällen, in denen er sie anstellte, hat er sie, nach echter Ausbeuterweise, nur als billigere Arbeitskraft betrachtet, die bei denselben Leistungen erheblich schlechter bezahlt wird als der Mann. Da nun die Männer unter den heutigen Verhältnissen schon an und für sich der Frau konkurrenzfeindlich gesinnt sind, ihr aber doppelt feindlich entgegentreten, wenn ihre Arbeitskräfte durch billigere verdrängt zu werden drohen, so ist das Verhältniß für die Frauen ein keineswegs angenehmes. Dazu kommt, daß in Deutschland der Militärstand alljährlich so viel ausgediente Unteroffiziere und ausrangirte Offiziere zu Beamtenaspiranten macht, daß für andere Arbeitskräfte kein Platz vorhanden ist. Daher wurden die angestellten Frauen meist wieder rasch beseitigt. Auch darf nicht verkannt werden, daß bei dem Uebermaß von Arbeitszeit, welches Private wie Staat an die weiblichen Arbeitskräfte stellen, sich überall schwere Unzuträglichkeiten ergeben, namentlich wenn auch noch häusliche Pflichten zu erfüllen sind. Die Privatwirthschaft steht eben mit den Anforderungen, die das Leben an Millionen Frauen stellt, ebenso im Widerspruch, wie die allgemeinen Wirthschaftszustände mit der Menschenwürde der großen Mehrheit.

Die Frauen beweisen mit jedem Jahre mehr, daß es ihnen, trotz aller Vernachlässigung in der Ausbildung, an geistigen Fähigkeiten nicht fehlt, und daß schon heute sie auf vielen Gebieten den Wettkampf mit dem Manne aufzunehmen im Stande sind. Es giebt ebenso tüchtige Schriftstellerinnen als Künstlerinnen und zwar der verschiedensten Art, und ebenso, wie nachgewiesen wurde, Vertreter anderer höherer Berufe. Damit ist dem reaktionären Geschrei gegenüber gezeigt, daß man ihnen auf die Dauer die Gleichberechtigung nicht versagen kann. Unzweifelhaft ist freilich, daß unter den bestehenden sozialen Verhältnissen damit weder für die Frauen noch für die Männer das eigentliche Ziel erreicht ist. Ein stärkeres Eindringen der Frauen in die höheren Berufe — was immer nur einer Minorität möglich ist — muß schließlich dort dieselbe Wirkung ausüben, wie auf dem Felde der Industrie. Die Frau wird auch im

*) In Berlin ist insoweit das Eis gebrochen, als dort bereits im Frühjahr 1883 fünf weibliche Aerzte praktizirten, die sich sämmtlich eines bedeutenden Zuspruchs erfreuten. Der deutsche Gelehrtenzopf wackelt darob bedenklich.

höheren Berufe schlechter bezahlt in dem Maße, wie ihre Konkurrenz das Angebot steigert. Uns ist ein Fall bekannt, wo in einer Gemeinde eine Frau an die Stelle eines Mannes ins höhere Lehrfach einrücken sollte, aber — nur mit der Hälfte des Gehaltes. Das ist eine schamlose, aber nach den in der bürgerlichen Welt herrschenden Grundsätzen gerechtfertigte Zumuthung, und sie wurde in Folge des Zwanges der Verhältnisse acceptirt. Es kann also kein Zweifel sein, daß mit der Eroberung des Eintritts in die höheren Berufe für die Frauen die Befreiung aus der sozialen Misere keineswegs vorhanden ist. Man muß weiter marschiren.

Die rechtliche Stellung der Frau. Ihre Stellung zur Politik.

Sobald ein Stand oder eine Klasse in ökonomischer und sozialer Abhängigkeit sich befindet, erhält diese Abhängigkeit auch stets in den Gesetzen des bezüglichen Landes ihren Ausdruck. Die Gesetze sind nur der in bestimmte Rechtsnormen gebrachte und darin ausgedrückte soziale Zustand eines Landes, sie spiegeln denselben wieder. Die Frauen als abhängiges, unterdrücktes Geschlecht machen von der angeführten Regel keine Ausnahme. Die Gesetze sind negativer und positiver Art. Negativ, insofern sie bei der Vertheilung von Rechten einfach von dem Unterdrückten keine Notiz nehmen, als sei er nicht vorhanden, positiv, indem sie ihm seine unterdrückte Stellung anweisen und etwaige Ausnahmen bezeichnen.

Unser gemeines Recht ist auf dem römischen Recht aufgebaut, das den Menschen nur als besitzendes Wesen kannte. Doch hat das alte germanische Recht, das von der Frau würdiger dachte, einigermaßen seine Wirkung behalten. Dagegen ist bei den romanischen Nationen die römische Rechts-Auffassung, insbesondere auch in Bezug auf die Frau, noch heute vorherrschend. Daß in der französischen Sprache der Mensch und der Mann durch ein und dasselbe Wort „l'homme“ bezeichnet werden, ist kein Zufall. Das französische Recht kennt den Menschen nur als Mann. So war es ähnlich in Rom. Es gab römische Bürger und nur Frauen römischer Bürger, keine Bürgerinnen.

Die bunte Musterkarte der vielen, namentlich deutschen Gemeinrechte aufzuzählen, ist überflüssig, wenige Beispiele genügen.

Dem gemeinen deutschen Rechte nach ist die Frau überall dem Manne gegenüber unmündig, der Mann ist der Herr, dem sie in der Ehe Gehorsam schuldig ist. Ist sie ungehorsam, so steht nach dem preußischen Landrecht dem Manne von „niederem" Stande das Recht einer mäßigen körperlichen Züchtigung der Frau zu. Es soll allerdings auch hochgestellte Männer geben, die dieses „Recht" sich anmaßen und ausüben. Da nirgends die Kraft und die Zahl der Schläge vorgeschrieben ist, entscheidet darüber souverän der Mann. Im alten Hamburger Stadtrecht heißt's: „Sonst wird mäßige Züchtigung dem Ehemann über seine Hausfrau, den Eltern über ihre Kinder, den Lehrern über ihre Schüler, dem Hausherrn und der Hausmutter über das Gesinde billig erlaubt und zugelassen."

Aehnliche Bestimmungen bestehen vielfach in Deutschland. Nach dem preußischen Landrecht kann ferner der Mann seiner Frau vorschreiben, wie lange sie dem Kinde die Brust zu reichen habe. In allen Dispositionsfällen über die Kinder entscheidet der Mann. Stirbt dieser, ist die Frau meist gezwungen, einen Vormund über die Kinder anzunehmen, sie ist für unmündig und unfähig zu alleiniger Erziehung erklärt, auch wenn sie durch ihr Besitzthum und ihre Arbeitskraft ihre Kinder allein erhält. Ihr Vermögen verwaltet in der Regel der Mann und es wird in Fällen des Konkurses in den meisten Staaten als das seine angesehen und darüber verfügt, wenn nicht ein vor der Ehe geschlossener Kontrakt ihr das Vermögen sicherte. Wo für Grundbesitz das Erstgeburtsrecht (Primogenitur) besteht, kann die Frau, wenn sie die Erstgeborene ist, den Besitz nicht antreten, wenn Männer und Brüder vorhanden sind; sie rückt erst dann ein, wenn sie keine Brüder hat oder solche starben. Die politischen Rechte, die auf solchem Grundbesitz in der Regel ruhen, kann sie nicht ausüben, vereinzelte Fälle ausgenommen, wie in Sachsen, wo die Landgemeindeordnung ihr als Grundbesitzerin das aktive Wahlrecht einräumt, aber ihr das passive, das Recht der Wählbarkeit vorenthält. Besitzt sie aber einen Ehemann, so gehen alle Rechte auf diesen über. In Baden scheinen Frauen unter gewissen Voraussetzungen auch das passive Wahlrecht zu besitzen, denn im Herbste 1889 wurden, wie die Zeitungen berichteten, in einer badischen Landgemeinde 3 Frauen in den Gemeinderath gewählt. Verträge darf die Frau in den meisten Staaten nur mit Zustimmung des Mannes schließen, ausgenommen sie besitzt

ein eigenes Geschäft, das sie nach der neueren Gesetzgebung begründen kann. Von jeder öffentlichen Thätigkeit ist sie ausgeschlossen. Das preußische Vereinsgesetz verbietet Schülern und Lehrlingen unter 18 Jahren und Frauen die Betheiligung an politischen Vereinen oder Versammlungen. Noch vor nicht vielen Jahren war in verschiedenen deutschen Strafprozeßordnungen Frauen die Anwesenheit bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen als Zuhörer untersagt. Empfängt eine Frau ein uneheliches Kind, so hat sie keinen Anspruch auf Alimente, wenn sie von dem Manne zur Zeit der Schwängerung ein Geschenk annahm. Läßt sich eine Frau von ihrem Manne scheiden, so trägt sie zu ewiger Erinnerung an ihn seinen Namen, es sei denn sie heirathe wieder.

Diese Proben mögen genügen. In Frankreich ist sie noch übler daran. Wie die Frage nach der Vaterschaft im Falle unehelicher Geburt behandelt wird, ist schon erörtert. Damit steht in Verbindung, daß die Frau im Falle des Ehebruchs seitens des Mannes nicht ohne Weiteres auf Trennung von Tisch und Bett klagen kann, der Ehebruch muß unter erschwerenden Umständen stattgefunden haben. Umgekehrt kann der Mann die Trennung sofort verlangen. So ist's auch in Spanien, Portugal, Italien. Nach § 215 des Code civil darf sie ohne Zustimmung des Gatten und zweier ihrer nächsten Verwandten nicht vor Gericht auftreten, auch wenn sie einen öffentlichen Handel hat. Nach § 213 soll der Mann die Frau schützen und sie hat ihm Gehorsam zu leisten. Die Vermögensverwaltung ist Sache des Ehemannes u. s. w. Ganz ähnliche Bedingungen bestehen in der französischen Schweiz, z. B. im Kanton Waadt. Ueber die Auffassung Napoleons I. bezüglich der Stellung der Frau existirt ein bezeichnendes Wort: „Eins ist nicht französisch, eine Frau, die thun kann, was ihr gefällt.“*)

In England haben sich die rechtlichen Verhältnisse der Frau seit dem Jahre 1882 wesentlich gebessert, und zwar in Folge energischer Agitation der Frauen im Volke und bei dem Parlament. Vordem war die englische Frau die reine Leibeigene ihres Mannes, der über ihre Person und über ihr Vermögen frei schalten und walten konnte. Für ein Verbrechen, das sie in Gegenwart des Mannes beging war dieser verantwortlich, da sie als vollkommen unmündig angesehen wurde. Fügte sie Jemand Schaden zu, so wurde

*) Bridel: Puissance maritale.

dieser beurtheilt, als sei er durch Hausthiere begangen worden; der Mann hatte dafür einzustehen. Nach einem Vortrag, den im Jahre 1888 Bischof J. N. Wood in der Kapelle zu Westminster hielt, durfte noch vor hundert Jahren die Frau nicht bei Tisch essen, nicht sprechen bis sie gefragt wurde. Ueber dem Bette hing eine tüchtige Peitsche, die der Mann handhaben durfte, wenn die Gattin üble Laune zeigte. Nur die Töchter hatten ihren Befehlen zu gehorchen, die Söhne sahen in ihr einzig eine Dienerin. Durch das Gesetz vom August 1882 ist in England die Frau dem Manne zivilrechtlich gleichgestellt.

Von allen europäischen Staaten haben die Frauen die freieste Stellung in — Rußland, woran theils die noch vorhandenen, kommunistischen Einrichtungen, theils die Erinnerung hieran die Schuld tragen. Der Kommunismus ist der den Frauen günstigste Sozialzustand, das zeigt die Darlegung aus dem Zeitalter des Mutterrechts. In den Vereinigten Staaten haben sie sich ihre volle zivilrechtliche Gleichberechtigung — wenigstens in den meisten Staaten — erkämpft. Auch haben sie dort es verhindert, daß die englischen oder ähnliche Prostitutionsgesetze eingeführt wurden.

Die fühlbare und handgreifliche Rechtsungleichheit der Frauen gegenüber den Männern hat bei den vorgeschritteneren unter ihnen die Forderung nach politischen Rechten erzeugt, um durch die Gesetzgebung für ihre Gleichberechtigung zu wirken. Das ist derselbe Gedanke, der auch die Arbeiterklasse veranlaßte, überall ihre Agitationen auf die Eroberung politischer Macht zu richten. Was für die Arbeiterklasse Recht erscheint, kann für die Frauen nicht ein Unrecht sein. Unterdrückt, rechtlos, überall hintangesetzt, haben sie nicht blos ein Recht, sondern auch die Pflicht, sich zu wehren und jedes gut scheinende Mittel zu ergreifen, um sich eine unabhängigere Stellung zu erobern. Gegen diese Bestrebungen erheben sich natürlich wieder die reaktionären Unkenrufe. Sehen wir zu, mit welchem Recht.

Die große französische Revolution, beginnend 1789, die alles Alte aus den Fugen trieb und eine Entfesselung der Geister herbeiführte, wie sie die Welt in gleicher Weise kein zweites Mal gesehen, rief auch die Frauen auf die Bühne. Viele derselben hatten sich schon in den letzten zwei Jahrzehnten, unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution, an dem großen Geisteskampfe lebhaft betheiligt, der damals die französische Gesellschaft durchtobte. Sie strömten in Menge zu den wissenschaftlichen Diskussionen, betheiligten sich an

politischen und wissenschaftlichen Zirkeln und halfen für ihr Theil die Revolution vorbereiten, in der sich die Theorien in Thatsachen umsetzten. Die meisten Geschichtsschreiber haben nur von den Ausschreitungen der Revolution Akt genommen und diese wie immer, wenn es sich darum handelt, auf das Volk Steine zu werfen und Abscheu zu erregen, ins Ungeheuerliche verzerrt, um dadurch um so besser die Schandthaten der Mächtigen beschönigen zu können. Den Heroismus und die Seelengröße, die namentlich auch viele Frauen jener Zeit in beiden Lagern gezeigt, haben sie verkleinert oder verschwiegen. So lange die Sieger über die Besiegten Geschichte schreiben, wird es so bleiben.

Bereits im Oktober 1789 petitionirten eine Anzahl Frauen bei der Nationalversammlung, „daß die Gleichheit zwischen Mann und Frau wieder hergestellt, ihnen Arbeit und Beschäftigung freigegeben und Stellen eingeräumt würden, für die ihre Fähigkeiten sich eigneten".

Als 1793 der Konvent die Menschenrechte proklamirt hatte, erkannten weitersehende Frauen, daß es nur Männerrechte seien. Diesen Männerrechten stellten Olympe de Gouges, Louise Lacombe u. A. die „Frauenrechte" in 17 Artikeln gegenüber, die sie am 28. Brumaire (20. Nov. 1793) vor der Pariser Kommune mit den Worten begründeten: „Hat die Frau das Recht, das Schaffot zu besteigen, so muß sie auch das Recht haben, die Tribüne zu besteigen." Ihre Forderungen blieben natürlich unerfüllt. Als dann der Konvent gegen das heranmarschirende reaktionäre Europa „das Vaterland in Gefahr" erklärte und alle waffenfähigen Männer aufforderte, herbeizueilen, um Vaterland und Republik zu vertheidigen, erboten sich begeisterte Pariser Frauen zu thun, was zwanzig Jahre später begeisterte preußische Frauen gegen die Napoleon'sche Herrschaft wirklich ausführten, das Vaterland mit dem Gewehr in der Hand zu vertheidigen. Der radikale Chaumette trat ihnen entgegen, indem er ihnen zurief: „Seit wann ist es den Frauen gestattet, ihr Geschlecht abzuschwören und sich zu Männern zu machen? Seit wann ist es Gebrauch, sie die fromme Sorge ihres Haushaltes, die Wiege ihrer Kinder verlassen zu sehen, um auf die öffentlichen Plätze zu kommen, von der Tribüne herab Reden zu halten, in die Reihen der Truppen zu treten, mit einem Worte Pflichten zu erfüllen, welche die Natur dem Manne allein zugetheilt hat? — Die Natur hat zu dem Manne gesagt: Sei Mann! Die Wettrennen,

die Jagd, der Ackerbau, die Politik und die Anstrengungen aller Art sind dein Vorrecht! Sie hat zu dem Weib gesagt: Sei Weib! Die Sorge für deine Kinder, die Details des Haushaltes, die süße Unruhe der Mutterschaft, das sind deine Arbeiten! — Unkluge Frauen, warum wollt ihr Männer werden? Sind die Menschen nicht genug getheilt? Was bedürft ihr mehr? Im Namen der Natur, bleibt, was ihr seid; und weit entfernt, uns um die Gefahren eines so stürmischen Lebens zu beneiden, begnügt euch damit, sie uns im Schooße unserer Familien vergessen zu machen, indem ihr unsere Augen ruhen lasset auf dem entzückenden Schauspiel unserer durch eure zärtliche Sorge glücklichen Kinder."

Die Frauen ließen sich überreden und gingen. Ohne Zweifel sprach der radikale Chaumette den meisten unserer Männer, die sonst einen Abscheu vor ihm haben, aus der Seele. Nun, wir glauben auch, daß es eine zweckmäßige Arbeitstheilung ist, wenn man den Männern die Vertheidigung des Landes überläßt, den Frauen die Sorge für die Heimat und den Herd. In Rußland ziehen die Männer ganzer Dorfschaften im Spätherbst, wenn sie den Acker bestellt, nach den entfernten Fabriken und überlassen den Frauen die Verwaltung der Gemeinde und das Haus. Im Uebrigen ist der redneriſche Erguß Chaumette's nur Phrase. Was er von der Mühe des Mannes im Ackerbau sagt, trifft nicht einmal zu, denn im Ackerbau hat von uralter Zeit bis zur Stunde die Frau nicht die leichteste Rolle gehabt. Was die Anstrengungen der Jagd und des Wettrennens betrifft, so sind diese „Anstrengungen" ausschließlich ein Vergnügen der Männer, und die Politik hat nur für diejenigen Gefahren, die gegen den Strom schwimmen, im Uebrigen bietet sie den Männern wenigstens ebenso viel Vergnügen als Anstrengung. Es ist der Männeregoismus, der aus dieser Rede spricht. Aber die Rede wurde 1793 gehalten.

Heute liegen die Dinge ein wenig anders. Die Verhältnisse sind seitdem mächtig umgestaltet worden und haben auch die Lage der Frau verändert. Ob verheirathet oder unverheirathet, sie hat mehr als in jeder früheren Periode an dem bestehenden sozialen und politischen Zustande ein Interesse. Es kann ihr nicht gleichgiltig sein, ob der Staat jährlich Hunderttausende von kräftigen, gesunden Männern in der stehenden Armee festhält, ob eine Politik besteht, die Kriege begünstigt oder nicht, oder welche Steuerlasten zu tragen sind und wie dieselben erhoben werden. Auch kann es

nicht gleichgiltig sein, ob die nothwendigsten Lebensbedürfnisse durch Steuern vertheuert werden, welche die Verfälschung der Lebensmittel begünstigen und die Familie um so härter treffen, je zahlreicher dieselbe ist, in einer Zeit, in der für die große Mehrzahl die Mittel zum Leben an und für sich schon äußerst knapp bemessen sind. Bei dem Erziehungssystem ist sie ebenfalls im höchsten Grade interessirt; es kann ihr nicht gleichgiltig sein, wie ihr Geschlecht in Zukunft erzogen wird; als Mutter hat sie doppeltes Interesse.

Ferner giebt es heute, wie nachgewiesen wurde, Millionen Frauen in hunderten von Berufsarten, die alle sehr lebhaft dabei interessirt sind, wie unsere Sozial-Gesetzgebung beschaffen ist. Fragen, betreffend die Länge der Arbeitszeit, die Nacht-, Sonntags- und Kinderarbeit, die Lohnzahlungen und Kündigungsfristen, die Schutzmaßregeln in den Fabriken u. s. w., alles wichtige Fragen der Gesetzgebung, gehen sie so gut an als den Mann. Die männlichen Arbeiter haben über den Zustand vieler Industriezweige, in welchen Frauen ausschließlich oder überwiegend beschäftigt sind, nur eine unvollkommene oder gar keine Kenntniß. Die Unternehmer haben alles Interesse, Mißstände, die ihre eigene Schuld sind, zu verschweigen; die Fabrikinspektion erstreckt sich aber vielfach nicht auf Gewerbszweige, in welchen Frauen ausschließlich beschäftigt sind, sie ist auch noch äußerst unzureichend, und doch sind gerade in diesen Branchen Schutzmaßregeln aller Art äußerst nothwendig. Man braucht hier blos an die Arbeitslokale zu erinnern, in welchen Nähterinnen, Schneiderinnen, Putzmacherinnen u. s. w. in unseren größeren Städten zusammengepfercht werden. Von dort kommt keine Klage und dorthin dringt kaum eine Untersuchung. Endlich ist die Frau als Erwerbende auch an der Handels- und Zollgesetzgebung interessirt. Es kann also gar keinem Zweifel unterliegen, daß sie ein Recht hat, Einfluß auf die Gestaltung der Zustände durch die Gesetzgebung zu beanspruchen. Ihre Betheiligung am öffentlichen Leben würde demselben einen bedeutenden Aufschwung geben und eine Menge neuer Gesichtspunkte eröffnen.

Auf solche Ansprüche folgt die kurz abweisende Antwort: Die Frauen verstehen nichts von Politik, sie wollen in der großen Mehrzahl auch nichts davon wissen, auch verstehen sie das Stimmrecht nicht zu benutzen. Das ist wahr und nicht wahr. Allerdings haben bis jetzt äußerst wenig Frauen, wenigstens in Deutschland, gewagt, auch die politische Gleichberechtigung der Frauen zu fordern. Schrift-

stellerisch eingetreten ist bis jetzt dafür unseres Wissens nur Frau Hedwig Dohm, die aber energisch dafür eintrat.

Mit dem Vorgeben, daß bisher die Frauen der politischen Bewegung nur schwaches Interesse entgegenbrachten, ist nichts entschieden. Wenn die Frauen bisher nicht um Politik sich bekümmerten, ist nicht damit bewiesen, daß sie es nicht *müßten*. Dieselben Gründe, die gegen das Stimmrecht der Frauen angeführt werden, wurden in der ersten Hälfte der sechziger Jahre gegen das allgemeine Stimmrecht der Männer in Deutschland geltend gemacht. Der Verfasser dieser Schrift gehörte selbst noch 1863 zu denen, die sich *gegen* das allgemeine Stimmrecht erklärten, vier Jahre später verdankte er ihm seine Wahl in den Reichstag. Tausenden erging es ähnlich, sie wurden aus einem Saulus zu einem Paulus. Gleichwohl giebt es noch sehr viele Männer, die ihr wichtigstes politisches Recht entweder nicht benutzen oder nicht zu benutzen verstehen, aber das ist doch kein Grund, ihnen dasselbe wieder entziehen zu wollen. Bei den Reichstagswahlen in Deutschland stimmen in der Regel 40 Prozent gar nicht, und diese Nichtwähler rekrutiren sich aus *allen* Klassen, Gelehrte wie Handarbeiter sind darunter. Aber unter den 60 Prozent, die sich an der Wahl betheiligen, stimmt nach unserer Auffassung die Mehrzahl, wie sie *nicht* stimmen dürfte, wenn sie ihr wahres Interesse begriff. Daß sie dieses noch nicht begriffen hat, liegt an dem Mangel politischer Bildung, die indeß die 60 Prozent immer noch in höherem Maße besitzen, als die 40 Prozent, die sich gänzlich fern halten. Hiervon sind jene auszunehmen, die der Stimmurne fern bleiben, weil sie nicht ohne Gefahr nach freier Ueberzeugung stimmen können.

Politische Bildung wird aber nicht dadurch gewonnen, daß man die Massen von öffentlichen Angelegenheiten fern hält, sondern allein dadurch, daß man sie zur Ausübung politischer Rechte zuläßt. Ohne Uebung kein Meister. Die herrschenden Klassen haben es bisher verstanden, in ihrem Interesse die große Mehrheit des Volkes in politischer Unmündigkeit zu erhalten. Bis zu dieser Stunde war es daher die Aufgabe einer klassen- und zielbewußten Minorität, mit Energie und Begeisterung für die Interessen der Allgemeinheit zu kämpfen, die große träge Masse aufzurütteln und sich nachzuziehen. So war es aber bisher in allen großen Bewegungen und so kann es weder verwundern noch entmuthigen, daß es in der modernen Proletarier- und in der Frauenbewegung nicht anders ist. Die

bisherigen Erfolge zeigen, daß Mühe, Anstrengungen und Opfer belohnt wurden, und die Zukunft bringt den Sieg.

In dem Augenblick, in dem die Frauen gleiche Rechte mit den Männern erlangen, wird auch das Bewußtsein der Pflichten in ihnen lebendig werden. Aufgefordert, ihre Stimmen abzugeben, werden sie sich auch fragen: wofür? für wen? Mit diesem Augenblick werden eine ganze Reihe von Anregungen zwischen Mann und Frau eintreten, die, weit entfernt, ihr gegenseitiges Verhältniß zu verschlechtern, es im Gegentheil wesentlich verbessern werden. Die ununterrichtetere Frau wird sich naturgemäß an den unterrichteteren Mann wenden. Daraus folgt Ideenaustausch, gegenseitige Belehrung, ein Zustand, wie er bisher zwischen Mann und Frau in den seltensten Fällen bestand. Dies wird ihrem Leben einen neuen Reiz geben. Der unglückliche Bildungs- und Auffassungsunterschied, der oben geschildert wurde, der so vielfach zu Meinungsdifferenzen, Ehestreitigkeiten führt, den Mann in Zwiespalt mit seinen verschiedenseitigen Pflichten setzt, das Gemeinwohl schädigt, wird mehr und mehr ausgeglichen. Statt eines Hemmschuhs wird der Mann in der gleichgesinnten Frau eine Unterstützerin erhalten; sie wird, wenn sie durch Pflichten abgehalten ist, sich selbst zu betheiligen, den Mann anspornen, seine Schuldigkeit zu thun. Sie wird es in der Ordnung finden, daß ein Bruchtheil des Verdienstes für eine Zeitung, für Agitationszwecke ausgegeben wird, weil die Zeitung auch ihr zur Belehrung und Unterhaltung dient, weil sie die Nothwendigkeit der Opfer begreift, um zu erobern, was ihr, dem Manne und ihren Kindern fehlt — ein menschenwürdiges Dasein.

So wird das beiderseitige Eintreten für das Gemeinwohl, das mit dem eigenen aufs Engste verknüpft ist, im höchsten Grade veredelnd wirken, es wird also das Gegentheil dessen erzeugen, was Kurzsichtige oder die Feinde eines auf voller Gleichberechtigung Aller beruhenden Gemeinwesens behaupten. Und dieses Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern wird in demselben Maße sich verbessern, wie die gesellschaftlichen Einrichtungen Mann und Frau von materieller Sorge und übermäßiger Arbeitslast befreien. Uebung und Erziehung werden hier wie in allen andern Fällen weiter helfen. Gehe ich nicht ins Wasser, dann lerne ich nie schwimmen; studire ich keine fremde Sprache und übe ich sie nicht, werde ich sie nie sprechen lernen. Das findet Jeder natürlich, aber das begreifen

Viele nicht, daß dasselbe auch für die Angelegenheiten des Staates und der Gesellschaft gilt. Sind unsere Frauen unfähiger als die weit tiefer stehenden Neger, denen man in Nord-Amerika die volle politische Gleichberechtigung zuerkannte? Und soll eine geistig hochstehende Frau weniger Recht haben als der roheste, ungebildetste Mann; als ein unwissender hinterpommerscher Taglöhner oder ein ultramontaner polnischer Kanalarbeiter, und zwar nur deshalb, weil der Zufall diese als Männer zur Welt kommen ließ? Der Sohn hat mehr Recht als die Mutter, von der er vielleicht seine besten Eigenschaften erbte, die ihn zu dem machten, was er ist. In der That sonderbar!

Ueberdies riskiren wir in Deutschland nicht mehr als die Ersten, in das dunkle Unbekannte zu springen. Nord-Amerika und England haben die Bahn bereits gebrochen. In einigen Staaten Nord-Amerikas genießen die Frauen gleiches Stimmrecht mit den Männern, und der Erfolg ist ein sehr guter. Im Wyoming-Territorium ist das Stimmrecht der Frauen schon seit 1869 erprobt. Ueber die Wirkung desselben giebt am besten Auskunft nachstehender Bericht.

Am 26. Dezember 1872 schrieb Richter Kingmann aus Laramie City im Territorium Wyoming an die Frauen-Zeitung (Women's Journal) in Chicago:

„Es sind heute drei Jahre, daß in unserem Territorium die Frauen das Stimmrecht erhielten, sowie das Recht, an den Aemtern theilzunehmen wie die andern Wähler. In dieser Zeit haben sie gewählt und sind erwählt worden zu verschiedenen Aemtern; sie sind als Geschworene und Friedensrichter in Funktion gewesen. Sie haben sich allgemein betheiligt bei allen unseren Wahlen, und obschon ich glaube, daß einige unter uns im Prinzip das Eintreten der Frauen nicht gutheißen, so wird, glaube ich, Niemand verweigern können anzuerkennen, daß dieses Eintreten auf unsere Wahlen einen erzieherischen Einfluß geübt hat. Es veranlaßte, daß sie ruhig und ordentlich verliefen, und daß zu gleicher Zeit unsere Gerichtshöfe in die Lage kamen, verschiedene Arten von Verbrechern zu erreichen und zu bestrafen, die bis dahin ungestraft blieben.

Als z. B. das Territorium organisirt ward, gab es fast Niemand, der nicht einen Revolver bei sich trug und bei dem geringsten Streit Gebrauch davon machte. Ich erinnere mich nicht eines einzigen Falles, daß eine aus Männern gebildete Jury einen derjenigen, die mit dem Revolver geschossen hatten, für überführt

erachtete; aber mit zwei oder drei Frauen unter den Geschworenen haben dieselben stets den Belehrungen (instructions) des Gerichtshofes Folge geleistet. . . . ."

Ferner setzt Richter Kingmann auseinander, daß man zwar öfter Frauen als Geschworene nicht habe erhalten können wegen ihrer häuslichen Angelegenheiten, was den Richtern leid gethan, aber sobald sie eine Funktion übernommen gehabt, hätten sie dieselbe sehr gewissenhaft erfüllt. Dem Gang der Gerichtsverhandlung hätten sie mehr Aufmerksamkeit geschenkt als die Männer, auch seien sie durch Geschäftsverbindungen und fremde Erwägungen weniger beeinflußt worden und besäßen ein skrupulöseres Gewissen in Bezug auf ihre Verantwortlichkeit.

Außerdem habe ihre Anwesenheit als Geschworene und als Richter die Wirkung gehabt, daß eine größere Ruhe und Ordnung im Sitzungssaale herrschte und die Männer sich achtungsvoll und höflich benahmen; die Zuschauer seien besser gekleidet erschienen, und die Verhandlungen hätten nach jeder Richtung einen würdigeren Charakter bekommen, auch wären die Geschäfte rascher abgewickelt worden.

Den gleich günstigen Einfluß hätten die Frauen auf die öffentlichen Wahlen ausgeübt. Diese, die früher nie ohne großen Skandal, Tumult und Gewaltthätigkeiten aller Art verliefen, bei welchen es nie an Betrunkenen fehlte, hätten seitdem einen total anderen und entgegengesetzten Charakter bekommen. Die Frauen, die kämen, um ihr Stimmrecht auszuüben, würden von Jedermann mit der größten Achtung behandelt, die Schreier und Lärmmacher verschwänden und die Wahlen verliefen so ruhig als nur wünschbar. Auch betheiligten sich die Frauen an den Wahlen in stets steigender Zahl und stimmten nicht selten in einem entgegengesetzten Sinne wie ihre Männer, ohne daß dies bis jetzt zu irgend welchen Unzuträglichkeiten geführt habe.

Richter Kingmann schließt seinen langen Brief mit folgenden bemerkenswerthen Worten: „Ich erkläre so laut ich kann, daß, während ich große Vortheile und viel Gutes für das öffentliche Leben aus dieser Aenderung unserer Gesetze habe hervorgehen sehen, ich weder ein Uebel noch einen Nachtheil habe entdecken können, trotz der vielen Weissagungen, die aus der Zulassung der Frauen seitens der Gegner vorhergesagt wurden."

Auch in England, wo in einer größeren Zahl von Gemeinden

Frauen, die den Zensus haben, das Stimmrecht besitzen, hat sich keinerlei Unzuträglichkeit herausgestellt. Von 27 946 Frauen, die in 66 Gemeinden das Stimmrecht besaßen, betheiligten sich bei der ersten Wahl 14 415, über 50 Prozent. Von 166 781 Männern betheiligten sich nicht ganz 65 Prozent. Neuerdings haben auch in Chile die Frauen das Stimmrecht erhalten. Auch in Deutschland, z. B. in Sachsen, ist, unter gewissen Umständen, ausnahmsweise der Frau das Stimmrecht eingeräumt. Sie hat nach der Landgemeindeordnung das aktive Wahlrecht, wenn sie Grundbesitzerin und unverheirathet ist. Gesetzt den Fall, es gäbe in einer Gemeinde eine Mehrzahl von unverheiratheten Grundbesitzerinnen, so könnten diese Zweidrittel bis Dreiviertel der Gemeindevertretung wählen, aber sie müßten — Männer wählen. Sobald die Frau heirathet, geht sie ihres Stimmrechts verlustig, es geht auf den Mann über; wird das Grundstück veräußert, verlieren beide das Stimmrecht. Das Wahlrecht ist also nicht an die Person, sondern an den Besitz gebunden. Das ist sehr lehrreich für die herrschende Staatsmoral und das geltende Recht. Mensch, du bist eine Null, hast du kein Geld und Gut; Verstand, Intelligenz sind Nebendinge, die gelten selten.

Nun wird weiter gesagt, das Frauenstimmrecht sei gefährlich, weil die Frau leicht religiösen Vorurtheilen zugänglich und konservativ sei. Gewiß, aber sie ist beides nur, weil sie unwissend ist; man erziehe sie also und lehre sie, wo ihr wahres Interesse liegt. Uebrigens, scheint uns, wird der religiöse Einfluß bei Wahlen übertrieben. War die ultramontane Agitation in Deutschland so erfolgreich, so war sie es einzig und allein, weil sie *das soziale Interesse mit dem religiösen verquickte*. Die ultramontanen Kapläne wetteiferten mit den Sozialdemokraten um die Wette, die soziale Fäulniß aufzudecken. Daher ihr Einfluß bei den Massen. Mit dem Ende des Kulturkampfes schwindet allmälig der Einfluß der katholischen Geistlichkeit auf die Massen. Die Geistlichkeit ist nunmehr gezwungen, ihre Opposition wider die staatliche Gewalt aufzugeben, gleichzeitig zwingt sie der wachsende Klassengegensatz, auf die katholische Bourgeoisie und den katholischen Adel Rücksicht zu nehmen und nöthigt sie, auf dem sozialen Gebiete eine weit größere Zurückhaltung zu beobachten. Damit verliert die Geistlichkeit aber bei dem Arbeiter an Einfluß, namentlich wenn die Rücksichtnahme auf die Staatsgewalt und die herrschenden Klassen

sie sogar zwingt, Handlungen und Gesetze gut zu heißen oder zu dulden, die gegen das Interesse der Arbeiterklasse gerichtet sind. Damit verliert die Geistlichkeit ihren sozialen und ihren religiösen Einfluß, und das Gleiche ist auch bei der Frau der Fall; sobald diese von den Männern aus den Versammlungen und aus den Zeitungen hört und aus eigener Erfahrung lernt, wo ihr wahres Interesse liegt, wird sie ebenso rasch sich von der Geistlichkeit emanzipiren, als der Mann.

Die grimmigsten Gegner des Stimmrechts der Frauen dürften die Geistlichen sein, und sie wissen warum. Die Herrschaft in ihrer letzten Domäne stünde in Frage. Daß die Erfolge nicht sofort in großem Maßstab sich zeigten, kann kein Grund sein, das Stimmrecht den Frauen vorzuenthalten. Was würden die Arbeiter sagen, wollten die Liberalen das allgemeine Stimmrecht abschaffen — und es ist ihnen sehr unbequem — weil es mehr und mehr den Sozialisten nützt. Ein gutes Recht wird nicht schlecht, weil derjenige, welcher es gebraucht, seinen richtigen Gebrauch noch nicht erlernt hat.

Daß mit dem aktiven das passive Wahlrecht verbunden sein muß, ist selbstverständlich. „Eine Frau auf der Tribüne des Reichstages, das müßte sich schön machen", hören wir rufen. Wir haben uns bereits daran gewöhnt, die Frauen bei ihren Kongressen und in Versammlungen auf der Tribüne zu sehen, in Nord-Amerika auch auf der Kanzel und auf der Geschworenenbank, warum nicht auch auf der Tribüne des Reichstages? Die erste Frau, die in den Reichstag käme, wäre sicher eine solche, die zu imponiren wüßte. Als die ersten Arbeiter in den Reichstag traten, glaubte man auch über sie witzeln zu können und behauptete, die Arbeiter würden bald einsehen, welche Thorheit sie begangen. Ihre Vertreter wußten sich aber schnell Respekt zu verschaffen, und heute fürchtet man, daß es ihrer zu viele werden. Frivole Witzlinge wenden ein: „Aber stellt euch eine schwangere Frau auf der Tribüne des Reichstags vor, wie ‚unästhetisch'!" Diese selben Herren finden es aber ganz in der Ordnung, daß schwangere Frauen bei den unästhetischsten Beschäftigungen verwandt werden, bei welchen Frauenwürde, Gesundheit und Sittlichkeit untergraben werden. In unseren Augen ist der Mann ein elender Wicht, der über eine schwangere Frau zu witzeln vermag. Der bloße Gedanke, daß einst seine eigene Mutter so ausgesehen, bevor sie ihn in die Welt setzte, müßte ihm die Scham-

röthe auf die Wangen treiben, und der andere Gedanke, daß er, der rohe Spötter selbst, von einem ähnlichen Zustande seiner Frau die Gewährung seiner höchsten Wünsche erwartet, sollte ihn beschämt zum Verstummen bringen.

Käme es auf die „ästhetische" Befriedigung bei dem Aeußern der Volksvertreter an, dürfte unter den Herren im Reichstag Mancher die Probe schlecht bestehen. Da ist Mancher mit körperlicher Ueberfülle versehen, der diese nicht einem vorübergehenden, hochwichtigen Naturzwecke, sondern der übermäßigen Pflege seines lieben Ichs zu verdanken hat und damit seinem Charakter wie seinem Verstande schwer schadet. Uebermäßige Fettleibigkeit ist fast immer das Zeichen einer parasitischen Existenz, wohingegen die Schwangerschaft einer Frau ein Zeichen physischer Gesundheit ist und Zeugniß ablegt von gewissenhafter Erfüllung des Naturberufs. Eine Frau, die Kinder gebiert, leistet dem Gemeinwesen wenigstens denselben Dienst, wie ein Mann, welcher gegen einen räuberischen Feind Land und Herd mit seinem Leben vertheidigt. Außerdem. Das Leben der Frau steht in jedem Mutterschaftsfalle auf dem Spiele; alle unsere Mütter haben bei unserer Geburt dem Tod ins Angesicht geblickt, und viele von ihnen sind dem Akt erlegen. Die Zahl der Frauen, die an Geburten sterben, oder in Folge davon siechen, ist wahrscheinlich größer, als die Zahl der Männer, die auf dem Schlachtfeld fallen oder verwundet werden. Auch aus diesem Grunde hat die Frau Anspruch auf volle Gleichberechtigung mit dem Manne. Dies namentlich denen gegenüber, die die Vaterlands-Vertheidigungspflicht des Mannes als ein bevorzugtes Moment gegen die Frau geltend machen. Ueberdies leisten die meisten Männer in Folge unserer militärischen Einrichtungen diese Pflicht nicht einmal, für die Mehrzahl steht sie nur auf dem Papier.

Alle diese oberflächlichen Einwendungen gegen eine öffentliche Thätigkeit der Frau wären undenkbar, wäre das Verhältniß der beiden Geschlechter ein natürliches, bestände nicht ein künstlich großgezogener Antagonismus und ein Herrschafts- und Knechtschaftsverhältniß, und trennte man beide gesellschaftlich nicht schon von Kindheit an. Es ist insbesondere der dem Christenthum geschuldete Antagonismus, der die Geschlechter beständig auseinander und eins über das andere in Dunkelheit erhält, der freie Bewegung,

gegenseitiges Vertrauen, gegenseitige Ergänzung der Charaktereigenschaften verhindert.

Eine der ersten und wichtigsten Aufgaben einer vernünftig organisirten Gesellschaft muß sein, diesen unheilvollen Zwiespalt der Geschlechter aufzuheben und die Natur voll in ihre Rechte einzusetzen. Die Unnatur beginnt schon in der Schule. Einmal Trennung der Geschlechter, dann verkehrten oder gar keinen Unterricht in dem, was den Menschen als Geschlechtswesen betrifft. Zwar wird in jeder leidlich guten Schule heute Naturgeschichte gelehrt: das Kind erfährt, daß die Vögel Eier legen und sie ausbrüten; es erfährt auch, wann die Paarungszeit beginnt, daß Männchen und Weibchen dazu nothwendig sind, daß beide gemeinsam den Nestbau, das Brütegeschäft, die Pflege der Jungen übernehmen. Es erfährt ferner, daß die Säugethiere lebendige Junge gebären; es hört von der Brunstzeit und dem Kampfe der Männchen um die Weibchen während derselben; es erfährt auch die gewöhnliche Zahl der Jungen, vielleicht auch die Trächtigkeitszeit der Weibchen. Aber über die Entstehung und Entwicklung seines eigenen Geschlechts bleibt es vollständig im Dunklen, das wird in geheimnißvollen Schleier gehüllt. Wenn dann das Kind seine ganz natürliche Wißbegierde durch Fragen an die Eltern — an den Lehrer wagt es sich selten — zu befriedigen sucht, werden ihm die albernsten Märchen aufgebunden, die es nicht zufriedenstellen können und eine um so üblere Wirkung haben, wenn es eines Tages dennoch die Natur seines Ursprungs erfährt. Es wird sehr wenig Kinder geben, die bis zum zwölften Jahre diese nicht erfahren haben. Dazu kommt, daß in jeder kleinen Stadt, und insbesondere auf dem Lande, die Kinder schon von frühester Jugend an die Paarung des Federviehs, die Begattung der Hausthiere aus nächster, unmittelbarster Nähe auf dem Hofe, auf der Straße, beim Austreiben des Viehs u. s. w. beobachten. Sie hören, daß der Zustand, wie die Befriedigung der Brunst, ebenso wie der Akt der Geburt, bei den verschiedenen Hausthieren seitens der Eltern, des Gesindes und der älteren Geschwister mit der ungenirtesten Gründlichkeit zum Gegenstand wichtiger Diskussionen beim Morgen-, Mittag- und Abendtisch gemacht werden. Das Alles erweckt bei dem Kinde Zweifel über die elterliche Darstellung seines eigenen Eintrittes in das Leben. Der Tag der Erkenntniß kommt endlich doch, aber er kommt in ganz anderer Weise, als er bei natürlicher, vernünftiger Erziehung gekommen wäre. Das

Geheimniß des Kindes trägt zur Entfremdung zwischen Kind und Eltern, namentlich zwischen Kind und Mutter bei. Das Gegentheil von dem wird erreicht, was man in Unvernunft und Kurzsichtigkeit erreichen wollte. Wer an seine eigene Kindheit denkt und an die seiner Jugendgenossen, weiß, was so häufig die Folgen davon sind.

In einer Schrift einer amerikanischen Frau*), in welcher diese unter Anderm mittheilt, daß sie, um die fortgesetzten Fragen ihres achtjährigen Sohnes nach seiner Herkunft zu befriedigen und weil sie Märchen, das sie für unsittlich halte, ihm nicht habe aufbinden wollen, seinen wahren Ursprung ihm entdeckte. Das Kind habe, so erzählt sie weiter, mit größter Aufmerksamkeit ihr zugehört, und sei von dem Tage an, an dem es erfahren, welche Sorgen und Schmerzen es seiner Mutter bereitete, mit einer bis dahin ungekannten Zärtlichkeit und Hochachtung an ihr gehangen, und habe diese Hochachtung auch auf andere Frauen übertragen. Die Verfasserin geht von der richtigen Anschauung aus, daß allein durch natürliche Erziehung eine wesentliche Besserung, namentlich eine größere Achtung und Selbstbeherrschung des männlichen Geschlechts gegen das weibliche zu erwarten sei. Wer vorurtheilsfrei denkt, wird zu keinem andern Schlusse kommen. —

Von welchem Punkte immer man bei der Kritik unserer Zustände ausgeht, schließlich kommt man stets wieder darauf zurück: eine gründliche soziale Umgestaltung der Zustände und durch sie der Stellung der Geschlechter ist nothwendig. Da aber die Frau, auf sich selbst angewiesen, kaum je zum Ziele kommen würde, muß sie sich nach Bundesgenossen umsehen, die ihr naturgemäß in der Proletarierbewegung, als der Bewegung einer unterdrückten Männerklasse, entgegentreten. Die Arbeiterklasse hat bereits seit Langem den Sturm auf die Festung Klassenstaat, der sowohl die Klassenherrschaft wie die Herrschaft des einen über das andere Geschlecht repräsentirt, unternommen. Die Festung muß mit Laufgräben und Trancheen von allen Seiten umgeben, mit Geschützen jeden Kalibers zur Uebergabe gezwungen werden. Die Armee findet ihre Offiziere und die passende Munition auf allen Seiten. Die Sozialökonomie und die Naturwissenschaften im Verein mit der Geschichtsforschung, die Pädagogik, die Hygieine und Statistik rücken aus verschiedenen

*) Womanhood: its Sanctities and Fidelities by Isabella Beecher-Hooker. Boston: Lee and Shepard, Publishers. NewYork: Lee Shepard and Dillingham 1874.

Richtungen heran und liefern Munition und Waffen. Und die Philosophie will nicht hinten bleiben und kündigt in Mainländer's „Philosophie der Erlösung" die Verwirklichung des „Idealstaats" als in nicht ferner Zukunft bevorstehend an.

Was die schließliche Eroberung des Klassenstaats und seine Umgestaltung erleichtert, ist die Spaltung in den Reihen seiner Vertheidiger, die ungeachtet aller Interessengemeinschaft gegen den gemeinsamen Feind, im Kampf um die Beute beständig sich gegenseitig bekämpfen. Das Interesse der einen Fraktion steht dem Interesse der andern gegenüber. Es ist ferner die täglich mehr zunehmende Meuterei in den Reihen der Feinde, deren Kämpfer meist Bein von unserm Bein, Fleisch von unserm Fleisch sind, und bisher nur aus Mißverstand und irregeleitet gegen uns und sich selbst kämpften, aber immer mehr zur Einsicht gelangen. Und nicht zuletzt sind es die Desertionen der ehrlichen, zur Einsicht gekommenen Männer aus den Reihen der feindlichen Denker, die ihr höheres Wissen, ihre bessere Einsicht anspornt, sich über das niedere Klasseninteresse, den Privategoismus zu erheben und, indem sie ihrem idealen Zuge folgen, sich der nach Befreiung lechzenden Menschheit unterweisend anschließen.

Vielen ist das Stadium der Zersetzung, in welchem Staat und Gesellschaft sich bereits befinden, noch nicht klar und so ist, obgleich die dunkeln Partien schon vielfach in dieser Schrift hervorgehoben wurden, auch diese Darlegung nothwendig.

Staat und Gesellschaft.

Die rapide Entwicklung, die das soziale Leben der Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten in allen Kulturstaaten der Welt genommen hat, eine Entwicklung, die jeder weitere Fortschritt auf irgend einem Gebiete menschlicher Thätigkeit noch mehr beschleunigt, hat unsere ganzen sozialen Verhältnisse in einen nie gekannten Zustand der Unruhe, der Gährung und der Auflösung versetzt. Nichts, weder die herrschenden Klassen und Personen, noch die Institutionen fühlen mehr einen festen Boden unter sich. Es hat sich ein Gefühl der Unbehaglichkeit, der Unsicherheit und Unzufriedenheit aller Kreise bemächtigt, der höchsten wie der niedersten. Die krampfhaften Anstrengungen, welche die herrschenden Klassen machen, um durch Flickwerk und Stückwerk am sozialen Körper diesem, ihnen besonders unerträglichen Zustande ein Ende zu machen, erwiesen sich als eitel und unzu-

reichend, und die daraus erwachsende Unsicherheit vermehrt ihre Unruhe und ihr Unbehagen. Kaum haben sie in das baufällige Haus in Gestalt irgend eines Gesetzes einen Balken eingezogen, so entdecken sie, daß an zehn andern Punkten ein solcher noch nöthiger wäre. Dabei befinden sich die herrschenden Klassen untereinander beständig in Streit und schweren Meinungsdifferenzen. Was der einen Partei nothwendig dünkt, um die immer unzufriedener werdenden Massen einigermaßen zu beruhigen und zu versöhnen, geht der andern zu weit, das betrachtet sie als unverantwortliche Schwäche und Nachgiebigkeit, die nur das Gelüste nach größeren Konzessionen erwecke.

Die Regierungen — und zwar nicht blos in Deutschland — schwanken wie ein Rohr im Winde; stützen müssen sie sich, denn ohne Stütze können sie nicht existiren, und so lehnen sie sich bald auf diese, bald auf jene Seite. Heute ist die eine Partei Ambos, die andere Hammer, morgen umgekehrt. Die eine reißt ein, was die andere mühselig aufgebaut. Die Verwirrung wird immer größer, die Unzufriedenheit immer nachhaltiger, die Friktionen häufen und mehren sich und ruiniren in Monaten mehr Kräfte, als früher in ebenso viel Jahren. Die materiellen Anforderungen in Form der verschiedenen Abgaben und Steuern steigen ins Maßlose.

Dabei wiegen sich unsere Staatsweisen in einer merkwürdigen Illusion. Um den Besitz und die Reichen zu schonen, werden vorzugsweise Steuer- und Abgabenformen eingeführt und immer weiter ausgebildet, die nach ihrer Meinung die Massen nicht drücken, weil die Menge in ihrer Unwissenheit sie weniger klar erkennt. Allein das ist ein schwerer Irrthum. Die arme Masse, die diese Abgaben hauptsächlich aufzubringen hat, erkennt in Folge der mächtig gewachsenen politischen Bildung und Einsicht nicht nur deren große Ungerechtigkeit, sie drücken sie auch bei der Erbärmlichkeit ihrer Lage nur um so empfindlicher und namentlich, wenn es sich um eine starke Familienkopfzahl handelt. Die Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel durch indirekte Steuern und Zölle oder durch Maßregeln, die von gleicher Wirkung sind und nur bestimmten Klassen der Besitzenden zu Gute kommen, sie werden von den arbeitenden Klassen ebenso sehr als große Ungerechtigkeit wie als Härte empfunden, und zerstören den Glauben an das Gerechtigkeitsgefühl der herrschenden Gewalten in einem für diese sehr bedenklichen Grade. Daß diese Art von öffentlichen Lasten meist pfennigweise aufgebracht wird,

ändert an ihrer schließlichen Wirkung nichts. Das Mehr der Ausgaben ist vorhanden und wird schließlich Jedem sichtbar und fühlbar. Man kann nicht hunderte und aber hunderte von Millionen aus den Taschen nehmen, ohne daß die Inhaber dieser Taschen zum Bewußtsein dieser Erleichterung kommen. Die Unzufriedenheit des Unbemittelten richtet sich bei zu starkem Druck an direkter Besteuerung gegen den Staat, bei indirekter gegen die Gesellschaft überhaupt, weil er das Uebel als soziales erkennt. Das ist der Fortschritt. „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit."

In dem Bestreben, den widerstreitendsten Interessen gerecht zu werden, werden Organisationen auf Organisationen gehäuft, aber dabei wird keine alte gründlich beseitigt, keine neue gründlich durchgeführt, Alles bewegt sich in Halbheiten, die nach keiner Seite befriedigen. Die aus dem Volksleben emporwachsenden Kulturbedürfnisse erfordern, soll nicht Alles aufs Spiel gesetzt werden, einige Berücksichtigung, sie erheischen auch in ihrer verstümmelten Ausführung bedeutende Opfer, um so bedeutendere, da in unserer öffentlichen Organisation überall eine Menge von Parasiten vorhanden sind. Daneben aber bleiben alle unproduktiven, mit den Kulturzwecken in Widerspruch stehenden Institutionen nicht nur voll aufrecht erhalten, sie erweitern sich vielmehr in Folge der bestehenden Gegensätze und werden um so lästiger und drückender, wie die steigende Einsicht sie immer lauter für überflüssig erklärt. Polizeiwesen, Militärwesen, Gerichtsorganisation, Gefängnisse werden immer ausgedehnter und kostspieliger, dasselbe ist bei dem übrigen Verwaltungsapparat der Fall, aber weder wächst dadurch die äußere noch die innere Sicherheit, das Umgekehrte tritt ein.

Ein ganz unnatürlicher Zustand hat sich allmälig in den internationalen Beziehungen der einzelnen Nationen herausgebildet. Jeder Kulturfortschritt, der gesteigerte Austausch der Produkte, die ungeheure Entwicklung der Verkehrsmittel, unsere wirthschaftlichen und wissenschaftlichen Errungenschaften zeigen auf immer innigere und freundschaftlichere Beziehungen der verschiedenen Nationen. Dem widersprechen aber die militärischen Rüstungen, die in allen Staaten Europas unter Aufwendung der kolossalsten materiellen Mittel und geistiger und physischer Kräfte Dimensionen angenommen haben, die man noch vor einem Jahrzehnt für unmöglich hielt. Die Erfindungen in der Verbesserung der Mordwerkzeuge drängen und folgen sich

wie kaum auf einem andern Gebiete menschlicher Thätigkeit. Die Armeen werden von Jahr zu Jahr verstärkt, der beste und kräftigste Theil der Nationen wird von ihnen in Anspruch genommen und alle Kräfte, geistige und physische, werden auf das eine Ziel gerichtet und dafür ausgebildet, gegebenen Falles den Massenmord in möglichst vollkommenstem Maße betreiben zu können. Dieser mit unserer ganzen übrigen Kulturentwicklung in schreiendstem Gegensatz stehende Zustand legt Zeugniß ab von der Unnatur der Verhältnisse und der geistigen Verfassung der herrschenden Klassen, die die Urheber und Träger dieses Zustandes sind. Es ist die Furcht vor dem Ausbruch der in der Gesellschaft täglich schroffer werdenden Klassengegensätze, die nach einer Ausgleichung drängen, was die herrschenden Klassen veranlaßt, in diesen an Wahnsinn grenzenden Rüstungen und nationalen Rivalitäten einen Ablenker nach Außen für den im Innern angehäuften Zündstoff zu suchen. Daneben spielt die Rivalität um die Absatzmärkte, für die auf dem inneren Markte nicht mehr unterbringbaren Produkte, ebenfalls eine wichtige Rolle. Führt dieser politisch-militärische Zustand Europas zu einer Katastrophe, so kann diese leicht die bürgerliche Welt in den Abgrund reißen. Die Todtenglocke hat alsdann für sie geläutet.

In eine verzweifelte Lage kommt allmälig auch ein großer Theil unserer Kommunen, die kaum noch wissen, wie sie die jährlich sich steigernden Ansprüche befriedigen sollen. Namentlich sind es unsere rasch wachsenden Großstädte, und die Orte in den Industriebezirken, in welchen die beschleunigte Bevölkerungszunahme eine Menge von Anforderungen stellt, welchen die in der Mehrzahl vermögenslosen Gemeinden nicht anders gerecht werden können, als durch Auferlegung hoher Steuern und Aufnahme von Schulden. Schulen- und Straßenbauten, Beleuchtungs-, Beschleußungs- und Wasseranlagen, die Ausgaben für Bildungszwecke, vermehrte Polizei- und Verwaltungsausgaben aller Art steigern sich von Jahr zu Jahr. Daneben macht die gutsituirte Minorität überall die kostspieligsten Ansprüche an das Gemeinwesen. Sie verlangt höhere Bildungsanstalten, Bau von Theatern, die Anlegung besonders feiner Stadtviertel mit der entsprechenden Beleuchtung, Pflasterung u. s. w. Mag die Majorität der Bevölkerung mit vollem Recht über diese Bevorzugung klagen, sie liegt in der Natur der heutigen Verhältnisse. Die Minorität hat die Macht und sie gebraucht diese Macht, um ihre Kulturbedürfnisse auf Kosten der Gesammtheit zu befriedigen. An sich läßt sich gegen

diese gesteigerten Kulturbedürfnisse nichts einwenden, sie sind ein Fortschritt, der Fehler ist nur, daß ihre Befriedigung in der Hauptsache den besitzenden Klassen zu Gute kommt, während doch Alle daran theilnehmen sollten. Ein weiterer Uebelstand ist, daß auch häufig die Verwaltung nicht die beste und eine kostspielige ist. Die Beamten sind nicht selten unzulänglich, oder haben für die vielseitigen, oft großes Sachverständniß voraussetzenden Erfordernisse kein genügendes Verständniß. Die Gemeindeberather haben meist für ihre private Existenz so viel zu thun und zu sorgen, daß sie die nöthigen Zeitopfer für gründliche Ausübung ihrer Pflichten gegen die Kommune nicht bringen können. Auch werden diese Stellungen oft zur Begünstigung von Privatinteressen, zu schwerer Schädigung des Gemeinwesens benutzt. Die Folgen von alle dem fallen auf die Steuerzahler. An eine gründliche Aenderung dieser Zustände, die Alle nur einigermaßen befriedigte, kann die heutige Gesellschaft unmöglich denken; sie ist darin vollständig macht- und rathlos, sie müßte sich selbst aufheben, und das vermag sie nicht. Mag sie Steuern in welcher Form immer erheben, sie wird die Unzufriedenheit stetig steigern. In wenig Jahrzehnten sind die meisten unserer Kommunen außer Stande, ihre Ansprüche noch in der gegenwärtigen Form der Verwaltung und Beitragsaufbringung zu befriedigen. Auf dem Gebiet der Kommune stellt sich ebenso wie im Staatsleben die Nothwendigkeit zu Neugestaltungen von Grund aus heraus, da das gegenwärtige System seinem Bankerott entgegen geht. Was an dessen Stelle zu treten hat und treten muß, soll der weitere Inhalt dieser Schrift zeigen.

So sieht es, mit wenig Worten dargelegt, in unserm Staats- und Gemeindeleben aus, und Beides ist nur das Spiegelbild, der prototypische Abdruck des sozialen Lebens der Gesellschaft.

* * *

In unserm sozialen Leben nimmt der Kampf um die Existenz immer gewaltigere Dimensionen an. Der Krieg Aller gegen Alle ist in heftigster Weise entbrannt und wird unbarmherzig, fast ohne Wahl der Mittel geführt. Das bekannte Wort: Ote-toi de là, que je m'y mette (Gehe weg von da, damit ich mich hinsetze) wird mit kräftigen Ellenbogenstößen, Püffen und Kniffen in der Praxis des Lebens verwirklicht. Der Schwächere muß dem Stärkeren weichen. Wo die physische Kraft, die hier die Macht des Geldes, des Besitzes

ist, nicht reicht, werden die raffinirtesten und nichtswürdigsten Mittel in Anwendung gebracht, um ans Ziel zu kommen. Lüge, Schwindel, Betrug, falsche Eide, Wechselfälschungen, die schwersten Verbrechen werden zur Beiseiteschaffung unbequemer Zeugen und Hindernisse begangen. Und wie in diesem Kampfe ums Dasein Jeder dem Andern gegenübertritt, so Klasse gegen Klasse, Geschlecht gegen Geschlecht, Alter gegen Alter. Der Nutzen, der Profit wird der einzige Regulator für die menschlichen Gefühle, dem jede andere Rücksicht weichen muß, Tausende und Abertausende von Arbeitern und Arbeiterinnen werden, sobald der Vortheil es gebietet, aufs Pflaster geworfen und sind, nachdem sie das letzte Hemde, das letzte Stück Möbel versetzt, auf die öffentliche Wohlthätigkeit und auf die Zwangswanderschaft angewiesen. Arbeiter reisen so zu sagen in Heerden von Ort zu Ort, die Kreuz und die Quer durch die Lande, und werden von der „honetten" Gesellschaft mit um so größerer Furcht und um so tieferem Abscheu angesehen, als mit der Dauer ihrer Arbeitslosigkeit ihr Aeußeres, und in Folge davon auch ihr Inneres reduzirt und demoralisirt wird. Die honette Gesellschaft hat keine Ahnung, was es heißt, Monate lang sich die einfachsten Bedürfnisse für Ordnung und Reinlichkeit versagen zu müssen, mit hungrigem Magen von Ort zu Ort zu wandern und meist nichts als schlecht verhehlten Abscheu und Verachtung gerade von Denen zu ernten, welche die Stützen dieses Systems sind. Daneben leiden die Familien der Verheiratheten die gräßlichste Noth, und nicht selten treibt diese die Eltern aus Verzweiflung zu den schrecklichsten Verbrechen an den Kindern und an sich selbst. Die letzten Jahre haben zahlreiche schauerliche Fälle geliefert, indem ganze Familien dem Mord und Selbstmord zum Opfer fielen*). Frauen und Mädchen werden immer

*) Ein Fall sei angeführt für Viele. Der Privatschreiber S. in Berlin, 45 Jahre alt, im Besitz einer noch schönen Frau von 39 Jahren und einer Tochter von 12 Jahren ist arbeitslos und dem Verhungern nahe. Die Frau entschließt sich mit Zustimmung des Mannes, sich zu prostituiren. Dies erfährt die Polizei. Die Frau wird unter Sittenkontrole gestellt. Scham und Verzweiflung erfaßt die Familie; sie kommen alle drei überein, sich zu vergiften und führen am 1. März 1883 den Entschluß aus. Wenige Tage zuvor feierten die vornehmsten Kreise Berlins große Hoffestlichkeiten, wobei Hunderttausende verschwendet wurden. Das sind die furchtbaren Gegensätze in der heutigen Gesellschaft, aber trotz alledem leben wir „in der besten der Welten". Die Hinopferung ganzer Familien aus materieller Noth hat seitdem Berlin öfter erlebt

zahlreicher der Prostitution in die Arme gejagt, kurz das Verbrechen und die Demoralisation nehmen die verschiedensten Gestalten an und das Einzige, was dauernd prosperirt, sind die Gefängnisse, die Zuchthäuser und die sog. Besserungsanstalten (Korrektionshäuser), welche die Masse der Insassen nicht mehr zu fassen vermögen.

Ein düsteres, aber der Wahrheit genau entsprechendes Bild enthält die „Leipziger Zeitung" vom 17. April 1878 aus dem sächsischen Voigtland, das die ganze Verlottertheit und Rathlosigkeit der herrschenden Gesellschaft wiederspiegelt und ebenso gut im Herbste 1890 geschrieben sein könnte. Dort heißt es:

„Der Nothstand bei unsern Webern ist nicht neu; er rührt namentlich nicht allein von den jetzigen allgemein ungünstigen gewerblichen Verhältnissen, sondern davon her, daß die Handweberei der Maschinenweberei gegenüber zu Grunde geht und zu Grunde gehen muß . . . Die jetzige Weberbevölkerung muß daher zu andern Erwerbszweigen übergehen. Den alten, zu keiner anderen Beschäftigung brauchbaren Webern ist nicht anders als durch Unterstützungen zu helfen. Aber außer den zu Unterstützenden giebt es auch viele gute Arbeitskräfte, die jetzt aus Mangel an Beschäftigung bei der Weberei ganz oder theilweise brach liegen. Für diese muß wieder Arbeit geschafft und diese müssen wieder nutzbar gemacht werden, und wir wünschen und hoffen, daß industrielle Unternehmer, durch den dermaligen Nothstand angeregt (!), überlegen und prüfen, ob die bei uns vorhandenen guten und billigen Arbeitskräfte — denn der voigtländische Arbeiter ist fleißig und genügsam — nicht vortheilhaft für ihre Unternehmungen verwendet werden können."

Das ist ein Gemälde moderner Entwicklung, deren traurige Folgen die Kleinmeister und Arbeiter der verschiedensten Branchen seitdem kennen lernten. Man vergesse aber nicht, daß die Arbeit, die der fleißige und „genügsame" voigtländische Arbeiter im vorliegenden Falle für einen andern Unternehmer leisten soll, einem andern Arbeiter verloren geht. Das ist der circulus vitiosus, in dem die heutige Gesellschaft sich bewegt.

Die Verbrechen aller Art und ihre Zunahme stehen in innigster Beziehung zu dem sozialen Zustande der Gesellschaft, was diese

und aus großen und kleinen Städten, in und außer Deutschland, sind seitdem ebenfalls nur zu zahlreiche Fälle gemeldet worden. Dieser Mord und Selbstmord ganzer Familien ist eine der modernen Zeit eigenthümliche Erscheinung und ein Zeichen dafür, wohin wir gekommen sind.

freilich nicht Wort haben will. Sie steckt, wie der Vogel Strauß den Kopf in den Sand, um die sie selbst anklagenden Zustände nicht eingestehen zu müssen, und lügt sich und andern vor, daran sei nur die „Faulheit“ und „Genußsucht“ der Arbeiter und ihr Mangel an „Religion“ schuld. Das ist eine Täuschung der schlimmsten oder eine Heuchelei der allerwidrigsten Art, die aber mit großem Ernste vorgetragen wird. Je ungünstiger der Zustand der Gesellschaft für die Mehrheit ist, um so zahlreicher und schwerer sind die Verbrechen. Der Kampf um das Dasein nimmt seine roheste und gewaltthätigste Gestalt an, er wirft den Menschen in einen Zustand zurück, in dem Einer in dem Andern seinen Todfeind erblickt. Die gesellschaftlichen Bande lockern sich mit jedem Tage mehr*).

Die Herrschenden, die den Dingen nicht auf den Grund sehen oder nicht auf den Grund sehen wollen, versuchen durch die Anwendung von Gewaltmitteln an den Produkten dieser Zustände die letzteren haltbarer zu machen, und selbst Männer, bei denen man kraft ihres Wissens eine gründlichere Auffassung voraussetzen sollte, stimmen einer solchen Praxis zu. So findet Professor Häckel**) es in der Ordnung, daß die Todesstrafe nachdrücklich angewandt wird; er ist darin mit den Reaktionären aller Schattirungen, die sonst ihm todtfeindlich gesinnt sind, in schönster Uebereinstimmung. Nach ihm sind unverbesserliche Verbrecher und Taugenichtse wie Unkraut auszurotten, das den guten Pflanzen Licht, Luft und Bodenraum nimmt. Hätte Professor Häckel sich auch ein wenig mit dem Studium der Sozialwissenschaft befaßt, statt zu ausschließlich die Naturwissenschaft zu kultiviren, er würde gefunden haben, daß alle diese Verbrecher in nützliche, brauchbare Glieder der menschlichen Gesellschaft hätten umgewandelt werden können, falls die Gesellschaft ihnen günstigere

*) Schon Plato kannte die Folgen eines solchen Zustandes. Er schreibt: „Ein Staat, in dem Klassen bestehen, ist nicht einer, sondern zwei; den einen bilden die Armen, den andern die Reichen, welche beide, immer jedoch sich gegenwärtig auflauernd, zusammenwohnen .... Die herrschende Klasse ist am Ende außer Stande, einen Krieg zu führen, weil sie sich dann der Menge bedienen muß, vor welcher sie sich dann, wenn sie bewaffnet ist, mehr fürchtet als vor den Feinden.“ Plato: „Staat“. Und Aristoteles sagt: „Zahlreiche Verarmung ist ein Uebelstand, weil es fast gar nicht zu verhindern ist, daß solche Leute Unruhestifter werden.“ Aristoteles: „Politik“.

**) Natürliche Schöpfungsgeschichte. Vierte verbesserte Auflage. Berlin 1873. S. 155 und 156.

Existenzbedingungen bot. Er würde ferner gefunden haben, daß die Vernichtung des einzelnen Verbrechers in der Gesellschaft gerade so wenig das Verbrechen selbst, d. h. das Entstehen neuer Verbrechen verhindert, wie wenn auf einem Grundstücke zwar das Unkraut beseitigt, aber übersehen wird, die Wurzeln und den Samen mit zu vernichten. Die Bildung schädlicher Organismen in der Natur absolut zu verhüten, wird dem Menschen nie möglich sein, aber *seine eigene, durch ihn selbst geschaffene Gesellschaftsorganisation so zu verbessern, daß sie gleiche Existenzbedingungen für Alle schafft, gleiche Entwicklungsfreiheit jedem Einzelnen giebt, so daß er nicht mehr nöthig hat, seinen Hunger, oder seinen Eigenthumstrieb, oder seinen Ehrgeiz auf Kosten Anderer zu befriedigen, das ist sehr wohl möglich.* Man studire die *Ursachen* der Verbrechen und beseitige diese, und man wird die Verbrechen beseitigen*).

Diejenigen, welche die Verbrechen beseitigen wollen, indem sie die Ursachen dazu beseitigen, können selbstverständlich sich nicht mit den brutalen Unterdrückungsmitteln befreunden. Sie können zwar die Gesellschaft nicht hindern, in ihrer Art sich gegen die Verbrecher zu schützen, sie verlangen aber dafür um so dringender die Umgestaltung der Gesellschaft von Grund aus, d. h. die Beseitigung der Ursachen der Verbrechen.

Die Grundursache unserer sozialen Zustände ist das kapitalistische Wirthschaftssystem; es bildet die Grundlage der Gesellschaft, alle soziale, alle staatliche Organisation ist die Frucht und Wirkung seiner Existenz, es ist der Grund und Boden, aus dem der ganze gesellschaftliche und politische Oberbau mit seinen Licht- und Schattenseiten emporgewachsen ist, der das Fühlen und Denken der Menschen beeinflußt und beherrscht. Das Kapital ist die leitende Macht in Staat und Gesellschaft, der Kapitalist ist der Gebieter der Nichtsbesitzenden, deren Arbeitskraft er als Waare zur Anwendung und Ausnützung kauft und zwar zu einem Preise, dessen Höhe sich, wie bei jeder andern Waare, nach Angebot und Nachfrage richtet und

*) So sagt ebenfalls Plato in seinem „Staat": „Verbrechen haben ihren Grund in der Bildungslosigkeit und in der schlechten Erziehung und Einrichtung des Staats." Er kannte also das Wesen der Gesellschaft besser als seine gelehrten Nachfolger nach dreiundzwanzighundert Jahren. Das ist gerade nicht erfreulich.

um die Herstellungskosten, bald über, bald unter ihnen, oszillirt. Der Kapitalist kauft aber die Arbeitskraft nicht um „Gotteswillen" und um dem Arbeiter einen Gefallen zu erweisen — obgleich er es häufig so darstellt — sondern um aus der Arbeit des Arbeiters einen Mehrwerth zu erhalten, den er in der Form von Zins, Unternehmergewinn, Pacht, Bodenrente in die Tasche steckt. Dieser aus dem Arbeiter gepreßte Mehrwerth, der in des Unternehmers Besitz sich wieder zu Kapital krystallisirt, setzt diesen in die Lage, seinen Betrieb stetig zu vergrößern, den Produktionsprozeß zu verbessern und immer neue Arbeitskräfte zur Anwendung zu bringen, was Alles zusammen ihm ermöglicht, dem weniger bemittelten Konkurrenten, gleichwie ein geharnischter Reiter einem unbewaffneten Fußgänger, gegenüber zu treten und ihn zu vernichten. Dieser ungleiche Kampf zwischen großem und kleinem Kapital entwickelt sich mehr und mehr auf allen Gebieten und in ihm spielt die Frau als die billigste Arbeitskraft, nach der Arbeitskraft der Kinder, eine immer wichtigere Rolle. Die Folge eines solchen Zustandes ist die immer schroffere Scheidung in eine kleine Minorität mächtiger Kapitalisten und in eine große Menge kapitalloser, auf den täglichen Verkauf ihrer Arbeitskraft angewiesener männlicher und weiblicher Habenichtse. Der Mittelstand gelangt bei dieser Entwicklung in eine immer bedenklichere Lage. Ein Arbeitsgebiet nach dem andern, auf dem bisher das Kleingewerbe noch vorherrschte, wird von der kapitalistischen Ausnutzung erfaßt. Die Konkurrenz der Kapitalisten unter sich nöthigt sie, immer neue Gebiete für die kapitalistische Ausbeutung ausfindig zu machen. Das Kapital gehet einher „wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen es verschlinge". Die kleinen, selbständigen Existenzen werden vernichtet, und gelingt es ihnen nicht, auf ein anderes Gebiet als selbständige sich zu retten, — was immer schwieriger und unmöglicher wird — sinken sie in die Klasse der Lohnarbeiter herab. Alle Versuche, den Untergang des Handwerks und des Mittelstandes zu verhindern durch Einrichtungen und Gesetze, die aus der Rumpelkammer der Vergangenheit genommen sind, erweisen sich als vollkommen zweck- und wirkungslos; sie mögen Diesen und Jenen eine kurze Weile über seine Lage hinwegtäuschen, aber sehr bald schwindet vor der Wucht der in die Erscheinung tretenden Thatsachen die Illusion. Der Aufsaugungsprozeß der Kleinen durch die Großen tritt mit der Macht und der Unerbittlichkeit eines Naturgesetzes Jedem sichtbar und mit Händen greifbar vor die Augen. So hat sich in Preußen

von 1879—1888, also in einer Zeit, die wahrlich nicht durch geschäftliche Prosperität sich auszeichnete, die Zahl der feststehenden Dampfkessel von 32411 auf 45575, also um 40,6 Prozent gesteigert und dieser Zuwachs ist fast ausschließlich dem Großbetrieb zu Statten gekommen. Der Rath, durch größere Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit dem drohenden Schicksal zu entgehen oder durch Anwendung motorischer Kräfte die Konkurrenzfähigkeit zu erhöhen, zeugt ebenfalls nur von der gründlichsten Unbekanntschaft mit den in Frage kommenden Faktoren. Zunächst ist das Kunstgewerbe selbst in hohem Grade bereits ein kapitalistisches Unternehmen geworden und wird es mit jedem Jahre mehr. Die finanziellen Opfer, welche die Herstellung von Entwürfen und Modellen bei der sich stets verändernden Geschmacks- und Moderichtung erfordert, überschreiten weit die Kräfte des kleinen Mannes. Daneben hat auch im Kunstgewerbe die Arbeitstheilung und die Anwendung von Maschinen und technischen Hilfsmitteln einen Umfang und eine Höhe erreicht, daß deren Durchführung nur mit großen materiellen Kräften möglich ist. Das Kunstgewerbe ist also bereits wesentlich kapitalistischer Großbetrieb und die Konkurrenz, die auch auf diesem Gebiete herrscht, zwingt immer mehr zu großkapitalistischen Anlagen, die mit all dem Raffinement derartiger Unternehmungen betrieben und ausgebeutet werden. Ebensowenig aber hilft dem kleinen Mann die Anwendung motorischer Kräfte. So lange nur Einzelne diese beschaffen können, mögen sie dem Einen oder dem Andern seine Lage verbessern helfen, sobald sie aber durch ihre Zweckmäßigkeit und Billigkeit einer größeren Zahl von Konkurrenten oder Allen zugänglich sind, steigern in solchem Maße die Betriebe ihre Produktion, daß Preisherabsetzungen zur Nothwendigkeit werden und die Ueberproduktion fast eine chronische wird, so daß die Lage der betreffenden Unternehmerkreise schließlich nicht verbessert, sondern nur verschlimmert wird. Auf diese Weise wird, was ihnen zum Vortheil sein sollte, zum Schaden, und wird der Untergang der Kleinen nur beschleunigt. Das Zwerggewerbe gehört einer vergangenen Gesellschaftsperiode an, seine Existenzbedingungen sind zerstört und unwiderbringlich verloren. Es giebt keine Macht der Erde, die das Zwerggewerbe retten oder seinen Untergang aufhalten kann, das Gegentheil können nur Unwissende oder solche, die auf Täuschung ausgehen, behaupten. Wie es mit der Lage unserer kleinen Gewerbetreibenden aussieht, dafür spricht die Thatsache, daß bei dem Tode von Neunzehntel derselben

die Ueberschuldung ihres Nachlasses sich herausstellt, worüber die Konkurserklärung in den allermeisten Fällen unterbleibt, weil sie für die Gläubiger nur ein negatives Resultat ergäbe. Aus dem gleichen Grunde bleibt der finanzielle Untergang vieler Lebenden für weitere Kreise unbemerkt und unregistrirt.

Was die Macht der Konkurrenz des Großkapitals nicht rasch genug vernichtet, vollenden die von Zeit zu Zeit hereinbrechenden Krisen, die in dem Maße sich häufiger einstellen und immer länger und intensiver werden, als die Großproduktion an Macht und Ausdehnung zunimmt. Die Gefahr der Ueberproduktion, als Folge blinder Massenproduktion, steigert und verraschert sich dadurch. Solchen Krisen muß die geringe Widerstandsfähigkeit des mittleren und kleinen Mannes bald erliegen.

Die Krisen entstehen, weil kein Maßstab vorhanden ist, an dem sich jeder Zeit das wirkliche Bedürfniß nach einer Waare messen und übersehen läßt. Einmal ist die Zahl der Abnehmer eine weit zerstreute und ihre Kauffähigkeit, von der ihre Konsumtionsfähigkeit abhängt, von einer Menge von Ursachen beeinflußt, welche der einzelne Produzent zu kontroliren gar nicht in der Lage ist. Dann aber bestehen auch neben dem einzelnen Produzenten eine Menge anderer, deren Produktionsfähigkeit und wirkliche Leistung der Einzelne ebenfalls nicht kennt. Nun bemüht sich aber Jeder mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln — als billiger Preis, große Reklame, Gewährung langer Kredite, Sendung von Reisenden, oder auch durch versteckte und hinterlistige Herabsetzung der Produkte seiner Konkurrenten, ein Mittel, das namentlich in kritischer Zeit sehr florirt, — alle anderen Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Die gesammte Produktion ist also auf den Zufall und das subjektive Ermessen jedes Einzelnen angewiesen. Allein dieser Zufall erweist sich öfter ungünstig als günstig. Jeder einzelne Produzent muß ein bestimmtes Quantum Waare absetzen, unter dem er nicht bestehen kann; er will aber ein viel größeres Quantum absetzen, einmal weil darauf sein größeres Einkommen beruht, dann, weil davon die Wahrscheinlichkeit abhängt, über seine Konkurrenten zu triumphiren und das Feld für sich zu behaupten. Eine Weile ist sein Absatz gesichert, sogar gesteigert; dies verleitet ihn zu größerer Ausdehnung des Unternehmens, zu massenweiserer Produktion. Die günstigeren Zeitverhältnisse verleiten aber nicht nur ihn, sondern auch alle seine Konkurrenten zu gleichen Anstrengungen. Die Produktion steigt weit

über den Bedarf. Da stellt sich plötzlich die Ueberfüllung des Marktes mit Waaren heraus. Der Absatz stockt, die Preise fallen, die Produktion wird eingeschränkt. Einschränkung der Produktion in einem Zweig bedingt Verminderung der Arbeiter, Erniedrigung der Arbeitslöhne, Einschränkung der Konsumtion seitens der Betroffenen. Eine Stockung der Produktion und des Absatzes in andern Zweigen ist die nothwendige Folge. Kleinhandwerker aller Art, Händler, Wirthe, Bäcker, Fleischer 2c., deren Kunden die Arbeiter sind, verlieren diese und damit den lohnenden Absatz.

Nun liefert eine Industrie der andern ihr Rohmaterial, eine hängt von der andern ab, folglich muß eine unter den Schlägen der andern leiden und büßen. Der Kreis der Betheiligten und Betroffenen erweitert sich immer mehr. Eine Menge Verpflichtungen, die in der Hoffnung auf längere Dauer des bestehenden Zustandes eingegangen wurden, können nicht erfüllt werden und steigern die Krise, die von Monat zu Monat gewaltiger wird. Eine ungeheure Masse aufgespeicherter Waaren, Werkzeuge, Maschinen wird nahezu werthlos. Die Waaren werden zu Schleuderpreisen losgeschlagen. Diese Verschleuderung ruinirt nicht nur die Besitzer dieser Waaren, sondern auch Dutzende Anderer, die durch diese Verschleuderung nun ihrerseits gezwungen sind, ihre Waaren ebenfalls unter dem Kostenpreise herzugeben. Während der Krise selbst wird die Produktionsmethode beständig verbessert, als einziges Mittel der gesteigerten Konkurrenz zu begegnen, und birgt damit die Ursache zu neuen, größeren Krisen in sich. Nachdem Jahre lang die Krise gedauert, die „Ueberproduktion" durch Verschleuderung der Produkte, Einschränkung der Produktion und Vernichtung kleinerer Unternehmer allmälig beseitigt ist, fängt die Gesellschaft an, langsam wieder sich zu erholen. Der Bedarf steigt, damit sofort auch wieder die Produktion. Anfangs langsam und vorsichtig, aber mit der scheinbaren Dauer des günstigeren Zustandes beginnt bald das alte Treiben von Neuem. Man will einholen, was man verloren hat, und hofft sich zu bergen, bevor eine neue Krise hereinbricht. Aber da alle Produzenten denselben Gedanken hegen, und Jeder seine Produktionsmittel verbessert, um dem Andern „über" zu kommen, so wird die Katastrophe aufs Neue in beschleunigterer Weise hervorgerufen, mit noch verhängnißvollerer Wirkung. Zahllose Existenzen werden wie Fangbälle in die Höhe geworfen und sinken, und aus dieser beständigen Wechselwirkung entsteht jener schauderhafte Zustand, den

wir in jeder Krise erleben. Die Krisen häufen sich in dem Maße, wie die Massenproduktion und der Konkurrenzkampf nicht blos zwischen den Einzelnen, sondern zwischen ganzen Nationen immer mehr sich steigert. Der Kampf um die Kundschaft im Kleinen und die Absatzgebiete im Großen wird immer heftiger und endet schließlich mit enormen Verlusten. Waaren und Vorräthe sind dabei in ungeheuren Mengen aufgestapelt, aber die Masse der Menschen leidet Hunger und Noth.

Der Herbst 1890 hat die Richtigkeit der hier gegebenen Darstellung wieder einmal erwiesen. Nach einer langen Reihe von Jahren der geschäftlichen Depression, während welcher aber die großkapitalistische Entwicklung unausgesetzt ihre Fortschritte machte, begann mit dem Jahre 1888 die aufsteigende Bewegung in unserem ökonomischen Leben, nicht wenig stimulirt durch die großartigen Umwandlungen und Neuanschaffungen, die das Militär- und Marinewesen erforderte. Diese Bewegung setzte sich während des Jahres 1889 und noch im ersten Viertel des Jahres 1890 fort. Während dieser Periode begannen eine Unzahl neuer Unternehmungen auf den verschiedensten gewerblichen Gebieten förmlich aus dem Boden zu wachsen, eine sehr große Anzahl anderer wurden vergrößert und erweitert, alle wurden in ihren Einrichtungen auf diejenige Höhe gebracht, die der Stand der Technik erlaubte und damit ihre Leistungsfähigkeit erheblich gesteigert. In demselben Maße wie diese großkapitalistische Entwicklung sich vollzog, steigerte sich auch die Zahl der Unternehmungen, die aus den Händen einzelner Kapitalisten in den Besitz von kapitalistischen Genossenschaften (Aktiengesellschaften) übergingen, eine Umwandlung, mit der stets eine mehr oder weniger bedeutende Vergrößerung des Betriebs verbunden ist. Die neuen Emissionen, die anläßlich solcher Umwandlungen wie in Folge der Vermehrung der öffentlichen Schulden in den letzten drei Jahren auf dem internationalen Geldmarkt sich vollzogen, beliefen sich im Jahre 1887 auf die Summe von rund 4000 Millionen, 1888 auf 5500 Millionen und 1889 sogar auf 7000 Millionen. Andererseits waren die Kapitalisten aller Länder bemüht, durch nationale und internationale Vereinbarungen die Preise und die Produktion zu „reguliren". Die Kartelle, Ringe und Trusts wuchsen wie Pilze aus dem Boden, die Mehrzahl oder die Gesammtheit der Unternehmer der wichtigsten Produktionszweige bildeten Syndikate, durch welche die Preise festgesetzt und die Produktion auf Grund

genauer statistischer Aufnahmen regulirt wurde, um die Ueberproduktion und den Preisdruck zu vermeiden. Es trat eine Monopolisirung der Industrie zum Vortheil der Unternehmer und auf Kosten der Arbeiter und der Konsumenten ein, wie sie ähnlich nie dagewesen ist. Eine kurze Zeit schien es, als sei das Kapital in den Besitz des Mittels gelangt, das ihm die Beherrschung des Marktes nach allen Seiten hin ermöglichte zum Schaden des Publikums und zum Nutzen für sich selbst. Aber der äußere Schein täuschte. Die Gesetze der kapitalistischen Produktion erwiesen sich stärker als die pfiffigsten Vertreter des Systems, die seine Regulirung in ihren Händen zu haben glaubten. Die Krise begann, eines der größten Welthäuser stürzte und verwickelte eine Unzahl anderer zweiten und dritten Ranges in seinen Sturz. Alle Börsen und Märkte von London, Paris, Wien und Berlin, bis Petersburg, Kalkutta und New-York erzitterten und bebten. Es hatte sich einmal wieder gezeigt, daß die klügsten Berechnungen als Täuschung sich erwiesen hatten und die bürgerliche Gesellschaft ihrem Schicksal nicht entgehen kann.

Die stärkste Verurtheilung dieses Gesellschaftszustandes ist, wenn man in solchen Zeiten aus dem Munde der Geschäftsinhaber vielfach die Aeußerung hört: „Wir haben zu viel Konkurrenten, die Hälfte muß zu Grunde gehen, damit die andere Hälfte existiren kann", wobei denn Jeder natürlich gut christlich-bürgerlich voraussetzt und hofft, daß sein Konkurrent zu Grunde geht und er am Leben bleibt. Der gleiche Cynismus spricht sich darin aus, wenn allen Ernstes versichert wird, es gebe z. B. in der Baumwollenspinnerei Europas mindestens 15 Millionen Spindeln zu viel, die vernichtet werden müßten, damit die übrigen genügend beschäftigt werden könnten. Von derselben Seite wird versichert, daß unsere Eisen- und Kohlenwerke doppelt so zahlreich seien, als sie sein dürften, um dauernd ein nutzenbringendes Geschäft zu erzielen. Nach diesen Anschauungen haben wir also zu viele Geschäfte, zu viele Produzenten, zu gute Produktionsinstrumente und zu viele — Waaren, und doch klagt die große Mehrzahl der Menschen über Mangel an dem Nothwendigsten und könnte sie bessere Kleidung, Wäsche, Möbel, Wohnungen, materielle und geistige Nahrungs- und Genußmittel in den größten Quantitäten verbrauchen. Aber die überfüllten Waarenlager sind ihr versperrt, man wirft sogar hunderttausende von Arbeitern auf das Pflaster und macht sie vollends konsumtionsunfähig,

weil ihre Arbeitskraft für die Kapitalisten „überflüssig“ ist. Ist da nicht offenbar, daß unsere Gesellschaftsorganisation an mächtigen Gebrechen leidet? Wie könnte „Ueberproduktion“ vorhanden sein, wenn es an eigentlicher Konsumtionsfähigkeit, d. h. an Bedürfnissen nicht mangelt? Es ist also klar, es ist nicht die Produktion an sich, sondern die Form, in der produzirt wird und vor allen Dingen die Art, in welcher das Produkt vertheilt wird, das diese heillosen Zustände und Widersprüche erzeugt.

* * *

In der menschlichen Gesellschaft sind alle Individuen mit tausend Fäden aneinander gekettet und um so vielfältiger, je höher der Kulturgrad eines Volkes ist. Treten Störungen ein, so machen diese sofort allen Gliedern sich fühlbar. Störungen in der Produktion wirken auf die Distribution (Vertheilung) und die Konsumtion ein und umgekehrt. Das charakteristische Merkmal der kapitalistischen Produktion ist die Konzentrirung des Besitzes in immer weniger Händen und in immer größere Produktionszentren. In der Distribution macht sich scheinbar ein ganz entgegengesetzter Zug bemerkbar. Wer durch die vernichtende Konkurrenz als Produzent aus der Reihe der selbständigen Existenzen gestrichen wird, sucht krampfhaft, in neun Fällen von zehn, sich als Händler zwischen Produzent und Konsument zu drängen und dadurch seine Existenz zu fristen.

Daher die auffällige Thatsache der massenhaften Zunahme der Zwischenpersonen, der Händler, Krämer, Höcker, Geschäftsvermittler, Makler, Agenten, Wirthe ꝛc. Die meisten dieser Personen, unter welchen auch die Frauen als selbständige Geschäftsinhaber sehr stark vertreten sind, führen meist ein sorgenvolles Leben und eine kümmerliche Existenz. Viele derselben sind, um sich zu halten, gezwungen, auf die niedersten Leidenschaften der Menschen zu spekuliren und ihnen jeden Vorschub zu leisten. Daher die Ueberhandnahme der widerlichsten Reklame, namentlich in Allem, was auf die Befriedigung der Genußsucht gerichtet ist.

Nun läßt sich nicht bestreiten, und es ist dies, von einem höheren Gesichtspunkte betrachtet, sehr erfreulich, daß der Zug nach größerem Lebensgenuß der modernen Gesellschaft tief eingeprägt ist. Die Menschen fangen an zu begreifen, daß man, um Mensch zu sein, menschenwürdig leben müsse, und sie geben diesem Bedürfniß in

Formen Ausdruck, die ihrem gesellschaftlichen Begriff vom Lebensgenuß entsprechen. In ihrer Reichthumsgestaltung ist die Gesellschaft aber viel aristokratischer geworden als in jeder früheren Periode. Zwischen den reichsten und den Aermsten ist der Abstand heute größer als je zuvor, dagegen ist die Gesellschaft in ihren Ideen und Gesetzen weit demokratischer geworden.*) Die Menge verlangt aber nicht blos in der Theorie, sondern auch in der Praxis nach größerer Gleichheit und sie sucht, da sie in ihrer Unwissenheit die Wege für die Verwirklichung derselben noch nicht kennt, diese Gleichheit darin, daß sie den höher Stehenden es gleichzuthun versucht und jeden irgendwie erreichbaren Genuß sich verschafft. Alle möglichen künstlichen Anreizungsmittel müssen dazu dienen, diesen Trieb auszubeuten, und die Folgen sind oft sehr bedenkliche. Die Befriedigung eines ganz berechtigten Triebs führt in einer Menge von Fällen auf Abwege und zum Verbrechen, und die Gesellschaft schreitet in ihrer Weise dagegen ein, weil sie es in anderer nicht vermag, ohne ihre eigene Existenz zu gefährden.

Die täglich zunehmende Menge der Zwischenpersonen hat aber noch andere Uebelstände im Gefolge. Obgleich meist stark sich mühend und fleißig arbeitend, ist diese zahlreiche Klasse in allen ihren Schichten eine Klasse von Parasiten, die unproduktiv thätig ist und ebenso von dem Arbeitsprodukt anderer lebt als die eigentliche Unternehmerklasse. Eine unmäßige Vertheuerung der Waaren und der Lebensbedürfnisse ist die unumgängliche Folge hiervon. Waaren und Lebensmittel werden durch den Zwischenhandel in einer Weise vertheuert, daß sie oft den doppelten und mehrfachen Preis dessen kosten, was der Produzent dafür erhielt.**) Ist

*) Professor Adolf Wagner spricht in seiner Bearbeitung von Rau's „Lehrbuch der politischen Oekonomie" einen ähnlichen Gedanken aus. Er sagt S. 361: „Die soziale Frage ist der zum Bewußtsein gekommene Widerspruch der volkswirthschaftlichen Entwicklung mit dem als Ideal vorschwebenden und im politischen Leben sich verwirklichenden gesellschaftlichen Entwicklungsprinzip der Freiheit und Gleichheit."

**) So theilt Dr. E. Sachs in seiner Schrift: „Die Hausindustrie in Thüringen" unter anderm mit, daß im Jahre 1869 die Produktion von 244½ Millionen Griffeln 122 000—200 000 Fl. Arbeitslohn für die Produzenten abgeworfen hatte, der schließliche Verkaufspreis steigerte sich aber in letzter Hand auf 1 200 000 Fl., er betrug also mindestens das sechsfache dessen, was der Produzent erhielt. Unter dem Produzenten ist hier der Unternehmer verstanden, der wieder die Arbeiter ausbeutet.

eine wesentliche Vertheuerung des Preises der Waaren nicht räthlich und nicht möglich, weil alsdann eine Einschränkung des Verbrauchs zu befürchten ist, so werden sie künstlich verschlechtert und man greift zur Verfälschung der Waaren und Lebensmittel, zu falschem Maß und Gewicht, um den sonst nicht erlangbaren Profit zu erhalten. Der Chemiker Chevallier berichtet z. B., daß unter den verschiedenen Arten von Fälschungen bei Lebensmitteln er für Kaffee 32, Wein 30, Chokolade 28, Mehl 24, Branntwein 23, Brot 20, Milch 19, Butter 10, Olivenöl 9, Zucker 6 u. s. w. kenne. Die Weseler Handelskammer berichtete 1870, daß ein Hauptbetrug mit dem Verkauf fertig abgewogener Waaren in den Kramläden vorgenommen werde; man liefere für ein Pfund 24 oder 26 Loth und suche so doppelt einzubringen, was man am Preise nachlasse. Am Schlimmsten sind die Arbeiter und kleinen Leute daran, die ihre Waaren auf Kredit entnehmen und darum schweigen müssen, auch wo sie den Betrug vor Augen sehen. Arger Mißbrauch mit falschem Gewicht wird namentlich im Bäckerwaarenverkauf getrieben. Schwindel und Betrug sind also unausbleiblich mit diesen Verhältnissen und Zuständen verknüpft und sind ebenso eine soziale Nothwendigkeit wie die Prostitution. Gewisse Staatseinrichtungen, z. B. hohe indirekte Steuern und Zölle fordern diesen Schwindel und Betrug geradezu heraus. Die Gesetze gegen Lebensmittelverfälschung werden dagegen im Ganzen wenig ausrichten. Einmal nöthigt der Kampf um die Existenz die Betrüger, immer raffinirtere Mittel anzuwenden, dann ist eine gründliche und strenge Kontrole unter den heutigen Verhältnissen kaum zu erwarten. Sehr angesehene und einflußreiche Kreise unserer herrschenden Klassen sind an dem Schwindelsystem interessirt. Unter dem Vorwand, daß, um die Fälschungen zu entdecken, ein umfassender und theurer Verwaltungsapparat nothwendig sei, worunter aber auch „das legitime Geschäft leide", wird fast jede ernste Kontrole lahm gelegt. Greifen aber solche Gesetze und Kontrolmaßregeln wirksam ein, so haben sie eine erhebliche Preissteigerung der unverfälschten Produkte zur Folge, weil der niedrigere Preis nur durch die Fälschung möglich war.

Um diesen auf der Hand liegenden Uebelständen in unserem Handel abzuhelfen, unter denen wie immer und überall die Masse am Härtesten leidet, ist man auf den Gedanken der Errichtung von Konsumvereinen gekommen. Aber auch diese helfen wenig, weil

nicht selten ihre Verwaltung mangelhaft und kostspielig und der Nutzen nur gering ist. In vielen Fällen werden sie ein neues Mittel, um die Arbeiter an gewisse Fabrikbetriebe zu ketten, in welchen man diese Vereine errichtet und sie dann nicht selten als Lohndruckmittel verwendet. Die Gründung dieser Konsumvereine ist einmal ein Symptom, daß man in den weitesten Kreisen das Fehlerhafte des Handels erkennt, dann sind sie aber auch ein Beweis für die Ueberflüssigkeit des Handels und der Handeltreibenden überhaupt.*) Unzweifelhaft ist diejenige Organisation der Gesellschaft die beste, die ohne das außerordentlich zahlreiche Parasitenthum, das die Handeltreibenden bilden, zu existiren vermag, indem die Produkte möglichst direkt in den Besitz der Konsumenten gelangen. Allerdings liegt auch die weitere Forderung nahe mit dem gemeinsamen Bezug der Lebensmittel eine gemeinsame, im großartigsten Maßstab auszuführende Fertigstellung für den Tisch einzurichten.

* * *

Das bisher über unsere Gesellschaftsorganisation Gesagte betraf nur die gewerblichen und industriellen Verhältnisse, die ländlichen blieben unberührt. Aber auch das Land ist von der modernen Entwicklung bereits in hohem Grade ergriffen. Die Handels- und Industriekrisen machen sich auch auf dem Lande fühlbar. Viele ländliche Familienangehörige sind theilweise oder ganz in gewerblichen und industriellen Etablissements beschäftigt, und diese Art der Beschäftigung erweitert sich immer mehr, weil die großen Gutsbesitzer es sehr nützlich finden, wichtige Theile ihres Bodenertrags gleich auf ihren eigenen Gütern in industrielles Produkt verwandeln zu lassen. Einmal profitiren sie die hohen Transportkosten des Rohprodukts, z. B. der Kartoffeln zum Spiritus, der Rüben zum Zucker, der Halmfrüchte zum Mehl oder Branntweinbrennen, oder zum Bierbrauen u. s. w.; sie haben ferner billigere und willigere Arbeitskräfte als in der Stadt, oder in den Industriebezirken. Die Baulichkeiten und Miethen stellen sich bedeutend billiger, ebenso Steuern und Abgaben niedriger, da

*) Nach der Gewerbezählung vom 5. Juni 1882 gab es damals in Deutschland im Waarenhandel 386 157 Haupt- und 145 474 Nebenbetriebe, insgesammt 531 631 Betriebe. In den Hauptbetrieben waren 705 906 Personen beschäftigt.

die Gutsbesitzer auf dem Lande bis zu einem gewissen Grade zugleich Gesetzgeber und Gesetzesvollzieher sind, namentlich auch oft die Polizeigewalt in ihren Händen haben. So erklärt sich die Erscheinung, daß die Zahl der Dampfessen auf dem Lande mit jedem Jahre wächst, daß Ackerbau und Industrie in immer innigere Wechselwirkung treten. Ein Vortheil, der vorläufig nur dem Großgrundbesitzer zu Gute kommt.

Es bedarf keines besonderen Scharfsinns, um zu erkennen, daß in dem Maße, wie der Großgrundbesitzer sich in der angenehmen Lage befindet, seine Verhältnisse auf seinem Grund und Boden zu verbessern, er Appetit bekommt nach dem Grundbesitz des kleinen Nachbars, der ihm gegenüber sich in einer ähnlichen Lage befindet, wie der Kleingewerbetreibende gegenüber dem Großindustriellen.

Aber das Land ist bis in seine letzten Winkel von der steigenden Kultur nicht verschont geblieben. Wenn angeführt wurde, wie der Bauerssohn aus der für ihn nicht gerade mit höherer Moral geschwängerten Kasernen- und Stadtluft nach drei Jahren zurückkehrt bis in das entfernteste Dorf des Landes, nicht selten als Träger und Verbreiter geschlechtlicher Krankheiten, so hat er andererseits auch eine Menge neuer Anschauungen und Kulturbedürfnisse kennen gelernt, die er auch fernerweit befriedigen will. Das immer ausgedehntere und verbesserte Verkehrsmittelwesen trägt ebenfalls zur Hebung der Bedürfnisse auf dem Lande bedeutend bei. Der Mann vom Lande lernt durch den Verkehr mit der Stadt die Welt von einer ganz neuen und verlockenderen Seite kennen, er wird von neuen Ideen erfaßt und erlangt von Kulturbedürfnissen Kenntniß, die bisher ihm gänzlich unbekannt waren. Das macht ihn mit seiner Lage unzufrieden. Die immer höheren Ansprüche, die Staat, Provinz, Gemeinde ꝛc. stellen, treffen auch den Bauer und den Arbeiter auf dem Lande und machen sie noch rebellischer. So war z. B. die Gesammtleistung für Kommunalzwecke des platten Landes in Preußen von 8,400,000 Thlr. im Jahre 1849 schon auf 23,110,000 im Jahre 1867 gestiegen. Der Beitrag der Stadt- und Landgemeinden für Provinzial-, Kreis- und Kommunalzwecke war in derselben Zeit von 16 Millionen Thaler auf 46 Millionen gewachsen. Die Durchschnittssumme der Lokalkosten auf den Kopf hatte sich von 2,96 auf 7,05 Pf. vermehrt. Und seitdem haben sich diese Sätze überall noch bedeutend erhöht.

Nun sind zwar auch die Bodenprodukte innerhalb dieser Zeit

erheblich im Werthe gestiegen, aber in dem Maße wie die Steuern und viele andere Ausgaben nicht. Auch erhält der Bauer nicht den Preis für sein Produkt, den die Stadt bezahlt, er bekommt sogar viel weniger als der große Grundbesitzer dafür. Der Mäkler oder Händler, der das Land zu bestimmten Tagen oder Jahreszeiten durchstreift und in der Regel erst wieder an Unterhändler verkauft, will seinen Nutzen haben; das Ansammeln der vielen kleinen Quantitäten macht ihm aber weit mehr Mühe als die Gesammtladung bei dem einen großen Besitzer. Dieses wirkt auf den Preis. Dazu kommt, daß der Bauer oder Pächter oft nicht die Zeit abwarten kann, in welcher das von ihm zum Verkauf gebrachte Produkt den höchsten Preis erreicht. Er hat Zahlungen zu leisten (Pacht, Zinsen, Steuern aufgenommene Darlehen zurückzuzahlen, oder Schulden bei Krämer und Handwerker zu berichtigen), die an bestimmte Termine gebunden sind und so muß er verkaufen, mag der Zeitpunkt noch so ungünstig sein. Der Bauer hat, um sein Land zu verbessern, eine Hypothek aufgenommen; aber unter den Darleihern hat er keine große Wahl, und so werden die Bedingungen nicht günstig. Hohe Zinsen und bestimmte Rückzahlungsfristen spielen ihm hart mit; eine einzige nicht günstige Ernte oder eine falsche Spekulation in der Art der Bodenfrucht, für die er auf ansehnlichen Preis rechnete, bringen ihn an den Rand des Untergangs. Häufig ist der Abnehmer der Bodenerträge und der Darleiher des Kapitals ein und dieselbe Person, er ist also vollkommen seinem Gläubiger überantwortet. Die Bauern ganzer Ortschaften und Distrikte befinden sich auf diese Weise in den Händen weniger Gläubiger, — z. B. unsere Hopfen-, Wein- und Tabakbauer in Süddeutschland, die Gemüsebauer am Rhein, die Kleinbauern in Mitteldeutschland. Der Hypothekenbesitzer saugt sie aus bis aufs Blut, er läßt sie als scheinbare Eigenthümer auf ihren Stückchen Land sitzen, die ihnen thatsächlich nicht mehr gehören. Der kapitalistische Blutsauger findet es aber oft weit bequemer und nutzbringender, in dieser Weise zu wirthschaften, als den Boden an sich zu nehmen und ihn selbst zu bewirthschaften oder zu verkaufen. So werden viele Tausende in unsern Katasternummern als Eigenthümer aufgeführt, die thatsächlich keine Eigenthümer mehr sind. Freilich fällt auch mancher Großgrundbesitzer, der nicht zu wirthschaften verstand oder Unglück hatte, einem halsabschneiderischen Kapitalisten zum Opfer. Der Kapitalist wird Herr des Grund und Bodens und, um doppelten Profit herauszuschlagen,

treibt er die „Güterschlächterei“; er parzellirt das Gut, weil er auf diese Weise einen ungleich höheren Preis erlangt, als wenn er es im Ganzen verkaufte. Außerdem hat er bei einer größeren Anzahl kleiner und mittlerer Besitzer die beste Aussicht, sein Wuchergeschäft mit schönstem Erfolge weiter betreiben zu können. Bekanntlich geben auch die Häuser mit vielen kleinen Wohnungen in der Stadt die höchsten Miethserträge. Eine größere Anzahl kleiner Eigenthümer greift zu und kauft. Bei geringer Anzahlung ist der kapitalistische Wohlthäter bereit, ihnen größere Stücke Landes zu überlassen, den Rest der Kaufsumme läßt er als Hypothek gegen guten Zins auf allmälige Abzahlung stehen. Hier liegt denn der Hase im Pfeffer. Hat der kleine Bodenbesitzer viel Glück und gelingt es ihm, unter Aufbietung der äußersten Kräfte aus seinem Grund und Boden einen leidlichen Ertrag herauszuwirthschaften oder ausnahmsweise billigeres Geld aufzutreiben, so kann er sich retten, anderen Falles ergeht's ihm wie schon geschildert.

Fallen dem kleinen Bauer oder Pächter einige Stücke Vieh, so ist das ein großes Unglück; hat er eine Tochter, die heirathet, so vermehrt die Aussteuer für sie seine Schulden und eine billige Arbeitskraft geht ihm verloren; heirathet ihm ein Sohn, so verlangt dieser seine Parzelle Land. Nothwendige Bodenverbesserungen muß er sehr oft unterlassen; liefert ihm sein Vieh und Hausstand nicht genügend Dünger — und das ist häufig der Fall — dann geht der Bodenertrag zurück, weil er keinen Dünger kaufen kann. Oft fehlen ihm auch, um besseren ertragsfähigeren Samen sich anzuschaffen, die Mittel; die vortheilhafte Ausnutzung der Maschinen ist ihm versagt; ein den chemischen Bestandtheilen seines Bodens entsprechender Fruchtwechsel ist häufig für ihn unausführbar. Ebensowenig kann er die Vortheile ausnutzen, die Wissenschaft und Erfahrung für höhere Ausnutzung seiner Hausthiere bieten. Mangel an geeignetem Futter, Mangel an passender Stallung, Mangel an passenden Einrichtungen verhindern das. So giebt es viele Ursachen, die den kleinen und mittleren Bauer zur Verschuldung bringen, ihn dem halsabschneiderischen Kapitalisten oder dem Großgrundbesitzer in die Hände liefern und zur Vernichtung seiner Existenz führen.

Die Behauptung, daß die zunehmende Konzentration des Grundbesitzes eine Einbildung sei, weil es mehr Eigenthümer als früher gebe, beweist nichts gegen die gemachten Ausführungen. Einmal ist schon hervorgehoben, wie Tausende von Eigenthümern als solche

figuriren, die es thatsächlich nicht mehr sind, zweitens ist auch die Steigerung der Bevölkerung in Betracht zu ziehen und die daraus, namentlich bei Todesfällen folgenden Parzellirungen. Diese Parzellirung trägt aber den Todeskeim für den Besitzer in sich, weil sie ihm die Existenz umsomehr erschwert, je kleiner der Besitz wird. Die Gewerbefreiheit hat auch die Zahl der Kleinmeister in vielen Gewerben sehr vermehrt, daraus aber auf größeren Wohlstand schließen zu wollen, wäre ein Fehlschluß. Die Konkurrenz hat sich unter ihnen verstärkt und dem Großkapital ist ihre Vernichtung und Aufsaugung erleichtert.

Wenn also manchmal zwei oder drei Bodenbesitzer bestehen, wo früher einer war, ist damit durchaus nicht gesagt, daß jene zwei oder drei sich besser befinden, als früher jener Eine. Das Gegentheil ist anzunehmen. Widrige Umstände, wie sie in der Natur der Verhältnisse liegen und geschildert wurden, erleichtern nur ihre Vernichtung. Insbesondere sind überall die Großgrundbesitzer thätig, den kleinen Besitz aufzukaufen und ihre Güter damit zu „arrondiren". Die großen Kapitalmagnaten legen mit Vorliebe ihre Kapitalien in Grund und Boden an, weil dies der sicherste Besitz ist, der obendrein mit der wachsenden Bevölkerung ohne das Zuthun der Eigenthümer im Werthe steigt. Das schlagendste Beispiel für diese stetige Werthsteigerung zeigt England. Obgleich dort in Folge der internationalen Konkurrenz der Produkte von Ackerbau und Viehzucht der Bodenertrag in den letzten Jahrzehnten sich verminderte, in Schottland über 2 Millionen Acres*) Land in Jagdgründe verwandelt wurden, in Irland 4 Millionen Acres fast verödeten und der Umfang des Ackerlandes in England von 1831—1880 von 19153990 Acres auf 15651605 Acres, also um 3484385 Acres zurückging, die in Wiese und Weideland verwandelt wurden, stieg die Bodenrente stetig und bedeutend. Der Gesammtertrag der Bodenrente von ländlichem Grundeigenthum betrug in Pfund Sterling**) in:

	1857	1875	1880	Zunahme
England und Wales	41177200	50125000	52179381	11002381
Schottland	5932000	7493000	7776919	1844919
Irland	8747000	9293000	10543000	1796700
Zusammen	55856000	68811000	70500000	14644000

*) 1 Acres = 40½ Aren oder 1½ preußische Morgen.
**) 1 Pfund Sterling etwas über 20 Mark.

Das ist eine Steigerung um 26,2 Prozent innerhalb 23 Jahren ohne alle Arbeit der Besitzer.

Dem Zuge nach Konzentration des Grundbesitzes auf dem Lande steht der Zug nach Parzellirung in der Nähe großer Städte und in Industriebezirken gegenüber. Hier wird Ackerland in Baustellen oder Gärten verwandelt und wird Gegenstand der großartigsten Spekulation, von der aber wieder nur in der Regel der Kapitalist den Vortheil hat.

Daß dieser ganze Entwicklungsprozeß auch für die Frauenwelt auf dem Lande seine großen Nachtheile hat, ist ohne Zweifel. Die Frauen haben immer mehr die Aussicht, statt Besitzerinnen und Hausverwalterinnen, dienende Mägde und billige Arbeitskräfte für die ackerbauliche und industrielle Thätigkeit des Großgrundbesitzers zu werden. Als Geschlechtswesen sind sie in noch höherem Grade den illegitimen Wünschen und Verlangen des Grundherrn oder seiner Beamten ausgesetzt, als das in der Industrie der Fall ist, in der das Besitzrecht an die Arbeitskraft oft zu einem Besitzrecht an die ganze Person wird und in Folge dessen mitten im „christlichen" Europa sich eine türkische Haremswirthschaft entwickelt hat. Auf dem Lande ist die Frau in weit höherem Grade isolirt als die Frau in der Stadt. Die Behörde repräsentirt ihr Arbeitgeber oder ein guter Freund von ihm, Zeitungen und eine öffentliche Meinung, bei der sie vielleicht auf Schutz rechnen könnte, giebt es nicht, und der männliche Arbeiterstand befindet sich meist in schmachvoller Abhängigkeit. Dort ist der Himmel hoch und der Zar weit.

Der Zustand des Grund und Bodens und seine Bebauung ist aber für die Entwicklung unserer ganzen Kultur von der allerhöchsten Bedeutung. Vom Grund und Boden und seinen Erzeugnissen hängt in erster Linie die gesammte Bevölkerung in ihrer Existenz ab. Grund und Boden läßt sich nicht beliebig vermehren; um so wichtiger wird also die Frage für Alle, wie er angebaut und ausgebeutet wird. Wir sind bereits in einem Zustande angekommen, in dem jährlich eine bedeutende Einfuhr von Brot- und Fleischnahrung unumgänglich geworden ist, sollen die Preise der nothwendigsten Lebensmittel nicht noch weit mehr in die Höhe gehen, als es schon geschehen ist.

Hier kommen aber zwei wichtige antagonistische Interessen zwischen den Ackerbauern und der Industriebevölkerung zum Vorschein. Die industrielle, die nicht ackerbautreibende Bevölkerung

überhaupt hat das wesentlichste Interesse, billige Lebensmittel zu erhalten, weil davon ihr Gedeihen nicht blos als Menschen, sondern auch wesentlich als handeltreibende und industrielle Individuen abhängig ist. Jede Vertheuerung der Lebensmittel führt entweder eine noch größere Verschlechterung der Nahrungsverhältnisse eines großen Theils der Bevölkerung herbei, als es schon der Fall ist, oder es werden die Arbeitslöhne und damit der Preis der Industrieprodukte so gesteigert, daß sich ihr Absatz vermindert, weil die Konkurrenz gegen das Ausland schwieriger wird. Für den Bodenbebauer liegt aber die Frage ganz anders. Wie der Industrielle aus seiner Thätigkeit, so will der Ackerbauer den möglichst höchsten Nutzen aus seinem Ackerland, aus seiner oder seiner Arbeiter Arbeitskraft herausschlagen, und ihm ist es gleich, aus welchem Produkt er diesen gewinnt. Verhindert ihn die Zufuhr fremden Getreides und fremden Fleisches, die erwünschten oder ihm nothwendig scheinenden Preise aus dem Anbau von Getreide oder der Viehzucht zu gewinnen, so verläßt er die Getreide- und Viehzucht, und widmet seinen Boden dem Anbau eines andern Erzeugnisses, das ihm mehr Nutzen bringt. Er baut Zuckerrüben zur Zuckerproduktion, Kartoffeln und Korn zum Spiritusbrennen, statt Weizen und Korn für Brot. Er überweist die fruchtbarsten Ländereien der Tabakkultur, statt dem Gemüse und der Gartenkultur. Auch werden Tausende von Hektaren guten Landes für Pferdeweiden benutzt, weil Pferde für Soldaten- und Kriegszwecke hoch im Preise stehen. Anderntheils sind wieder weite Waldgründe, die leicht fruchtbar gemacht werden könnten, dem Jagdvergnügen vornehmer Herren reservirt, und meist in Gegenden, in welchen die Niederschlagung von ein paar hundert oder tausend Hektaren Wald und ihre Verwandlung in Kulturboden vorgenommen werden könnte, ohne daß diese Waldverminderung in der betroffenen Gegend in nachtheiliger Weise auf die Feuchtigkeitsentwicklung einwirkte.

Was die letztere betrifft, so bestreitet die neuere wissenschaftliche Forstwirthschaft überhaupt den großen maßgebenden Einfluß des Waldes auf die Feuchtigkeitsentwicklung. Wald soll nur da in größerem Umfang zulässig sein, wo die Natur des Bodens keine nutzbringende Kultur zuläßt, oder wo es gilt, Bergland und das eigentliche Gebirge mit einer Kultur zu versehen, die wirthschaftlich vortheilhaft ist und das schnelle Abfließen der Wässer verhindert. Von diesem Gesichtspunkt aus könnten auch noch in Deutschland tausende Quadratkilometer fruchtbaren Bodens für den Ackerbau

gewonnen werden. Aber diesen Umwandlungen widerstrebt sowohl das materielle Interesse einer gut dotirten Beamtenhierarchie, wie das Jagdinteresse der großen Grundherren, die ihre Jagdgründe und ihre Jagdvergnügen nicht einbüßen wollen.

In welcher Weise der in Anbau befindliche Grund und Boden sich auf die verschiedenen Betriebe vertheilte, darüber giebt die landwirthschaftliche Berufsstatistik vom 5. Juni 1882 für Deutschland Auskunft. Darnach zählte man:

Flächengröße		Landwirtschaftl. Betriebe	Prozent der Gesammtzahl
unter	1 ha.	2323316	44,03
von	1—5 „	1719922	32,54
„	5—10 „	554174	10,50
„	10—20 „	372431	7,06
„	20—50 „	239887	4,50
„	50—100 „	41623	0,80
„	100—200 „	11033	0,21
„	200—500 „	9814	0,18
„	500—1000 „	3629	0,07
über	1000 „	515	0,01
	Zusammen	5276344	100,00

Nach Koppe sind im nordöstlichen Deutschland im Minimum 6 Hektaren Mittelboden erforderlich, damit eine Bauernfamilie sich durchschlagen kann, und um in mäßigem Wohlstand zu leben, bedarf es 15—20 Hektaren Mittelbodens. In Südwestdeutschland rechnet man 3½—4½ Hektaren fruchtbaren Boden, um einer Bauernfamilie Unterhalt zu gewähren. Dieses Minimum wird von über 4 Millionen Einzelwirthschaften nicht erreicht, und nur ungefähr 6 Prozent haben einen Besitz, der ihnen Wohlstand ermöglicht. 3222270 Betriebsinhaber sind genöthigt, neben der Landwirthschaft noch industrielle oder Verkehrsthätigkeit auszuüben. Charakteristisch aber ist für die Vertheilung des bebauten Landes, daß auf die Wirthschaften mit weniger als 50 Hektaren nur 3747677 Hektaren Getreideland fielen, auf die mit mehr als 50 Hektaren fielen dagegen 9636249. Das eine Prozent der Betriebe umfaßte also 2½ Mal mehr Getreideland als die übrigen 99 Prozent.

Als die größten Grundbesitzer Deutschlands gelten:

Die Fürsten Fugger und Wied mit je	110000	Hektaren
Der Herzog v. Ratibor, Fürst Löwenstein-Wertheim-Rochefort, Fürst Bentheim-Steinfurt, Herzog von Leuchtenberg mit je	140000	„
Fürst Leiningen	160000	„
Fürst Pleß	165000	„
Herzog von Talleyrand-Sagan	200000	„
Fürst Salm-Salm	220000	„
Fürst Fürstenberg u. Herzog v. Braunschweig*) mit je	275000	„
Fürst von Thurn und Taxis	300000	„
Herzog von Arenberg	320000	„
Fürst Wittgenstein	1230000	„**)

Diese 17 größten Grundbesitzer Deutschlands haben zusammen 4615000 Hektaren, d. h. sie besitzen mehr als ein Neuntel der gesammten in Anbau genommenen Bodenfläche, die ca. 40 Millionen Hektaren umfaßt. Das Interesse, das diese wie die einigen Tausend andern Großgrundbesitzer Deutschlands an den Vieh- und Getreidezöllen, Holzzöllen 2c. besitzen, läßt sich hiernach ermessen. Die Konzentration des Grund und Bodens zeigt sich in der Thatsache, daß in den Jahren 1837—1867 der bäuerliche Besitz von 30—300 Morgen in den östlichen Provinzen Preußens und in Westfalen sich um 2831226 Morgen oder um 8 Prozent verringerte***). Seitdem hat die Konzentration unzweifelhaft weiter bedeutende Fortschritte gemacht, wie sich überall zeigt, wo ein Großgrundbesitzer hauft. Der Aufkauf der kleinen Besitzungen um ihn herum nimmt stetig zu. Der Landhunger des Großgrundbesitzers kennt keine Grenzen, er wächst in dem Maße wie sein Besitz sich ausdehnt. In Sachsen umfaßten im sechsten Jahrzehnt von den 228,36 Quadratmeilen Privateigenthum 942 Rittergüter allein 43,24 Quadratmeilen, also fast ein Fünftel des Besitzes. Noch anders liegen die Verhältnisse in Mecklenburg-Schwerin. Von den 244 Quadratmeilen des Landes besaßen schon zu jener Zeit das Domanium und 7 Klöster $107^3/_4$ Quadratmeilen, 654 Rittergutsbesitzer und 6 große Freibauern zusammen $103^1/_2$ Quadratmeilen und die 40 städtischen Gebiete und Kammergüter 26,45 Quadrat-

*) Nach dem Tode desselben fiel ein Haupttheil seines Besitzes dem König von Sachsen zu.

**) „Auf friedlichem Wege" von Flürschein.

***) Neue Zeit. Jahrgang 1885, S. 141.

meilen. Unter 15 685 Grundbesitzern (über 6000 Erbpächter und über 6000 Büdner ꝛc.) gab es nur 630 freie Eigenthümer. In Böhmen hat die Kirche über 106 000 Joch Land im Besitz, der große Feudal-Grundbesitz umfaßt 1269 Besitzstände mit 3058088 Joch Land, ein Drittel des ganzen Landes; aber zu der 14 Millionen Gulden ergebenden Grundsteuer trägt er nur 4 Millionen bei. Mehr als die Hälfte des adeligen Besitzes gehört nur 150 Familien, und zwar umfassen die Besitzungen des Fürsten Schwarzenberg allein über 150 000 Hektaren Land. Von den 260 Quadratmeilen Wald des ganzen Landes fallen allein 200 Quadratmeilen auf adeligen Besitz. Es sind prachtvolle, weitberühmte Jagdgründe. Aus Böhmen und aus den deutschen Ostseeprovinzen u. s. w. wandern die Menschen massenhaft aus und sind in der Mehrzahl arm, während fruchtbarer Boden oft brach, oder so gut wie brach liegt, weil er Privateigenthum eines Andern ist, der genug davon hat, um seinen Bodenreichthum verschwenden zu können. Andere Großgrundbesitzer machen durch Einführung der Maschinen, oder durch Umwandlung des Ackerlands in Weideland die Menschen überflüssig.

In welchem Maßstabe in der Landwirthschaft und der damit verbundenen Industrie die Ueberzähligmachung von „Händen" vor sich geht, zeigt unter anderem der Bericht des braunschweigischen Fabrikinspektors für 1881, in dem die Thatsache konstatirt wird, daß trotz bedeutend gestiegener Zuckerproduktion die Zahl der Arbeiter, einzig und allein in Folge des verbesserten Arbeitsprozesses, um mehr als 3000 gesunken war. In sehr schlagender Weise zeigt sich die Abnahme der ländlichen Arbeiterbevölkerung in Großbritannien. Dort betrug die Zahl der in der Landwirthschaft beschäftigten Männer und Frauen:

	1861	1871	Abnahme
Männer	1833652	1328151	505501
Frauen	376797	186450	193127
Zusammen	2210449	1514601	698628

Seitdem hat eine weitere bedeutende Abnahme der ländlichen Arbeiter stattgefunden und dennoch ist der Ertrag der englischen Landwirthschaft höher als in Deutschland, Frankreich, Oesterreich und Ungarn. Es betrug nach Dr. O. J. Brock im Jahre 1885 der Ertrag pro Acre (40,5 Aren) in Bushels (35,7 Liter) in:

	Weizen	Gerste
Großbritannien . .	35,2	37,8
Deutschland . . .	18,7	23,6
Frankreich	16,0	19,5
Oesterreich	15,5	16,8
Ungarn	11,7	16,0

Man sieht, die Ertragsverschiedenheiten zwischen Großbritannien und den übrigen Ländern sind ganz bedeutende und zeigen, was sich mit einer intensiveren Bodenbewirthschaftung erreichen läßt. Auch in Ungarn hat die Zahl der Personen, die sich mit Ackerbau beschäftigen, bedeutend abgenommen. Sie betrug

1870: 4417514
1880: 3669177

Abnahme in 10 Jahren: 748457, oder mehr als 17 Prozent. Der Grund und Boden ging in die Hände großer Magnaten und Kapitalbesitzer über, die Maschinen statt der Menschen anwandten. So wurden die Menschen „überzählig". Dieselben Erscheinungen zeigen sich in der Landwirthschaft überall. Im preußischen Staat nahm von 1875—1885 die Stadtbevölkerung um 20 Prozent, die Landbevölkerung nur um 4,8 Prozent zu. In der Provinz Pommern, in der hauptsächlich Landwirthschaft betrieben wird, verminderte sich in diesem Zeitraum die Bevölkerung um 0,4 Prozent, in Hohenzollern wuchs sie nur um 0,7 Proz., in Westpreußen und Schleswig-Holstein um 2,3 Proz., Hessen-Nassau 2,9 Proz., Ostpreußen 3,3 Proz., Hannover 3,4 Proz., Schlesien 3,5 Proz., Posen 5,3 Proz., Brandenburg (Berliner Vororte) 5,7 Proz., Sachsen 7,5 Proz., Rheinland 8,3 Proz. und Westfalen 11,9 Proz. Da in der angeführten Periode das Durchschnittswachsthum der Bevölkerung im preußischen Staat 10 Prozent betrug, so war es nur Westfalen, in dem der Zuwachs der Landbevölkerung größer war als jener der Stadtbevölkerung; zu untersuchen wäre freilich, wie stark an diesem Zuwachs die Industriedörfer partizipirten, und da dürfte das Resultat ein anderes werden. Im ganzen preußischen Staat stieg von 1875—1885 der Antheil der Stadtbevölkerung an der Gesammtbevölkerung von 34,2 Proz. auf 37,3 Proz., derjenige der Landbevölkerung fiel von 65,8 Proz. auf 62,7 Prozent. Schlagend zeigt sich die Abnahme der Landbevölkerung in der Ost- und Westpriegnitz, die

1865 rund 100000 Seelen hatte, die aber 1885 auf 87000 gefallen waren. In dem Zeitraum von 1879 bis 1888 hat sich die Zahl der beweglichen Dampfkessel und Lokomobilen, also derjenigen Motoren, die hauptsächlich in der Landwirthschaft Verwendung finden, in Preußen von 5536 auf 11571, das ist um 109,7 Prozent, gesteigert. Bei der landwirthschaftlichen Berufszählung im Jahre 1882 benutzten von den 5276344 landwirthschaftlichen Betrieben nur 391746 Maschinen, gleich 7½ Prozent. Von den 24999 Großbetrieben mit über 100 Hektaren Land benutzten aber 20558, gleich 82¼ Prozent, Maschinen, von den 653941 mittleren Betrieben mit einem Umfang von 10 bis 100 Hektaren waren es nur 246131, gleich 37½ Prozent, die Maschinen benutzten. Naturgemäß ist es der große und der größere Betrieb, der von den Maschinen entsprechende Anwendung machen kann. Der intensive Maschinenbetrieb, die Bestellung großer Flächen mit ein und derselben Frucht, nimmt indeß die Arbeiter nur kurze Zeit in Anspruch, die Zahl der Knechte und Mägde wird auf das für den Hofdienst und die Viehpflege unumgänglich nothwendige Maß reduzirt und die Taglöhner werden nach gethaner Arbeit entlassen. Kommt die Erntezeit, so werden dieselben aus allen Ecken und Enden zusammengetrommelt, auf kurze Zeit übermäßig in Anspruch genommen und abermals entlassen. So entwickelt sich bei uns, genau wie in England und in noch höherem Grade in den Vereinigten Staaten, ein ländliches Proletariat der bedenklichsten Art. Fordern diese Arbeiter für die kurze Dauer ihrer Beschäftigung und weil sie gesucht werden, entsprechend höheren Lohn, so wird über ihre Anmaßung geschimpft; sind sie entlassen und treiben sie sich dann hungernd und lungernd umher, so sind sie Vagabonden, sie werden geschmäht, nicht selten mit Hunden vom Hofe gehetzt und als „Bummler", die nicht arbeiten mögen, der Polizei für das Arbeitshaus überliefert. Eine nette „Ordnung".

Die kapitalistische Ausbeutung des Grund und Bodens führt auch in anderer Richtung zu kapitalistischen Zuständen. Ein Theil unserer Grundbesitzer hat z. B. lange Jahre horrende Profite aus dem Rübenbau und der Zuckerproduktion gezogen. Das Besteuerungssystem begünstigte auch den Export des Zuckers und zwar dergestalt, daß die Besteuerung der Zuckerrüben für die Reichskasse nahezu zu einer Fiktion wurde, indem die Ausfuhrprämien für Zucker den Ertrag der Rübensteuer nahezu verschlangen. Die Steuer und Ausfuhrprämien gestalteten sich in den letzten Jahren folgendermaßen:

	Bruttoertrag der Rübensteuer	Rückvergütung für ausgeführten Zucker
1885/86	113125100 ℳ	90076600 ℳ
1886/87	141213400 „	108821000 „
1887/88	118387600 „	105568000 „
1888/89	108693600 „	80067100 „

Rechnet man von dem Ueberschuß noch die Verwaltungskosten ab, so verblieb gegenüber der enormen Einnahme ein winziger Reinertrag, der z. B. im Finanzjahre 89/90 nur 9 Millionen betrug. Die den Zuckerfabrikanten gewährte Rückvergütung pro Doppelzentner Zucker war wesentlich höher als die von ihnen dafür gezahlte Rübensteuer und diese Prämie setzte sie in die Lage, den Zucker in gewaltigen Mengen auf Kosten der inländischen Steuerzahler billig zu verkaufen und die Zuckerrübenkultur immer weiter auszudehnen. Der Vortheil, der aus diesem Steuersystem ungefähr 400 Zuckerfabriken zufiel, wurde im Jahre 1889/90 auf über 31 Millionen Mark geschätzt, so daß jede Fabrik daraus einen Gewinn von rund 78000 Mk. bezog. Hunderttausende von Hektaren Land, die dem Getreide-, Kartoffelbau ꝛc. bisher gewidmet waren, wurden in Rübenboden verwandelt, Fabriken über Fabriken wurden gegründet und sind täglich im Entstehen begriffen, und die nothwendige Folge wird sein ein gewaltiger Krach, der früher oder später eintreten muß. Der hohe Ertrag des Rübenbaus wirkte günstig auf den Bodenpreis ein, dieser stieg, die Folge davon war der Aufkauf der kleinen Besitzungen, deren Eigenthümer, durch die hohen Preise verlockt, sich zum Verkauf verleiten ließen. Während so der Boden für industrielle Spekulation ausgenutzt wird, wird der Getreide- und Kartoffelbau auf Boden geringerer Qualität beschränkt, und dadurch steigt natürlich der Bedarf nach Zufuhr von Lebensmitteln von außerhalb. Die Nachfrage steigert das Angebot. Die ungeheure Zufuhr fremdländischer Bodenprodukte und ihr billiger Transport aus Rußland, den Donaufürstenthümern, Amerika, Indien ꝛc., erzeugt Preise, bei denen ein großer Theil der einheimischen Besitzer mit ihrer Hypotheken- und Steuerlast, ihrem geringwerthigeren Boden, ihrem oft mangelhaft organisirten Betrieb und ungenügend bewirthschafteten Besitz nicht bestehen können. Es werden enorme Zölle auf die fremde Einfuhr gelegt, deren Vortheil nur der Große genießt, von denen der Kleine wenig oder nichts spürt, die aber die nicht ackerbauende Bevölkerung schwer belasten. Der Vortheil Weniger ist der

Schaden Vieler und die mittlere und kleine Ackerwirthschaft geht ruhig dabei den Krebsgang, für sie ist kein Kraut gewachsen. Daß die Lage der Kleinbauern in der Aera der deutschen Schutzzölle immer schlimmer geworden ist, wird ziemlich allgemein zugegeben. Alle die Vortheile, die der Großgrundbesitzer aus hohen Zöllen, Einfuhrverboten und Sperrmaßregeln zieht, setzen ihn in die Lage, den kleinen Besitzer um so leichter aufzukaufen, und dieser, der nur für sich produzirt, hat von allen diesen Maßregeln keinen oder nur sehr geringen Nutzen. Die ungeheure Zahl derjenigen, die nicht einmal an Fleisch und Brot produzirt was sie selbst braucht, und ein Blick auf die Statistik der Betriebe und der Bodenvertheilung zeigt, daß dieses der weitaus größte Theil der landwirthschaftlichen Betriebsinhaber selbst ist, hat sogar direkten Schaden von der Vertheuerung des nothwendigsten Lebensmittels durch Zölle und indirekte Steuern. Kommt aber eine ungünstige Ernte, die den Bodenertrag noch verringert, hinzu, so wird der Druck nicht nur noch schwerer, auch die Zahl derjenigen, die alsdann zum Kauf landwirthschaftlicher Produkte gezwungen ist, wird größer. Auf keinen Fall können Zölle und indirekte Steuern die soziale Lage der Mehrheit verbessern, das heißt man das Pferd am Schwanze aufzäumen. Die Verschuldung des Kleinbetriebs und seine gänzliche Vernichtung wird weit mehr dadurch gefördert als aufgehalten. Bayern, eins der Haupt-Agrarländer Deutschlands, dürfte für eine Beurtheilung der Lage des kleinen Grundbesitzes typisch sein. Nach der Zeitschrift des kgl. bayerischen statistischen Bureaus kamen in Bayern zur zwangsweisen Veräußerung:

1885: 1318 Anwesen mit einer Gesammtgrundfläche von 11457 ha
1886: 1348 Anwesen mit einer Gesammtgrundfläche von 8582 ha
1887: 1111 Anwesen mit einer Gesammtgrundfläche von 7935 ha
1888: 1514 Anwesen mit einer Gesammtgrundfläche von 10438 ha

Längere oder kürzere Zeit außer Bewirthschaftung standen Anwesen

1885:	175	mit 1118,6	Gesammtfläche
1886:	169	„ 681,2	„
1887:	186	„ 1037,5	„
1888:	265	„ 1622,3	„

Die Anwesen bis zu 10 Hektar als kleine, über 10 bis 100 Hektar als mittlere und von über 100 Hektar als größere bezeichnet, ergiebt sich, daß an den Vergantungen betheiligt war in Prozent:

	der kleine Grundbesitz	der mittlere Grundbesitz	der größere Grundbesitz
1885:	80,9	18,7	0,4
1886:	83,8	16,0	0,2
1887:	80,5	19,4	0,1
1888:	81,5	18,4	0,4

Fragen wir, wieviel z. B. im Jahre 1888 von der verganteten Gesammtfläche auf die verschiedenen Gruppen traf, so ergeben sich für den kleinen Grundbesitz 40,7 Prozent, für den mittleren 55,7 Prozent, für den größeren 3,6 Prozent. Von den 1514 verganteten Anwesen des Jahres 1888 waren groß bis 1 Hektar: 280, über 1 bis 2 Hektar: 232, über 2 bis 3 Hektar: 184, über 3 bis 4 Hektar: 128, über 4 bis 5 Hektar: 103, über 5 bis 10 Hektar: 307. Also 61,6 Prozent sämmtlicher dem Bankerott verfallener Anwesen sind Zwergbetriebe bis zu 5 Hektar einschließlich, sie gehören also auf die Verlustliste des Kleinbauernthums. An der Spitze marschirt der Regierungsbezirk, wo die Parzellenwirthschaft am Höchsten entwickelt ist, die Rheinpfalz: 52,9 Prozent aller in diesem Kreise versteigerten Betriebe sind unter 1 Hektar. Die kleinen Weinbauern, die Tabakpflanzer gehen in der „fröhlichen Pfalz" elend zu Grunde. 77,3 Prozent aller in der Rheinpfalz im Jahre 1888 verganteten Anwesen waren unter 5 Hektar groß. Der nächstgrößte Prozentantheil unter Anwesen unter 5 Hektar an der Vergantungsziffer findet sich in dem Hauptsitze des bayerischen Hopfenbaues, in Mittelfranken, mit 71,1 Prozent, darunter 29,8 Prozent der Anwesen unter 1 Hektar. Darauf folgt Schwaben mit 70,8 Prozent, dann ein Brennpunkt hausindustrieller Betriebsweise, Oberfranken, mit 60,0 Prozent, dann Unterfranken, wo der Weinbau, die Spaten- und Gartenkultur vorherrschen, mit 56,5 Prozent, Niederbayern mit 54,1 Prozent, Oberbayern mit 53,1 Prozent und die Oberpfalz mit 50,0 Prozent. Im zisleithanischen Oesterreich, mit Ausnahme von Vorarlberg und Dalmatien, betrug die Zahl der zwangsweise verkauften Grundstücke 1874: 4720, sie stieg bis 1877 auf 6977 und erreichte 1879 die kolossale Höhe von 11272. Mehr als 90 Prozent waren landwirthschaftliche Grundstücke. 1874 wurden im zisleithanischen Oesterreich 4413 kleinbäuerliche Wirthschaften zwangsweise verkauft mit einer Durchschnittsschuldenlast von 3136 Gulden per Wirthschaft, 1878 aber 9090 mit einer Durchschnittsschuldenlast von 4290 Gulden per Wirthschaft. Die

Summe der durch unzulänglichen Erlös ausfallenden Hypothekenforderungen betrug 1874: 4679753 Gulden, 33,8 Prozent der Gesammtschuld, 1878 war der Ausfall auf 20366173 Gulden oder 52,2 Prozent der Gesammtschuld gewachsen. In Ungarn gab es schon 1876 nicht weniger als 12000 Zwangsverkäufe von Grundstücken.

Wie immer der Grundbesitzer mit seinem Grund und Boden wirthschaftet, ist unter der Aera des „heiligen" Privateigenthums seine Sache, sein Recht. Was kümmert ihn die Gesammtheit und ihr Wohl, er hat für sich zu sorgen, also: Bahn frei. Der Industrielle fabrizirt ja auch obscöne Bilder, unsittliche Bücher, legt ganze Fabriken zur Verfälschung der Nahrungsmittel an. Alle diese und viele andere Thätigkeiten sind der Gesellschaft schädlich, sie untergraben die Moral und vermehren die Korruption. Aber was liegt daran; sie bringen Geld ein und zwar mehr Geld als sittliche Bilder, wissenschaftliche Bücher, ehrlicher Verkauf unverfälschter Lebensmittel. Der gewinnsüchtige Industrielle hat nur dafür zu sorgen, daß ihn das nicht allzu scharfe Auge der Polizei nicht entdeckt, und er kann ruhig sein schändliches Gewerbe betreiben, in der sicheren Gewißheit, wegen des Geldes, das er dabei verdient, von der Gesellschaft beneidet und mit Hochachtung angesehen zu werden.

Nichts zeigt nach dieser Richtung deutlicher den Mammonscharakter unseres Zeitalters als die Börse und ihr Treiben. Boden- und Industrie-Produkte, Verkehrsmittel, Witterungs- und politische Verhältnisse, Mangel und Ueberfluß, Massenelend und Unglücksfälle, öffentliche Schulden, Erfindungen und Entdeckungen, Gesundheit, Krankheit und Tod einflußreicher Personen, Krieg und Kriegsgeschrei, oft nur zu diesem Zweck erfunden, dies Alles und noch vieles Andere wird zum Gegenstande der Spekulation gemacht, für die Ausbeutung und zur gegenseitigen Prellerei benutzt. Die Kapital-Matadore erlangen hier den allerentscheidendsten Einfluß auf das Befinden der ganzen Gesellschaft und häufen, begünstigt durch ihre mächtigen Mittel und Verbindungen, die ungeheuersten Reichthümer auf. Minister und Regierungen werden in ihren Händen zu Puppen, die agiren müssen wie sie, die Börsenmatadore, hinter den Koulissen die Drähte ziehen. Die Staatsgewalt hat nicht die Börse, die Börse hat die Staatsgewalt in der Hand. Wider Willen muß der Minister den „Giftbaum" düngen, den er am Liebsten ausreißen möchte, und muß ihm neue Lebenskräfte zuführen.

Alle diese Thatsachen, die täglich sich mehr aufdrängen, weil die Uebel sich täglich vergrößern, sie schreien, wie man zu sagen pflegt, zum Himmel und fordern baldige gründliche Abhülfe. Aber die heutige Gesellschaft steht vor diesen Uebeln rathlos, wie gewisse Thiere am Berge, sie dreht sich wie ein Pferd in der Tretmühle beständig im Kreise, rathlos, hilflos, ein Bild des Jammers und der Stupidität. Die helfen möchten, sind noch zu schwach; denen die helfen sollten, fehlt noch die Einsicht; die helfen könnten, wollen nicht; sie verlassen sich auf die Gewalt und denken günstigsten Falles mit Madame Pompadour: après nous le deluge (nach uns die Sündfluth). Aber wenn die Sündfluth noch zu ihren Lebzeiten kommt? —

Nun ruft man uns zu: Könnt ihr so gut kritisiren, dann zeigt auch wie geholfen werden kann und macht Vorschläge. Diese sind leicht zu machen, aber ausgeführt können sie, wie gegenwärtig die Dinge noch liegen, nur durch die Zustimmung und Unterstützung der herrschenden Klassen werden. Da liegt aber das Hinderniß im Wege: Jeder Vorschlag, dessen Verwirklichung die materiellen Interessen der herrschenden Klassen schädigt und nur im Geringsten ihre bevorrechtete Stellung in Frage zu stellen droht, wird von ihnen wüthend bekämpft und wird als eine auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebung gebrandmarkt. Die kranke Welt ist aber nicht zu kuriren, ohne daß die Privilegien und Interessen der herrschenden Klassen in Frage gestellt und schließlich beseitigt werden.

„Der Kampf um die Befreiung der arbeitenden Klassen ist kein Kampf um Privilegien und Vorrechte, sondern ein Kampf um gleiche Rechte und gleiche Pflichten und für die Beseitigung aller Privilegien und Vorrechte." Daraus ergiebt sich von selbst, daß es mit halben Maßregeln und kleinen Konzessionen nicht gethan ist, so wichtig diese in einem gegebenen Augenblicke auch sein mögen.

Bis jetzt betrachten die herrschenden Klassen ihre Stellung nicht nur als eine durchaus naturgemäße, sondern auch als eine selbstverständliche, an deren Berechtigung und deren Fortbestand nicht zu zweifeln sei, und so versteht es sich wieder von selbst, daß sie jeden Vorschlag, der diese Berechtigung in Zweifel zieht, zurückweisen und entschieden bekämpfen. Am Deutlichsten zeigt sich die Stellung der herrschenden Klassen in Deutschland bei der sogenannten Sozialreform. Vorschläge und Gesetze, die weder an den Grundlagen der bestehenden

Gesellschaftsordnung, noch an der Vorrechtstellung der herrschenden Klassen das Geringste ändern, bringen sie in die größte Aufregung, weil vielleicht ein klein wenig ihr Geldbeutel in Anspruch genommen werden könnte. Ganze Berge Papier werden beschwätzt und bedruckt, bis endlich der kreisende Berg ein Mäuslein gebiert.

Den einfachsten und selbstverständlichsten Fragen des Arbeiterschutzes begegnen sie mit einem Widerstand, als hinge von Konzessionen auf diesem Gebiet die Existenz der Gesellschaft ab. Nach unendlichen Kämpfen werden einige Konzessionen ihnen abgerungen und da geberden sie sich, als hätten sie einen großen Theil ihres Vermögens daran gegeben. Denselben hartnäckigen Widerstand zeigen sie, handelt es sich darum, die unterdrückten Klassen als formell gleichberechtigt anzuerkennen und z. B. in Fragen des Arbeitsvertrages, als Gleichberechtigte mit ihnen zu verhandeln.

Dieser Widerstand bei den einfachsten Dingen und den selbstverständlichsten Forderungen bestätigt den alten Erfahrungssatz, daß keine herrschende Klasse durch Gründe zu überzeugen ist, wenn nicht die Gewalt der Umstände sie zur Einsicht und zur Nachgiebigkeit zwingt. Diese Gewalt der Umstände liegt in der Entwicklung der Gesellschaft und in dem steigenden Maße von Einsicht, das aus dieser Entwicklung resultirt. Die Klassengegensätze, das hat die Darlegung und Kritik der bestehenden Verhältnisse gezeigt, werden immer schärfer, sichtbarer und fühlbarer. Damit steigt die Erkenntniß von der Unhaltbarkeit des Bestehenden in den unterdrückten und ausgebeuteten Klassen, ihre Empörung wächst und mit ihr das gebieterische Verlangen nach Umgestaltung und Vermenschlichung der Zustände. Indem die Erkenntniß immer weitere Kreise ergreift und umfaßt, erobert sie allmälig die ungeheuere Mehrheit der Gesellschaft, die bei dieser Umgestaltung auf das Allerdirekteste interessirt ist. In demselben Maße aber, wie bei der Masse die Einsicht und die Erkenntniß steigt, sinkt die Widerstandsfähigkeit der herrschenden Klasse, deren Macht ganz wesentlich auf der Unwissenheit und Einsichtslosigkeit der unterdrückten und ausgebeuteten Klassen beruht. Diese Wechselwirkung ist evident und daher muß Alles, was sie fördert, willkommen sein. Den großkapitalistischen Fortschritten auf der einen Seite hält die zunehmende proletarische Erkenntniß auf der andern Seite reichlich die Waage. Kostet also die Lösung und Aufhebung der gesellschaftlichen Gegensätze auch außerordentlich viel Mühe, Opfer und

[illegible] sie hängt zwar [illegible] oder einer [illegible] finden, [illegible] erreicht [illegible]

[illegible] phasen zu [illegible] ab und es ist [illegible] im Einzel- [illegible] kann kein [illegible] was die Um- [illegible] können dies [illegible] keine politische [illegible] Verfügung haben. [illegible]

[illegible] wo es sich [illegible] verfahren und [illegible] eingetroffen an- [illegible]

[illegible] einem gewissen [illegible] auf die Spitze [illegible] Mehrheit der Be- [illegible] ihr auch so [illegible] unerträglich er- [illegible] liches Ver- [illegible] fast die ganze [illegible] Hilfe als [illegible]

[illegible] Ausnahme ihre [illegible] also wie gezeigt, [illegible] die auf der Aus- [illegible] den Menschen be- [illegible] die Kapitalisten die Eigen- [illegible] Boden, Maschinen, [illegible] und [illegible] sind, so ist [illegible] durch eine [illegible] liches Eigenthum [illegible]

Die Sozialisirung der Gesellschaft.

Die Expropriation aller Arbeitsmittel durchgeführt, schafft der Gesellschaft die neue Grundlage. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen für beide Geschlechter: Industrie, Ackerbau, Verkehr, die Erziehung, die Ehe, das wissenschaftliche, künstlerische und gesellige Leben, kurz, die ganze menschliche Existenz wird jetzt eine andere. Die staatliche Organisation als solche verliert allmälig ihren Boden.

Im ersten Theile dieser Schrift wurde ausgeführt, wie der Staat ins Leben trat. Er ist das Produkt einer gesellschaftlichen Entwicklung aus der primitiven, auf Kommunismus beruhenden Gesellschaftsform, in der allmählig das Privateigenthum entstanden ist. Mit dem Aufkommen des Privateigenthums entstehen nothwendig innerhalb der Gesellschaft antagonistische Interessen, die im Laufe ihrer weiteren Entwicklung zu Standes- und Klassengegensätzen führen und allmählig offene Feindseligkeit, Standes- und Klassenkämpfe erzeugen, die die neue Gesellschaftsordnung in ihrem Bestande bedrohen. Um diese Standes- und Klassenkämpfe niederzuhalten und die bedrohten Eigenthümer zu schützen, bedarf es einer Organisation, die den Angriffen auf Besitz und Eigenthum wehrt und den unter bestimmten Formen erworbenen Besitz für „rechtmäßig" erklärt und „heilig" spricht. Diese das Eigenthum schützende Organisation ist der Staat. Durch den Erlaß von Gesetzen sichert er dem Eigenthümer seinen Besitz und tritt gegen den Angreifer auf die festgesetzte Ordnung als Richter und Rächer auf. Das Interesse der Staatsgewalt ist also auch das Interesse der Eigenthümer und umgekehrt. Der Staat ist darnach die nothwendige Organisation einer auf Klassenherrschaft beruhenden Gesellschafts-Ordnung. In dem Augenblick, in dem die Klassengegensätze durch Aufhebung des Privateigenthums fallen, verliert der Staat nicht nur das Recht zu seiner Existenz, sondern seine Existenzmöglichkeit. Der Staat ist nur die Organisation der Macht zur Aufrechterhaltung der jeweiligen Eigenthums- und sozialen Herrschafts-Verhältnisse. Der Staat hört mit der Aufhebung des Herrschaftsverhältnisses auf, wie die Religion aufhört, wenn der Glaube an übernatürliche Wesen, oder an vernunftbegabte übersinnliche Kräfte nicht mehr vorhanden ist. Worte müssen einen Inhalt besitzen, verlieren sie diesen, dann hören sie auf Begriffe zu bilden.

„Ja," wirft vielleicht ein verblüfft gewordener, kapitalistisch gesinnter Leser ein, „Alles recht gut und schön, aber mit welchem ‚Rechtsgrund' will denn die Gesellschaft alle diese Veränderungen rechtfertigen." Der Rechtsgrund ist derselbe, der er immer war, wenn es sich um Veränderungen und Umgestaltungen handelte, das Gemeinwohl. Die Quelle des Rechts ist nicht der Staat, sondern die Gesellschaft, der Staat ist nur der Kommis, der das Recht zu verwalten und auszumessen hat. Die „Gesellschaft" war bisher immer nur eine kleine Minorität, aber diese handelte im Namen der ganzen Gesellschaft (des Volks), indem sie sich als die „Gesellschaft" ausgab, wie Ludwig XIV. sich für den Staat: l'état c'est moi (der Staat bin ich). Wenn unsere Zeitungen sprechen: Die Saison beginnt, die Gesellschaft eilt in die Stadt; oder: Die Saison ist zu Ende, die Gesellschaft eilt aufs Land, meinen sie damit nicht das Volk, sondern die obersten Zehntausend, welche die „Gesellschaft" bilden, wie sie den „Staat" bilden. Die Menge ist Plebs, vile multitude, Kanaille, „Volk". Dem entsprechend ist denn auch Alles, was der Staat im Namen der Gesellschaft für das Gemeinwohl „vornahm", stets den herrschenden Klassen besonders vortheilhaft gewesen. In deren Interesse wurden die Gesetze gemacht und benutzt. „Salus reipublicae suprema lex esto" (das Wohl des Gemeinwesens sei das höchste Gesetz) ist bekanntlich ein altrömischer Rechtsgrundsatz. Wer bildete aber das römische Gemeinwesen? Die unterjochten Völker, die Millionen Sklaven? Nein! die ganz unverhältnißmäßig geringe Zahl römischer Bürger, in erster Linie der römische Adel, die sich von den Unterjochten ernähren ließen.

Als der Adel und die Fürsten im Mittelalter das Gemeingut raubten, thaten sie das von „Rechtswegen" im „Interesse des Gemeinwohls", und wie gründlich dabei mit dem Gemeineigenthum und auch dem Eigenthum der hilflosen Bauern verfahren wurde, haben wir weiter oben gesehen. Die Agrargeschichte der letzten fünf Jahrhunderte ist eine Geschichte ununterbrochenen Raubes am Gemeinde- und am Bauerneigenthum, das in allen Kulturstaaten Europas seitens des Adels, und in Südeuropa auch seitens der Kirche praktizirt wurde. Als die französische Revolution das Adels- und Kirchengut expropriirte, that sie dies „im Namen des Gemeinwohls", und sieben Millionen kleiner Grundeigenthümer, die Stütze des modernen bürgerlichen Frankreich, verdankten dieser Expropriation im Wesentlichen ihre Existenz. Im Namen des „Gemeinwohls" nahm

Spanien mehrfach Kircheneigenthum in Beschlag, konfiszirte Italien es gänzlich, beklatscht von den eifrigsten Verfechtern des „heiligen Eigenthums". Der englische Adel hat das irische und das englische Volk während Jahrhunderten an seinem Eigenthum bestohlen und schenkte sich „im Interesse des Gemeinwohls" von 1804—1831 nicht weniger als 3511710 Acres Gemeindeland als Privateigenthum „gesetzlich" selbst. Und als man im großen nordamerikanischen Sklavenbefreiungskrieg Millionen Sklaven, die wohl erworbenes Eigenthum ihrer Herren waren, und ohne daß man die Herren entschädigte, für frei erklärte, geschah das „im Namen des Gemeinwohls". Unsere ganze bürgerliche Entwicklung ist ein ununterbrochener Expropriations- und Konfiskationsprozeß, bei dem der Fabrikant den Handwerker, der Großgrundbesitzer den Bauern, der Großkaufmann den Händler und schließlich ein Kapitalist den andern, das heißt der Größere den Kleineren auffaugt. Und hören wir unsere Bourgeoisie, so geschieht das Alles zum Besten des „Gemeinwohls", zum „Nutzen der Gesellschaft". — Die Napoleoniden „retteten" am 18. Brumaire und am 2. Dezember die „Gesellschaft" und die „Gesellschaft" beglückwünschte sie; wenn die Gesellschaft künftig sich selbst rettet, indem sie das Eigenthum, das sie geschaffen, auch wieder in ihre Hände bringt, begeht sie eine hochvernünftige That, denn sie handelt nicht, um die Einen zu Gunsten der Andern zu unterdrücken, sondern um Allen die Gleichheit der Existenzbedingungen zu gewähren, Jedem ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen. Es ist die sittlich reinste und großartigste Maßregel, welche die menschliche Gesellschaft je ergriffen hat. In seinem vierten sozialen Brief an von Kirchmann, betitelt „Das Kapital", sagt Rodbertus Seite 117: „Eine Ablösung alles Grund-Kapitaleigenthums ist keine Chimäre, sondern nationalökonomisch sehr wohl denkbar. Auch wäre sie sicherlich die radikalste Hilfe für die Gesellschaft, die, wie man kurz sagen darf, an dem Wachsen der Rente — Grund- und Kapitalrente — leidet. Sie wäre dabei die einzige Form der Aufhebung des Grund- und Kapitaleigenthums, die auch nicht auf Augenblicke den Verkehr und den Fortschritt des nationalen Reichthums unterbräche."

Was sagen unsere Agrarier zu dieser Aeußerung eines ihrer ehemaligen Parteigenossen?

Indem wir nun zusehen, wie nach einer solchen Maßregel die

Dinge auf den verschiedenen Hauptgebieten der menschlichen Thätigkeit wahrscheinlich sich gestalten werden, kann es selbstverständlich sich nicht um die Feststellung unumstößlicher Grenzlinien und unabänderlicher Maßregeln handeln. Kein Mensch vermag heute zu übersehen, wie künftige Generationen ihre Einrichtungen treffen, ihre Bedürfnisse am vollkommensten befriedigen werden. In der Gesellschaft befindet sich, wie in der Natur, Alles im beständigen Fluß, das Eine kommt, das Andere vergeht, Altes, Abgestorbenes wird durch Neues, Lebensfähigeres ersetzt. Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen der zahlreichsten und verschiedensten Art, deren Tragweite und Bedeutung Niemand voraussehen kann, werden gemacht, treten in Wirksamkeit und revolutioniren und umgestalten je nach ihrer Bedeutung die menschliche Lebensweise, die Gesellschaft.

Es kann sich also hier für uns nur um die Entwicklung allgemeiner Prinzipien handeln, deren Aufstellung nach dem Vorausgegangenen sich von selbst ergiebt und deren Durchführung bis zu einem gewissen Grade sich übersehen läßt. War die Gesellschaft schon bisher kein automatisches Wesen, das sich von Einzelnen leiten und lenken ließ, wenn es auch oft so den Anschein hatte, — „man glaubt zu schieben und wird geschoben“ — sondern ein Organismus, der nach bestimmten immanenten Gesetzen sich entwickelte, so ist künftig jede Lenkung und Leitung nach dem Willen Einzelner erst recht ausgeschlossen. Die Gesellschaft ist hinter das Geheimniß ihres eigenen Wesens gekommen, sie hat die Gesetze ihrer eigenen Entwicklung entdeckt und wendet diese jetzt zweckbewußt für ihre Weiterentwicklung an.

* * *

Sobald die Gesellschaft im alleinigen Besitz aller Arbeitsmittel sich befindet, *wird die gleiche Arbeitspflicht Aller, ohne Unterschied des Geschlechtes, das erste Grundgesetz der sozialisirten Gesellschaft.* Ohne Arbeit kann die Gesellschaft nicht existiren. Die Gesellschaft hat also das Recht, zu fordern, daß Jeder, der seine Bedürfnisse befriedigen will, auch nach Maßgabe seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten an der Erzeugung der Produkte zur Befriedigung der Bedürfnisse thätig ist. Die blödsinnige Behauptung, die Sozialisten wollten nicht arbeiten und die Arbeit abschaffen, ein Widersinn sonder Gleichen, fällt auf die Gegner zurück. Die Nichtarbeiter, die Faullenzer, giebt's *nur*

in der bürgerlichen Welt, weil diese Faullenzer Andere für sich arbeiten lassen. Der Sozialismus stimmt einmal ausnahmsweise mit der Weisung der Bibel überein, die sagt: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Allein die Arbeit soll nicht nur Arbeit, d. h. Thätigkeit an sich sein, sondern auch nützliche, produktive Arbeit. Die neue Gesellschaft wird also verlangen, daß Jeder eine bestimmte industrielle, gewerbliche, ackerbauliche Thätigkeit ergreife, durch welche er ein bestimmtes Produktenquantum zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse schaffen hilft. Ohne Arbeit kein Genuß, keine Arbeit ohne Genuß.

Aber indem Alle verpflichtet werden zu arbeiten, haben Alle auch das gleiche Interesse, drei Bedingungen bei der Arbeit zu erreichen. Erstens: daß die Arbeit mäßig ist, Keinen überanstrenge und in der Zeit sich nicht zu sehr ausdehne; zweitens, daß die Arbeit möglichst angenehm ist und möglichst Abwechselung bietet; drittens, daß sie möglichst ergiebig ist, weil davon hauptsächlich das Maß des Genusses abhängt.

Alle drei Bedingungen hängen wieder von der Art und der Menge der zur Verfügung stehenden Produktivkräfte ab und von den gesammten Ansprüchen, welche die Gesellschaft an ihre Lebenshaltung stellt. Da nun die sozialistische Gesellschaft nicht sich bildet, um proletarisch zu leben, sondern um die proletarische Lebensweise der Mehrzahl der Menschen abzuschaffen und Jedem ein möglichst hohes Maß von Lebensannehmlichkeiten zu ermöglichen, entsteht die Frage, wie hoch wird die Gesellschaft durchschnittlich ihre Ansprüche stellen?

Um dies feststellen zu können, ist die Einrichtung einer Verwaltung erforderlich, die alle Thätigkeitsgebiete der Gesellschaft umfaßt. Die einzelnen Gemeinden bilden hierfür zunächst eine zweckmäßige Grundlage, und wo dieselben so groß sind, daß sie die Detailübersicht erschweren, dürfte man sie in Bezirke theilen. Wie einst in der Urgesellschaft, so nehmen jetzt, auf höchster Kulturstufe, sämmtliche mündige Gemeindeangehörige, ohne Unterschied des Geschlechts, an den vorkommenden Wahlen und Ernennungen theil und bestimmen die Vertrauenspersonen, welche die Verwaltung zu leiten haben. An der Spitze sämmtlicher Lokalverwaltungen steht die Zentralverwaltung — wohlgemerkt keine Regierung als Machtfaktor mit herrschender Gewalt — sondern nur ein ausführendes Verwaltungskollegium. Ob diese Zentralverwaltung direkt durch

die Gesammtheit oder durch die Gemeindeverwaltungen ernannt wird, ist sehr gleichgiltig. Man wird all dergleichen Fragen keine große Bedeutung beilegen, denn es handelt sich nicht um die Besetzung von Posten, die ganz besondere Ehre, größere Gewalt und höheres Einkommen einbringen, sondern um einfache Vertrauensposten, zu welchen man die Brauchbarsten, ob Mann, ob Frau, nimmt, die man von ihren Posten abberuft oder wieder wählt, wie es das Bedürfniß erfordert und es den Wählenden wünschbar erscheint. Es sind Posten, die nur auf Zeit eingenommen werden. Eine besondere „Beamtenqualität" haben also die Inhaber dieser Posten nicht, denn es fehlt die Eigenschaft dauernder Funktion und eine hierarchische Ordnung für Avancements. Aus den schon erörterten Gesichtspunkten ist auch die Frage für uns gleichgiltig, ob zwischen der Zentralverwaltung und den Lokalverwaltungen Zwischenstufen, etwa Provinzialverwaltungen ꝛc., stehen sollen. Hält man sie für nöthig, richtet man sie ein, sind sie nicht nöthig, läßt man sie sein. Für alles das entscheidet einfach das praktische Bedürfniß, wie es sich aus der Praxis ergiebt. Haben Fortschritte in der Entwicklung alte Organisationen überflüssig gemacht, so schafft man sie ohne Sang und Klang und ohne großen Streit ab, da kein persönliches Interesse vorhanden ist, und richtet ebenso leicht neue ein. Man sieht, diese auf breitester demokratischer Grundlage beruhende Verwaltung ist von der heutigen gewaltig verschieden. Welcher Kampf in den Zeitungen, welches Zungengefecht in unseren Parlamenten, welche Aktenstöße in unseren Kanzleien, um eine geringfügige Aenderung in der Verwaltung.

Eine Hauptsache ist nun, die Zahl und die Art der verfügbaren Kräfte festzustellen, die Zahl und die Art der Arbeitsmittel, also der Fabriken, Werkstätten, Verkehrsmittel, des Grund und Bodens ꝛc. und die bisherige Leistungsfähigkeit. Weiter ist festzustellen, was für Vorräthe vorhanden sind und welches Maß von Bedürfnissen in den verschiedenen Artikeln und Gegenständen, für den Unterhalt der ganzen Gesellschaft, innerhalb eines bestimmten Zeitraums, nothwendig sind. Wie also heute der Staat und die verschiedenen Gemeinwesen alljährlich ihre Budgets feststellen, so wird dies künftig für den ganzen gesellschaftlichen Bedarf geschehen, ohne daß Veränderungen, die erweiterte oder neue Bedürfnisse erfordern, ausgeschlossen sind. Bei allen diesen Dingen spielt also die Statistik die Hauptrolle; sie wird die wichtigste Hilfswissenschaft in der

neuen Gesellschaft, weil sie das Maß für alle gesellschaftliche Thätigkeit liefert.

Die Statistik wird bereits heute für ähnliche Zwecke umfassend angewandt. Die Reichs-, Staats-, Kommunalbudgets basiren auf einer großen Zahl statistischer Erhebungen, die in den einzelnen Verwaltungszweigen alljährlich aufgenommen werden. Längere Erfahrungen und eine gewisse Stabilität in den laufenden Bedürfnissen erleichtern sie. Auch jeder Unternehmer einer größeren Fabrik, jeder Kaufmann ist unter normalen Verhältnissen im Stande, genau bestimmen zu können, was er für das kommende Vierteljahr für Bedürfnisse hat, und in welcher Art er seine Produktion und seine Einkäufe einrichten muß. Treten nicht Aenderungen exzessiver Art ein, so kann er denselben leicht und ohne Mühe gerecht werden.

Die Erfahrung, daß die Krisen durch die blinde Produktion, d. h. weil ohne Kenntniß der Vorräthe, des Absatzes und Bedarfs in den verschiedenen Artikeln auf dem Weltmarkt erzeugt werden, haben schon seit Jahren die Großindustriellen der verschiedensten Zweige veranlaßt, sich in Trusts, Kartellen, Ringen zu vereinigen, um einestheils die Preise festzustellen, anderntheils auf Grund der gemachten Erfahrungen die Konsumtion zu berechnen und darnach die Produktion zu regeln. Nach Maßgabe der Produktionsfähigkeit jedes einzelnen Betriebs und des wahrscheinlichen Absatzes wird nicht selten festgesetzt, wie viel jede einzelne Unternehmung für die nächsten Monate erzeugen lassen darf. Uebertretungen werden mit hoher Konventionalstrafe und mit Aechtung belegt. Aber die Unternehmer schließen diese Verträge nicht zum Nutzen des Publikums, sondern zum Schaden desselben und zu ihrem eigenen Vortheile. Ihr Zweck ist, die Macht der Koalition zu benutzen, um sich die größten Vortheile zu beschaffen. Eine solche Regulirung der Produktion bezweckt also das genaue Gegentheil einer solchen in der sozialistischen Gesellschaft. Während dort das Interesse der Unternehmer maßgebend ist, ist es hier das Interesse der Allgemeinheit. Man produzirt, um jedem Bedürfniß zu genügen und nicht, um durch hohe Preise hohe Profite für Einzelne zu erzielen.

Indeß kann auch das bestorganisirteste Kartell in der bürgerlichen Gesellschaft nicht alle Faktoren übersehen und berechnen. Die Konkurrenz und die Spekulation wüthen auch unter dem Kartell, und so stellt sich plötzlich heraus, daß die Berechnung ein Loch hatte, worauf der künstliche Bau zusammenstürzt.

Alle diese Thatsachen, die täglich sich mehr aufdrängen, weil die Uebel sich täglich vergrößern, sie schreien, wie man zu sagen pflegt, zum Himmel und fordern baldige gründliche Abhülfe. Aber die heutige Gesellschaft steht vor diesen Uebeln rathlos, wie gewisse Thiere am Berge, sie dreht sich wie ein Pferd in der Tretmühle beständig im Kreise, rathlos, hilflos, ein Bild des Jammers und der Stupidität. Die helfen möchten, sind noch zu schwach; denen die helfen sollten, fehlt noch die Einsicht; die helfen könnten, wollen nicht; sie verlassen sich auf die Gewalt und denken günstigsten Falles mit Madame Pompadour: après nous le deluge (nach uns die Sündfluth). Aber wenn die Sündfluth noch zu ihren Lebzeiten kommt? —

Nun ruft man uns zu: Könnt ihr so gut kritisiren, dann zeigt auch wie geholfen werden kann und macht Vorschläge. Diese sind leicht zu machen, aber ausgeführt können sie, wie gegenwärtig die Dinge noch liegen, nur durch die Zustimmung und Unterstützung der herrschenden Klassen werden. Da liegt aber das Hinderniß im Wege: Jeder Vorschlag, dessen Verwirklichung die materiellen Interessen der herrschenden Klassen schädigt und nur im Geringsten ihre bevorrechtete Stellung in Frage zu stellen droht, wird von ihnen wüthend bekämpft und wird als eine auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebung gebrandmarkt. Die kranke Welt ist aber nicht zu kuriren, ohne daß die Privilegien und Interessen der herrschenden Klassen in Frage gestellt und schließlich beseitigt werden.

„Der Kampf um die Befreiung der arbeitenden Klassen ist kein Kampf um Privilegien und Vorrechte, sondern ein Kampf um gleiche Rechte und gleiche Pflichten und für die Beseitigung aller Privilegien und Vorrechte.“ Daraus ergiebt sich von selbst, daß es mit halben Maßregeln und kleinen Konzessionen nicht gethan ist, so wichtig diese in einem gegebenen Augenblicke auch sein mögen.

Bis jetzt betrachten die herrschenden Klassen ihre Stellung nicht nur als eine durchaus naturgemäße, sondern auch als eine selbstverständliche, an deren Berechtigung und deren Fortbestand nicht zu zweifeln sei, und so versteht es sich wieder von selbst, daß sie jeden Vorschlag, der diese Berechtigung in Zweifel zieht, zurückweisen und entschieden bekämpfen. Am Deutlichsten zeigt sich die Stellung der herrschenden Klassen in Deutschland bei der sogenannten Sozialreform. Vorschläge und Gesetze, die weder an den Grundlagen der bestehenden

Gesellschaftsordnung, noch an der Vorrechtstellung der herrschenden Klassen das Geringste ändern, bringen sie in die größte Aufregung, weil vielleicht ein klein wenig ihr Geldbeutel in Anspruch genommen werden könnte. Ganze Berge Papier werden beschwätzt und bedruckt, bis endlich der kreisende Berg ein Mäuslein gebiert.

Den einfachsten und selbstverständlichsten Fragen des Arbeiterschutzes begegnen sie mit einem Widerstand, als hinge von Konzessionen auf diesem Gebiet die Existenz der Gesellschaft ab. Nach unendlichen Kämpfen werden einige Konzessionen ihnen abgerungen und da geberden sie sich, als hätten sie einen großen Theil ihres Vermögens daran gegeben. Denselben hartnäckigen Widerstand zeigen sie, handelt es sich darum, die unterdrückten Klassen als formell gleichberechtigt anzuerkennen und z. B. in Fragen des Arbeitsvertrages, als Gleichberechtigte mit ihnen zu verhandeln.

Dieser Widerstand bei den einfachsten Dingen und den selbstverständlichsten Forderungen bestätigt den alten Erfahrungssatz, daß keine herrschende Klasse durch Gründe zu überzeugen ist, wenn nicht die Gewalt der Umstände sie zur Einsicht und zur Nachgiebigkeit zwingt. Diese Gewalt der Umstände liegt in der Entwicklung der Gesellschaft und in dem steigenden Maße von Einsicht, das aus dieser Entwicklung resultirt. Die Klassengegensätze, das hat die Darlegung und Kritik der bestehenden Verhältnisse gezeigt, werden immer schärfer, sichtbarer und fühlbarer. Damit steigt die Erkenntniß von der Unhaltbarkeit des Bestehenden in den unterdrückten und ausgebeuteten Klassen, ihre Empörung wächst und mit ihr das gebieterische Verlangen nach Umgestaltung und Vermenschlichung der Zustände. Indem die Erkenntniß immer weitere Kreise ergreift und umfaßt, erobert sie allmälig die ungeheuere Mehrheit der Gesellschaft, die bei dieser Umgestaltung auf das Allerdirekteste interessirt ist. In demselben Maße aber, wie bei der Masse die Einsicht und die Erkenntniß steigt, sinkt die Widerstandsfähigkeit der herrschenden Klasse, deren Macht ganz wesentlich auf der Unwissenheit und Einsichtslosigkeit der unterdrückten und ausgebeuteten Klassen beruht. Diese Wechselwirkung ist evident und daher muß Alles, was sie fördert, willkommen sein. Den großkapitalistischen Fortschritten auf der einen Seite hält die zunehmende proletarische Erkenntniß auf der andern Seite reichlich die Waage. Kostet also die Lösung und Aufhebung der gesellschaftlichen Gegensätze auch außerordentlich viel Mühe, Opfer und

Schweiß, ihre Lösung ist nur eine Frage der Zeit; sie hängt zwar von Faktoren ab, die außerhalb des Einflusses Einzelner oder einer Klasse liegen, nichtsdestoweniger werden sie ihre Lösung finden, sobald diese Gegensätze den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht haben, dem sie rapid zueilen.

Die Maßregeln, die in den einzelnen Entwicklungsphasen zu ergreifen sind, hängen von den jeweiligen Umständen ab und es ist unmöglich voraus zu sagen, welche Maßregeln die Umstände im Einzelfalle nothwendig machen werden. Kann keine Regierung, kann kein Minister, und sei es der mächtigste, im Voraus sagen, was die Umstände ihn im nächsten Jahre nöthigen zu thun, dann können dies noch viel weniger Personen sagen, die vorläufig keine politische Gewalt besitzen und keinen Staatsapparat zur Verfügung haben. Ohne Macht schafft man aber kein neues Recht.

Wir können daher in unseren weiteren Ausführungen, wo es sich um Zukunftsgestaltungen handelt, nur hypothetisch verfahren und müssen von Voraussetzungen ausgehen, die wir als eingetroffen annehmen.

Wir unterstellen demnach, daß in einem gewissen Zeitpunkt alle die geschilderten Uebel so auf die Spitze getrieben sind, daß sie der großen Mehrheit der Bevölkerung nicht nur sichtbar, sondern ihr auch so drückend fühlbar werden, daß sie ihr unerträglich erscheinen und ein allgemeines, unwiderstehliches Verlangen nach gründlicher Umgestaltung fast die ganze Gesellschaft ergreift und ihr die rascheste Hilfe als die zweckmäßigste erscheinen läßt.

Nun, wenn alle gesellschaftlichen Uebel ohne Ausnahme ihre Quelle in der sozialen Ordnung der Dinge haben, also wie gezeigt, in der kapitalistischen Privatwirthschaft gipfeln, die auf der Ausbeutung und Unterdrückung des Menschen durch den Menschen beruht, und nur dadurch möglich ist, daß die Kapitalisten die Eigenthümer aller Arbeitsmittel, also von Grund und Boden, Maschinen, Werkzeugen, Verkehrsmitteln und Nahrungsmitteln sind, so ist in erster Linie dieses Privateigenthum durch eine große Expropriation in gesellschaftliches Eigenthum (Gemeineigenthum) zu verwandeln.

Die Sozialisirung der Gesellschaft.

Die Expropriation aller Arbeitsmittel durchgeführt, schafft der Gesellschaft die neue Grundlage. Die Lebens- und Arbeitsbedingungen für beide Geschlechter: Industrie, Ackerbau, Verkehr, die Erziehung, die Ehe, das wissenschaftliche, künstlerische und gesellige Leben, kurz, die ganze menschliche Existenz wird jetzt eine andere. Die staatliche Organisation als solche verliert allmälig ihren Boden.

Im ersten Theile dieser Schrift wurde ausgeführt, wie der Staat ins Leben trat. Er ist das Produkt einer gesellschaftlichen Entwicklung aus der primitiven, auf Kommunismus beruhenden Gesellschaftsform, in der allmählig das Privateigenthum entstanden ist. Mit dem Aufkommen des Privateigenthums entstehen nothwendig innerhalb der Gesellschaft antagonistische Interessen, die im Laufe ihrer weiteren Entwicklung zu Standes- und Klassengegensätzen führen und allmählig offene Feindseligkeit, Standes- und Klassenkämpfe erzeugen, die die neue Gesellschaftsordnung in ihrem Bestande bedrohen. Um diese Standes- und Klassenkämpfe niederzuhalten und die bedrohten Eigenthümer zu schützen, bedarf es einer Organisation, die den Angriffen auf Besitz und Eigenthum wehrt und den unter bestimmten Formen erworbenen Besitz für „rechtmäßig" erklärt und „heilig" spricht. Diese das Eigenthum schützende Organisation ist der Staat. Durch den Erlaß von Gesetzen sichert er dem Eigenthümer seinen Besitz und tritt gegen den Angreifer auf die festgesetzte Ordnung als Richter und Rächer auf. Das Interesse der Staatsgewalt ist also auch das Interesse der Eigenthümer und umgekehrt. Der Staat ist darnach die nothwendige Organisation einer auf Klassenherrschaft beruhenden Gesellschafts-Ordnung. In dem Augenblick, in dem die Klassengegensätze durch Aufhebung des Privateigenthums fallen, verliert der Staat nicht nur das Recht zu seiner Existenz, sondern seine Existenzmöglichkeit. Der Staat ist nur die Organisation der Macht zur Aufrechterhaltung der jeweiligen Eigenthums- und sozialen Herrschafts-Verhältnisse. Der Staat hört mit der Aufhebung des Herrschaftsverhältnisses auf, wie die Religion aufhört, wenn der Glaube an übernatürliche Wesen, oder an vernunftbegabte übersinnliche Kräfte nicht mehr vorhanden ist. Worte müssen einen Inhalt besitzen, verlieren sie diesen, dann hören sie auf Begriffe zu bilden.

„Ja," wirft vielleicht ein verblüfft gewordener, kapitalistisch gesinnter Leser ein, „Alles recht gut und schön, aber mit welchem ‚Rechtsgrund' will denn die Gesellschaft alle diese Veränderungen rechtfertigen." Der Rechtsgrund ist derselbe, der er immer war, wenn es sich um Veränderungen und Umgestaltungen handelte, das Gemeinwohl. Die Quelle des Rechts ist nicht der Staat, sondern die Gesellschaft, der Staat ist nur der Kommis, der das Recht zu verwalten und auszumessen hat. Die „Gesellschaft" war bisher immer nur eine kleine Minorität, aber diese handelte im Namen der ganzen Gesellschaft (des Volks), indem sie sich als die „Gesellschaft" ausgab, wie Ludwig XIV. sich für den Staat: l'état c'est moi (der Staat bin ich). Wenn unsere Zeitungen sprechen: Die Saison beginnt, die Gesellschaft eilt in die Stadt; oder: Die Saison ist zu Ende, die Gesellschaft eilt aufs Land, meinen sie damit nicht das Volk, sondern die obersten Zehntausend, welche die „Gesellschaft" bilden, wie sie den „Staat" bilden. Die Menge ist Plebs, vile multitude, Kanaille, „Volk". Dem entsprechend ist denn auch Alles, was der Staat im Namen der Gesellschaft für das Gemeinwohl „vornahm", stets den herrschenden Klassen besonders vortheilhaft gewesen. In deren Interesse wurden die Gesetze gemacht und benutzt. „Salus reipublicae suprema lex esto" (das Wohl des Gemeinwesens sei das höchste Gesetz) ist bekanntlich ein altrömischer Rechtsgrundsatz. Wer bildete aber das römische Gemeinwesen? Die unterjochten Völker, die Millionen Sklaven? Nein! die ganz unverhältnißmäßig geringe Zahl römischer Bürger, in erster Linie der römische Adel, die sich von den Unterjochten ernähren ließen.

Als der Adel und die Fürsten im Mittelalter das Gemeingut raubten, thaten sie das von „Rechtswegen" im „Interesse des Gemeinwohls", und wie gründlich dabei mit dem Gemeineigenthum und auch dem Eigenthum der hilflosen Bauern verfahren wurde, haben wir weiter oben gesehen. Die Agrargeschichte der letzten fünf Jahrhunderte ist eine Geschichte ununterbrochenen Raubes am Gemeinde- und am Bauerneigenthum, das in allen Kulturstaaten Europas seitens des Adels, und in Südeuropa auch seitens der Kirche praktizirt wurde. Als die französische Revolution das Adels- und Kirchengut expropriirte, that sie dies „im Namen des Gemeinwohls", und sieben Millionen kleiner Grundeigenthümer, die Stütze des modernen bürgerlichen Frankreich, verdankten dieser Expropriation im Wesentlichen ihre Existenz. Im Namen des „Gemeinwohls" nahm

Spanien mehrfach Kircheneigenthum in Beschlag, konfiszirte Italien es gänzlich, beklatscht von den eifrigsten Verfechtern des „heiligen Eigenthums". Der englische Adel hat das irische und das englische Volk während Jahrhunderten an seinem Eigenthum bestohlen und schenkte sich „im Interesse des Gemeinwohls" von 1804—1831 nicht weniger als 3511710 Acres Gemeindeland als Privateigenthum „gesetzlich" selbst. Und als man im großen nordamerikanischen Sklavenbefreiungskrieg Millionen Sklaven, die wohl erworbenes Eigenthum ihrer Herren waren, und ohne daß man die Herren entschädigte, für frei erklärte, geschah das „im Namen des Gemeinwohls". Unsere ganze bürgerliche Entwicklung ist ein ununterbrochener Expropriations- und Konfiskationsprozeß, bei dem der Fabrikant den Handwerker, der Großgrundbesitzer den Bauern, der Großkaufmann den Händler und schließlich ein Kapitalist den andern, das heißt der Größere den Kleineren aufsaugt. Und hören wir unsere Bourgeoisie, so geschieht das Alles zum Besten des „Gemeinwohls", zum „Nutzen der Gesellschaft". — Die Napoleoniden „retteten" am 18. Brumaire und am 2. Dezember die „Gesellschaft" und die „Gesellschaft" beglückwünschte sie; wenn die Gesellschaft künftig sich selbst rettet, indem sie das Eigenthum, das sie geschaffen, auch wieder in ihre Hände bringt, begeht sie eine hochvernünftige That, denn sie handelt nicht, um die Einen zu Gunsten der Andern zu unterdrücken, sondern um Allen die Gleichheit der Existenzbedingungen zu gewähren, Jedem ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen. Es ist die sittlich reinste und großartigste Maßregel, welche die menschliche Gesellschaft je ergriffen hat. In seinem vierten sozialen Brief an von Kirchmann, betitelt „Das Kapital", sagt Rodbertus Seite 117: „Eine Ablösung alles Grund-Kapitaleigenthums ist keine Chimäre, sondern nationalökonomisch sehr wohl denkbar. Auch wäre sie sicherlich die radikalste Hilfe für die Gesellschaft, die, wie man kurz sagen darf, an dem Wachsen der Rente — Grund- und Kapitalrente — leidet. Sie wäre dabei die einzige Form der Aufhebung des Grund- und Kapitaleigenthums, die auch nicht auf Augenblicke den Verkehr und den Fortschritt des nationalen Reichthums unterbräche."

Was sagen unsere Agrarier zu dieser Aeußerung eines ihrer ehemaligen Parteigenossen?

Indem wir nun zusehen, wie nach einer solchen Maßregel die

Dinge auf den verschiedenen Hauptgebieten der menschlichen Thätigkeit wahrscheinlich sich gestalten werden, kann es selbstverständlich sich nicht um die Feststellung unumstößlicher Grenzlinien und unabänderlicher Maßregeln handeln. Kein Mensch vermag heute zu übersehen, wie künftige Generationen ihre Einrichtungen treffen, ihre Bedürfnisse am vollkommensten befriedigen werden. In der Gesellschaft befindet sich, wie in der Natur, Alles im beständigen Fluß, das Eine kommt, das Andere vergeht, Altes, Abgestorbenes wird durch Neues, Lebensfähigeres ersetzt. Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen der zahlreichsten und verschiedensten Art, deren Tragweite und Bedeutung Niemand voraussehen kann, werden gemacht, treten in Wirksamkeit und revolutioniren und umgestalten je nach ihrer Bedeutung die menschliche Lebensweise, die Gesellschaft.

Es kann sich also hier für uns nur um die Entwicklung allgemeiner Prinzipien handeln, deren Aufstellung nach dem Vorausgegangenen sich von selbst ergiebt und deren Durchführung bis zu einem gewissen Grade sich übersehen läßt. War die Gesellschaft schon bisher kein automatisches Wesen, das sich von Einzelnen leiten und lenken ließ, wenn es auch oft so den Anschein hatte, — „man glaubt zu schieben und wird geschoben" — sondern ein Organismus, der nach bestimmten immanenten Gesetzen sich entwickelte, so ist künftig jede Lenkung und Leitung nach dem Willen Einzelner erst recht ausgeschlossen. Die Gesellschaft ist hinter das Geheimniß ihres eigenen Wesens gekommen, sie hat die Gesetze ihrer eigenen Entwicklung entdeckt und wendet diese jetzt zweckbewußt für ihre Weiterentwicklung an.

* * *

Sobald die Gesellschaft im alleinigen Besitz aller Arbeitsmittel sich befindet, wird die gleiche Arbeitspflicht Aller, ohne Unterschied des Geschlechtes, das erste Grundgesetz der sozialisirten Gesellschaft. Ohne Arbeit kann die Gesellschaft nicht existiren. Die Gesellschaft hat also das Recht, zu fordern, daß Jeder, der seine Bedürfnisse befriedigen will, auch nach Maßgabe seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten an der Erzeugung der Produkte zur Befriedigung der Bedürfnisse thätig ist. Die blödsinnige Behauptung, die Sozialisten wollten nicht arbeiten und die Arbeit abschaffen, ein Widersinn sonder Gleichen, fällt auf die Gegner zurück. Die Nichtarbeiter, die Faullenzer, giebt's nur

in der bürgerlichen Welt, weil diese Faullenzer Andere für sich arbeiten lassen. Der Sozialismus stimmt einmal ausnahmsweise mit der Weisung der Bibel überein, die sagt: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Allein die Arbeit soll nicht nur Arbeit, d. h. Thätigkeit an sich sein, sondern auch nützliche, produktive Arbeit. Die neue Gesellschaft wird also verlangen, daß Jeder eine bestimmte industrielle, gewerbliche, ackerbauliche Thätigkeit ergreife, durch welche er ein bestimmtes Produktenquantum zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse schaffen hilft. Ohne Arbeit kein Genuß, keine Arbeit ohne Genuß.

Aber indem Alle verpflichtet werden zu arbeiten, haben Alle auch das gleiche Interesse, drei Bedingungen bei der Arbeit zu erreichen. Erstens: daß die Arbeit mäßig ist, Keinen überanstrenge und in der Zeit sich nicht zu sehr ausdehne; zweitens, daß die Arbeit möglichst angenehm ist und möglichst Abwechselung bietet; drittens, daß sie möglichst ergiebig ist, weil davon hauptsächlich das Maß des Genusses abhängt.

Alle drei Bedingungen hängen wieder von der Art und der Menge der zur Verfügung stehenden Produktivkräfte ab und von den gesammten Ansprüchen, welche die Gesellschaft an ihre Lebenshaltung stellt. Da nun die sozialistische Gesellschaft nicht sich bildet, um proletarisch zu leben, sondern um die proletarische Lebensweise der Mehrzahl der Menschen abzuschaffen und Jedem ein möglichst hohes Maß von Lebensannehmlichkeiten zu ermöglichen, entsteht die Frage, wie hoch wird die Gesellschaft durchschnittlich ihre Ansprüche stellen?

Um dies feststellen zu können, ist die Einrichtung einer Verwaltung erforderlich, die alle Thätigkeitsgebiete der Gesellschaft umfaßt. Die einzelnen Gemeinden bilden hierfür zunächst eine zweckmäßige Grundlage, und wo dieselben so groß sind, daß sie die Detailübersicht erschweren, dürfte man sie in Bezirke theilen. Wie einst in der Urgesellschaft, so nehmen jetzt, auf höchster Kulturstufe, sämmtliche mündige Gemeindeangehörige, ohne Unterschied des Geschlechts, an den vorkommenden Wahlen und Ernennungen theil und bestimmen die Vertrauenspersonen, welche die Verwaltung zu leiten haben. An der Spitze sämmtlicher Lokalverwaltungen steht die Zentralverwaltung — wohlgemerkt keine Regierung als Machtfaktor mit herrschender Gewalt — sondern nur ein ausführendes Verwaltungskollegium. Ob diese Zentralverwaltung direkt durch

scheidende Stelle einnehmen. Schon ist die bürgerliche Gesellschaft überall bemüht, sie sich ausgiebig dienstbar zu machen. In je umfangreicherem und vollkommenerem Maße dies geschieht, um so besser. Die revolutionirende Wirkung dieser gewaltigsten aller Naturkräfte wird die Bande der bürgerlichen Welt umsorascher sprengen und dem Sozialismus die Thüre öffnen. Die vollste Ausnutzung und umfassendste Anwendung aber wird diese Naturkraft erst in der sozialisirten Gesellschaft erlangen. Verwirklicht sich die Aussicht, die sich schon heute für ihre Anwendung eröffnet hat, nur zum Theil, und daran ist gar nicht zu zweifeln, so wird die Elektrizität als motorische Kraft, als Licht- und Heizquelle in ungemeinem Maße zur Verbesserung der Lebensbedingungen der menschlichen Gesellschaft beitragen. Die Elektrizität zeichnet sich vor jeder andern motorischen Kraft in erster Linie dadurch aus, daß sie nicht erst erzeugt zu werden braucht — wie Gas, Dampf, warme Luft — sondern in der Natur im Ueberfluß vorhanden ist. Alle unsere Wasserläufe, Ebbe und Fluth des Meeres, der Wind, liefern, wenn richtig ausgenutzt, ungezählte Pferdekräfte. Durch die Erfindung der sogenannten Faureschen Batterien und Akkumulatoren ist bereits der Beweis geliefert, daß man große Kraftmengen, die, wie Ebbe und Fluth, Wind, Bergbäche, nur periodisch vorhanden sind, binden und diese Kräfte für einen beliebigen Ort und eine beliebige Zeit aufsparen kann. Alle diese Entdeckungen und Erfindungen sind aber erst Embryos, deren ganze Entwicklung man wohl ahnen, aber nicht voraussagen kann.

Die Fortschritte, die man durch die Ausnützung der Elektrizität zu machen gedenkt, klingen zum Theil ganz fabelhaft. So plant ein Herr Meems in Baltimore einen elektrischen Wagen, der in der Stunde 300 km zurücklegen soll, also mit dem Winde um die Wette eilt. Und Herr Meems steht keineswegs mit diesem Gedanken allein. Professor Elihu Thomson in Lynn (Massachusetts) glaubt ebenfalls, daß es möglich sei, Elektromotoren herzustellen, die 160 und bei geeigneter Verstärkung des Eisenbahnoberbaues und Verbesserung des Signalwesens 260 km in der Stunde machten, und erläutert dies in sehr glaubwürdiger Weise. Derselbe Gelehrte glaubt aber auch weiter, und in diesem Punkte stimmt er mit Werner-Siemens überein, der auf der Berliner Naturforscherversammlung im Jahre 1887 eine ähnliche Ansicht aussprach, daß es auf elektrischem Wege möglich sei, die Grundstoffe direkt in Nahrungsmittel zu verwandeln. Das wäre eine Revolution, die die bürgerliche

Gesellschaft nicht mehr ertragen könnte, sie ginge aus den Fugen. Während Werner-Siemens damals meinte, es könne, wenn auch in ferner Zeit, ein Kohlenhydrat, wie etwa der Traubenzucker und später die ihm so nahe verwandte Stärke, einmal künstlich zusammengesetzt werden, womit die Möglichkeit gegeben wäre, „Brot aus Steinen zu machen", behauptet der Chemiker Dr. V. Meyer, es werde möglich sein, die Holzfaser zu einer Quelle menschlicher Nahrung zu machen. Man sieht, wir gehen immer neuen chemischen und technischen Revolutionen entgegen. Inzwischen hat der Physiologe E. Eiseler den Traubenzucker thatsächlich künstlich hergestellt und damit eine Entdeckung gemacht, die Werner-Siemens noch vor vier Jahren als erst „in ferner Zeit" möglich betrachtete.

Wir sehen also für die Zukunft Perspektiven sich eröffnen, wonach Güte, Massenhaftigkeit und Vielseitigkeit der Produkte in gewaltigem Maßstab wachsen, und die Lebensannehmlichkeiten künftiger Generationen erheblich steigern werden.

Ein Bedürfniß, das tief in der Menschennatur begründet ist, ist das nach Freiheit der Wahl und Abwechslung in der Beschäftigung. Wie beständige, regelmäßige Wiederholung, ohne eine Abwechslung, die beste Speise schließlich widerlich erscheinen läßt, so ist es mit einer bestimmten, täglich sich tretmühlenartig wiederholenden Thätigkeit; sie stumpft ab und erschlafft. Der Mensch thut mechanisch, was er muß, ohne höheren Schwung und Genuß. Nun liegen aber in *jedem* Menschen eine ganze Reihe von Fähigkeiten und Trieben, die nur geweckt und entwickelt zu werden brauchen, um bethätigt die schönsten Wirkungen zu erzeugen und den Menschen erst zu einem vollen wahren Menschen zu machen. Diesem Abwechslungsbedürfniß zu genügen, dazu bietet aber — wie sich noch weiter zeigen wird — die sozialistische Gesellschaft die vollkommenste Gelegenheit. Die gewaltige Steigerung der Produktivkräfte, verbunden mit immer größerer Vereinfachung des Arbeitsprozesses, macht zunächst eine bedeutende Einschränkung der Arbeitszeit möglich, *erleichtert aber auch die Erlernung der verschiedenen Handgriffe und Fertigkeiten.*

Das alte Lehrsystem hat sich heute schon überlebt, es existirt nur noch und ist allein noch möglich in *rückständigen, veralteten* Produktionsformen, wie sie das Kleinhandwerk repräsentirt. Da aber dieses in der neuen Gesellschaft verschwindet, verschwinden auch alle ihm eigenthümlichen Einrichtungen und Formen. Neue

treten an ihre Stelle. Schon heute zeigt uns jede Fabrik, wie wenig Arbeiter sie besitzt, die den handwerksmäßig erlernten Beruf noch verfolgen. Die Arbeiter gehören den verschiedensten, heterogensten Berufen an, kurze Zeit genügt, um sie für irgend eine Theilarbeit einzuüben, in der sie denn, entsprechend dem heute meist herrschenden Ausbeutungssystem, bei unmäßig langer Arbeitszeit, ohne Abwechslung und ohne Rücksicht auf ihre Neigung angespannt, an der Maschine selbst zur Maschine werden.*) Allein dieser Zustand ist bei veränderter Organisation ausgeschlossen. Für größere Handfertigkeiten und kunstgewerbliche Uebungen bleibt Zeit in Menge. Große, mit allem Komfort, technisch aufs Vollendetste eingerichtete Lehrwerkstätten erleichtern Jungen und Alten die Erlernung jeder Thätigkeit, führen sie spielend in dieselbe ein. Chemische, physikalische Laboratorien, entsprechend allen Anforderungen an den Stand dieser Wissenschaften, sind vorhanden, nicht minder Lehrkräfte in Hülle und Fülle. Jetzt erst wird man gewahr werden, welch eine Welt von Trieben und Fähigkeiten das kapitalistische Produktionssystem unterdrückte oder nur verunstaltet zur Entwicklung kommen ließ.**)

Es besteht also nicht blos die Möglichkeit, dem Abwechslungsbedürfniß Rechnung zu tragen, es ist sogar *der Zweck der Gesellschaft*, seine Befriedigung für Alle zu verwirklichen, weil darauf *die harmonische Ausbildung des Menschen beruht*. Die Berufsphysiognomien, die unsere Gesellschaft heute aufweist — bestehe nun dieser „Beruf" in bestimmten einseitigen Leistungen irgend einer Art oder in Schlemmerei und Faullenzerei oder in der Zwangs-

---

*) „Die große Masse der Arbeiter hat in England, wie in den meisten andern Ländern, so wenig freie Wahl bei ihrer Beschäftigung oder ihrem Aufenthalt, sie ist, praktisch genommen, so abhängig von festen Regeln und fremdem Willen, wie es nur bei irgend einem System, mit Ausnahme wirklicher Sklaverei sein kann." *John Stuart Mill.*

**) Ein französischer Arbeiter, aus San Franzisko heimkehrend, schreibt: „Ich hätte nie geglaubt, daß ich fähig wäre, alle die Gewerbe auszuüben, die ich in Kalifornien betrieben habe. Ich war fest überzeugt, daß ich außer der Buchdruckerei zu nichts gut sei .... Einmal in der Mitte dieser Welt von Abenteurern, welche ihr Handwerk leichter wechseln als ihr Hemde, meiner Treu! ich that wie die andern. Da das Geschäft der Minenarbeit sich nicht einträglich genug erwies, verließ ich es und zog in die Stadt, wo ich der Reihe nach Typograph, Dachdecker, Bleigießer u. s. w. wurde. In Folge dieser Erfahrung, zu allen Zeiten tauglich zu sein, fühle ich mich weniger als Molluske und mehr als Mensch." *Karl Marx*: „Das Kapital".

bummelei — werden mehr und mehr verschwinden. Es giebt heute außerordentlich wenig Menschen, die diese Abwechslungsmöglichkeit in ihrer Thätigkeit besitzen oder sie üben. Ab und zu finden wir durch besondere Verhältnisse und Anlagen Begünstigte, die sich dem Einerlei des Tagesberufs entziehen, die, nachdem sie der physischen Arbeit ihren Tribut gezollt, sich bei geistiger erholen. Umgekehrt finden wir ab und zu geistig Arbeitende, die sich mit körperlicher Thätigkeit, mit irgend einer Handwerksthätigkeit, mit Gartenbau ꝛc. beschäftigen. Die kräftigende Wirkung einer Thätigkeit, die auf der Abwechslung von geistiger und körperlicher Arbeit beruht, wird jeder Hygieniker bestätigen, sie allein ist naturgemäß. Voraussetzung ist nur, daß sie mit Maß geübt wird und den individuellen Kräften entspricht.

Nun, die künftige Gesellschaft wird Gelehrte und Künstler jeder Art und in ungezählter Menge besitzen, die einen mäßigen Theil des Tages physisch arbeiten und in der übrigen Zeit nach Geschmack ihren Studien und Künsten obliegen.*)

Der heute bestehende Gegensatz zwischen Kopfarbeit und Handarbeit, ein Gegensatz, den die herrschenden Klassen nach Möglichkeit verstärkt haben, um die ihnen als leitende und herrschende Klasse vorzugsweise zufallende Kopfarbeit privilegirt erscheinen zu lassen, wird also ebenfalls aufgehoben werden.

Aus dem bisher Gesagten geht aber auch hervor, daß Zeiten der Krise und der Arbeitslosigkeit in der neuen Gesellschaft unmöglich sind. Wir sahen, daß die Krisen dem Umstand entspringen, daß die individualistische, kapitalistische Produktion, gereizt durch den

*) Was aus Menschen unter günstigen Entwicklungsbedingungen werden kann, sehen wir beispielsweise an Leonardo da Vinci, der ein ausgezeichneter Maler, berühmter Bildhauer, gesuchter Architekt und Ingenieur, ein vortrefflicher Kriegsbaumeister, Musiker und Improvisator war. Benvenuto Cellini war ein berühmter Goldschmied, ausgezeichneter Modelleur, guter Bildhauer, anerkannter Kriegsbaumeister, vortrefflicher Soldat und tüchtiger Musiker. Abraham Lincoln war Holzfäller, Ackerbauer, Bootsmann, Ladengehilfe und Advokat, bis er den Präsidentenstuhl der Vereinigten Staaten bestieg. Man kann ohne Uebertreibung sagen, die meisten Menschen haben einen Beruf, der ihren Fähigkeiten nicht entspricht, weil nicht freier Wille, sondern Zwang der Verhältnisse ihnen die Bahn anwies. Mancher schlechte Professor würde als Schuhmacher sehr Tüchtiges leisten und mancher tüchtige Schuhmacher auch ein tüchtiger Professor sein.

persönlichen Vortheil, und ihr Maß darnach bemessend, ohne das Ganze übersehen zu können, die Ueberfüllung des Waarenmarktes, die Ueberproduktion, erzeugt. Der Charakter der Produkte in der kapitalistischen Produktion als Waaren, die ihre Besitzer gegenseitig auszutauschen bestrebt sind, macht ihren Konsum von der Kauffähigkeit des Konsumenten abhängig. Die Kauffähigkeit ist aber bei der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung, die für ihre Arbeit nur unterwerthig bezahlt wird und keine Anwendung findet, wenn ihr Anwender nicht Mehrwerth aus ihr schlagen kann, beschränkt. Kauffähigkeit und Konsumfähigkeit sind also in der bürgerlichen Gesellschaft zwei ganz verschiedene Dinge. Viele Millionen haben Bedürfnisse nach neuen Kleidern, Schuhen, Möbeln, nach Wäsche, Eß- und Trinkwaaren, aber sie besitzen kein Geld, und so bleiben ihre Bedürfnisse, d. h. es bleibt ihre Konsumtionsfähigkeit unbefriedigt. Der Waarenmarkt ist überfüllt, aber die Masse hungert; sie will arbeiten, aber sie findet Niemand, der ihre Arbeit kauft, weil der Geldbesitzer der Ansicht ist, daß eben nichts dabei zu „verdienen" ist. Stirb Kanaille, verdirb, werde Vagabond, Verbrecher, ich, der Mann mit dem Gelde, kann es nicht ändern, denn ich kann Waaren nicht brauchen, für die ich keinen Abnehmer habe. Und der Mann hat in seiner Art vollkommen recht.

In der neuen Gesellschaft wird auch dieser Widerspruch beseitigt. Die neue Gesellschaft produzirt nicht „Waaren", um zu „kaufen" und zu „verkaufen", sondern sie produzirt Lebensbedürfnisse, die verbraucht, konsumirt werden sollen, sonst haben sie keinen Zweck. Bei ihr findet also die Konsumtionsfähigkeit nicht wie in der bürgerlichen Gesellschaft an der Kauffähigkeit der Einzelnen ihre Grenze, sondern nur an der Produktionsfähigkeit der Gesammtheit. Sind Arbeitsmittel und Arbeitszeit da, so kann jedes Bedürfniß befriedigt werden, die gesellschaftliche Konsumtionsfähigkeit findet keine andere Grenze als ihre — Gesättigtheit.

Weil es aber in der neuen Gesellschaft keine „Waaren" giebt, so giebt es auch kein „Geld". Geld ist der Gegensatz von Waare und doch wieder selbst Waare! Es ist die gesellschaftliche Aequivalentform für alle andern Waaren. Die neue Gesellschaft produzirt aber keine Waaren, sondern nur Bedürfnißgegenstände, Gebrauchswerthe, deren Herstellung ein gewisses Maß gesellschaftlicher Arbeitszeit erfordert. Die Arbeitszeit, die durchschnittlich nöthig ist, um einen

Gegenstand herzustellen, ist allein das Maß, an dem er für den gesellschaftlichen Gebrauch gemessen wird. Zehn Minuten gesellschaftliche Arbeitszeit in einem Gegenstand sind gleich zehn Minuten gesellschaftlicher Arbeitszeit in einem andern Gegenstand, nicht mehr und nicht weniger. Denn die Gesellschaft will nicht „verdienen", sie will nur den Austausch von Gegenständen gleicher Qualität, gleichen Gebrauchswerths unter ihren Gliedern bewerkstelligen, und schließlich hat sie nicht einmal nöthig, einen Gebrauchswerth festzusetzen, sie produzirt einfach, was sie bedarf. Findet z. B. die Gesellschaft, daß zur Herstellung aller benöthigten Produkte eine tägliche dreistündige Arbeitszeit nöthig ist, so setzt sie eine dreistündige fest.*) Vermehrt sich die Gesellschaft, verbessern sich die Produktionsmethoden so, daß der Bedarf schon in zwei Stunden hergestellt werden kann, so setzt sie zwei Stunden gesellschaftliche Arbeitszeit fest. Verlangt dagegen die Gesammtheit die Befriedigung höherer Bedürfnisse, als sie trotz Zunahme der Zahl der Arbeitskräfte und erhöhter Produktivität des Arbeitsprozesses in zwei oder drei Stunden herstellen kann, so setzt sie vier Stunden fest. Ihr Wille ist ihr Himmelreich.

Wie viel jedes einzelne Produkt an gesellschaftlicher Arbeitszeit zur Herstellung bedarf, ist leicht zu berechnen.**) Darnach bemißt

*) Man beachte immer wieder, daß die ganze Produktion auf höchster technischer Stufenleiter organisirt ist und Alle thätig sind, so daß eine dreistündige Arbeitszeit eher zu lang als zu kurz erscheint. Owen berechnete für seine Zeit — erstes Viertel dieses Jahrhunderts — eine zweistündige für ausreichend.

**) „Die in einem Produkt steckende Menge gesellschaftlicher Arbeit braucht nicht erst auf einem Umweg festgestellt zu werden; die tägliche Erfahrung zeigt direkt an, wie viel davon im Durchschnitt nöthig ist. Die Gesellschaft kann einfach berechnen, wie viel Arbeitsstunden in einer Dampfmaschine, einem Hektoliter Weizen der letzten Ernte, in hundert Quadratmeter Tuch von bestimmter Qualität stecken. Es kann ihr also nicht einfallen, die in den Produkten niedergelegten Arbeitsquanta, die sie alsdann direkt und absolut kennt, noch fernerhin in einem nur relativen, schwankenden, unzulänglichen, früher als Nothbehelf unvermeidlichen Maß, in einem dritten Produkt auszudrücken und nicht in ihrem natürlichen adäquaten, absoluten Maß, der Zeit.... Sie wird den Produktionsplan einzurichten haben nach den Produktionsmitteln, wozu besonders auch die Arbeitskräfte gehören. Die Nutzeffekte der verschiedenen Gebrauchsgegenstände, abgewogen untereinander und gegenüber den zu ihrer Herstellung nöthigen Arbeitsmengen, werden den Plan schließlich bestimmen. Die Leute machen Alles sehr einfach ab ohne Dazwischenkunft des vielberühmten „Werths". Fr. Engels; Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft.

sich das Verhältniß dieses Arbeitszeittheils zur ganzen Arbeitszeit. Irgend ein Zertifikat, ein bedrucktes Stückchen Papier, Gold oder Blech, bescheinigt die geleistete Arbeitszeit und setzt den Inhaber in die Lage, diese Zeichen gegen seine Bedürfnißgegenstände von der verschiedensten Art auszutauschen.*) Findet er, daß seine Bedürfnisse geringer sind, als was er für seine Leistung erhält, so arbeitet er entsprechend kürzere Zeit. Will er das Nichtverbrauchte verschenken, Niemand hindert ihn daran; will er freiwillig für einen Andern arbeiten, damit dieser dem Dolce far niente obliegen kann, und will er mit ihm seine Ansprüche an die Gesellschaftsprodukte theilen, wenn er ein solcher Dummkopf sein will, nur zu. Aber zwingen kann ihn Niemand, zum Vortheil eines Andern zu arbeiten, Niemand kann ihm einen Theil der Ansprüche für seine Arbeitsleistung vorenthalten. Kostet die Herstellung eines feinen Anzugs 20 Stunden gesellschaftlicher Arbeitszeit, er will aber nur 18 an einen solchen wenden, so kann er einen dafür haben. Man sieht, Jeder kann allen erfüllbaren Wünschen und Ansprüchen

*) Herr Eugen Richter ist über den Wegfall des Geldes — abgeschafft wird es nicht, es kommt durch die Aufhebung des Waarencharakters der Arbeitsprodukte als überflüssig von selbst in Wegfall — in der sozialistischen Gesellschaft so überrascht, daß er diesem in seinen „Irrlehren" ein besonderes Kapitel widmet. Namentlich will ihm nicht einleuchten, daß es ganz gleichgiltig sei, ob der Ausweis über die geleistete Arbeitszeit ein bedrucktes Stückchen Papier, Gold oder Blech sei. Er sagt hierüber: Mit dem Golde käme aber der Teufel der jetzigen Weltordnung wieder in den sozialdemokratischen Staat hinein — daß es schließlich nur noch eine sozialistische Gesellschaft, keinen sozialdemokratischen „Staat" giebt, übersieht Herr Richter hartnäckig, ein gut Theil seiner Polemik verlöre alsdann den Boden — denn Gold hat einen selbständigen Metallwerth, kann leicht aufbewahrt werden, und würde somit der Besitz von Goldstücken die Möglichkeit gewähren, zur Anhäufung von Werthen, zum Loskaufen von der Arbeitspflicht und selbst zu Darlehen gegen Zins.

Herr Richter muß seine Leser für große Dummköpfe halten, daß er ihnen solches Blech über unser Gold vorsetzt. Herr Richter, der den Kapitalbegriff nicht los werden kann, kann selbstverständlich auch nicht begreifen, daß, wo kein Kapital ist, es auch kein „Geld" geben kann, und wo kein „Kapital" und kein „Geld" ist, auch kein Zins sein kann. Herr Richter ist in den Kapitalbegriff so verrannt, daß er sich eine Welt ohne „Kapital" nicht zu denken vermag. Wir möchten wissen, wie das Mitglied einer sozialistischen Gesellschaft sein goldenes Arbeitszertifikat „sparen" oder gar an Andere abgeben und „Zins" dabei herausschlagen kann, wo alle Andern ebenfalls besitzen, was der Eine ausbietet und — von dem er lebt.

Rechnung tragen, aber nicht auf Kosten Anderer. Er bekommt, was er als gesunder Mensch der Gesellschaft leistet, nicht mehr, nicht weniger, und bleibt jeder Ausbeutung durch einen Dritten entzogen.

„Aber wo bleibt der Unterschied zwischen Faulen und Fleißigen? zwischen Intelligenten und Dummen?" hören wir fragen. Einen Unterschied giebts nicht, weil das, was wir unter diesen Begriffen verstehen, nicht mehr existirt. Mit der Belohnung des Fleißes und der Strafe für den Faulen sieht's in der bürgerlichen Gesellschaft genau so aus wie mit der Stellung, welche die Intelligenz auf der gesellschaftlichen Stufenleiter einnimmt. „Faullenzer" nennt die Gesellschaft nur die, die außer Arbeit geworfen, zum Vagabondiren gezwungen werden und schließlich wirklich Vagabonden werden, oder solche, die, unter schlechter Erziehung aufgewachsen, verwahrlosten. Wer aber im Gelde sitzt und mit Nichtsthun und Schlemmen die Zeit todtschlägt, diesen einen „Faullenzer" zu nennen, wäre die höchste Beleidigung, denn das ist ein „ehrenwerther braver" Mann. Wie es aber mit der sozialen Stellung, die die Intelligenz heute inne hat, beschaffen ist, wurde schon angeführt.

Wie liegen nun in der freien Gesellschaft die Dinge? Da Alle unter gleichen Lebensbedingungen in der Gesellschaft thätig sind, und Jeder dort thätig ist, wohin Neigung und Geschicklichkeit ihn weisen, so werden auch die Unterschiede in der Leistung sehr geringe sein.*) Die ganze geistige und moralische Atmosphäre der Gesellschaft, die Jeden anregt, es dem Andern zuvorzuthun, gleicht ebenfalls die Unterschiede aus. Fühlt Einer, daß er auf einem bestimmten Gebiet nicht zu leisten vermag, was die Andern leisten, so wählt er sich ein anderes, seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechendes Gebiet. Wer mit einer größeren Anzahl Menschen in einem großen Betriebe zusammengearbeitet hat, wird gefunden haben, daß Menschen, die in einer bestimmten Thätigkeit als vollkommen unfähig und unbrauchbar sich erwiesen, an einen andern Posten gestellt, denselben aufs Beste ausfüllten und Musterhaftes leisteten. Es giebt überhaupt keinen normal angelegten Menschen, der nicht die eine oder andere Fähigkeit, oder

*) „Alle gemeinhin wohlorganisirten Menschen werden mit einem beinahe gleichen Verstande geboren, aber Erziehung, Gesetze und Umstände machen sie unter einander verschieden. Das richtig verstandene Einzelinteresse verschmilzt mit dem Gemeininteresse oder öffentlichen Interesse." Helvetius: „Ueber den Menschen und dessen Erziehung".

auch mehrere besitzt, durch welche er, an den richtigen Platz gestellt, oft den höchsten Ansprüchen entspricht. Mit welchem Recht verlangt also Einer den Vorzug vor dem Andern? Ist Jemand von der Natur so stiefmütterlich behandelt, daß er bei dem besten Willen nicht zu leisten vermag, was Andere leisten, so kann ihn die Gesellschaft für die Fehler der Natur nicht strafen. Hat umgekehrt Jemand durch die Natur Fähigkeiten erhalten, die ihn über die Andern erheben, so ist die Gesellschaft nicht verpflichtet zu belohnen, was nicht sein persönliches Verdienst ist. Für die sozialistische Gesellschaft ist aber noch in Betracht zu ziehen, daß Alle die gleichen Lebens- und Erziehungsbedingungen haben, daß Jedem die Möglichkeit geboten ist, sein Wissen und Können entsprechend seinen Anlagen und Neigungen auszubilden, und so ist auch hierdurch die Gewähr gegeben, daß nicht nur das Bildungsmaß und Können der Angehörigen einer sozialistischen Gesellschaft viel höher ist als in der bürgerlichen, sondern daß es auch viel gleichmäßiger und dennoch vielgestaltiger ist.

Als Göthe auf einer Rheinreise den Kölner Dom studirte, machte er in den Bauakten die Entdeckung, daß die alten Baumeister alle ihre Arbeiter gleich nur nach Zeit bezahlten, weil sie gute und gewissenhaft ausgeführte Arbeit haben wollten. Das erscheint der bürgerlichen Gesellschaft heute als eine Anomalie. Sie führte das Stücklohnsystem ein, durch das die Arbeiter gegenseitig zum Ueberarbeiten sich zwingen, damit der Unternehmer dann um so besser die Unterbezahlung, die Herabsetzung der Löhne reguliren kann. Und doch gilt als Erfahrungssatz, daß beliebige fünf Arbeiter von verschiedenster Qualität das Durchschnittsprodukt von fünf mittelmäßigen Arbeitern liefern.

Wie mit der materiellen Arbeitsleistung, ist es auch mit der geistigen bestellt. Jeder Mensch ist das Produkt von Zeit und Umständen, in denen er lebt. Ein Göthe — um bei diesem Beispiel zu bleiben — unter gleich günstigen Entwicklungsbedingungen im vierten statt im achtzehnten Jahrhundert geboren, würde statt ein berühmter Dichter und Naturforscher ein großer Kirchenvater geworden sein, der vielleicht St. Augustin in den Schatten stellte. Göthe im achtzehnten Jahrhundert statt als Sohn eines reichen Frankfurter Patriziers, als Sohn eines armen Schusters in Frankfurt zur Welt gekommen, wäre nicht großherzoglich weimarischer Minister geworden, sondern höchst wahrscheinlich ein Schuster ge-

blieben und wahrscheinlich als ehrsamer Schustermeister gestorben. Wäre Napoleon I. zehn Jahre später geboren worden, er wurde nie Kaiser von Frankreich. Ohne den Krieg von 1870/71 wurde Gambetta nie, was er geworden ist. Setzt das gut veranlagte Kind intelligenter Eltern unter Wilde, und es wird ein Wilder, wenn auch ein intelligenter Wilder. Was also immerhin Einer ist, das hat die Gesellschaft aus ihm gemacht. Die Ideen sind nicht ein Produkt, das aus nichts, oder durch höhere Inspiration von oben in dem Kopfe eines einzelnen entspringt, sondern ein Produkt, das durch das gesellschaftliche Leben und Weben, den Zeitgeist, im Kopfe des Einzelnen erzeugt wird. Ein Aristoteles konnte nicht die Ideen eines Darwin haben, und ein Darwin mußte anders denken als ein Aristoteles. Jeder denkt, wie der Geist der Zeit, d. h. seine Umgebung ihn zu denken zwingt. Daher die Erscheinung, daß so oft verschiedene Menschen gleichzeitig ein und dasselbe denken, daß ein und dieselben Erfindungen oder Entdeckungen gleichzeitig auf weit von einander liegenden Punkten gemacht werden. Daß eine Idee, die fünfzig Jahre früher ausgesprochen, die Welt kalt ließ, fünfzig Jahre später in der entsprechenden Form wiederholt, die ganze Welt in Bewegung setzt. Kaiser Sigismund konnte 1415 wagen, Huß sein Wort zu brechen und ihn in Konstanz verbrennen zu lassen, Karl V., obgleich ein weit größerer Fanatiker, mußte 1521 Luther ruhig vom Reichstag zu Worms seines Weges ziehen lassen. Die Ideen sind also das Produkt gesellschaftlichen Zusammenwirkens, gesellschaftlichen Lebens. Ohne die moderne Gesellschaft existiren keine modernen Ideen. Das scheint uns klar und einleuchtend. Für die neue Gesellschaft kommt hinzu, daß die Mittel, die Jeder für seine Ausbildung in Anspruch nimmt, das Eigenthum der Gesellschaft sind, die Gesellschaft also nicht verpflichtet sein kann, das besonders zu honoriren, was sie selbst erst möglich gemacht hat und ihr eigenes Produkt ist.

Dies über die verschiedene Qualifikation physischer und geistiger Arbeit. Hieraus ergiebt sich weiter, daß auch kein Unterschied zwischen „höherer" und „niederer" physischer Arbeit bestehen kann, wie z. B. heute nicht selten ein Mechaniker sich höher dünkt als ein Tagarbeiter, der Straßenarbeiten und dergleichen verrichtet. Da die Gesellschaft nur gesellschaftlich nützliche Arbeit verrichten läßt, so ist jede Arbeit, die diese Eigenschaft besitzt, auch der Gesellschaft gleich werth. Können unangenehme, widerliche Arbeiten nicht auf mechanischem respektive

chemischem Wege verrichtet und durch irgend welchen Prozeß in angenehme Arbeiten umgewandelt werden — was bei den Fortschritten, die wir auf technischem und chemischem Gebiete gemacht haben, gar nicht zu bezweifeln ist — und sollten sich die nöthigen Kräfte freiwillig nicht finden, dann tritt für Jeden die Verpflichtung ein, sobald die Reihe an ihn kommt, seine Leistung zu vollziehen. Da giebt's keine falsche Scham und keine blödsinnige Verachtung nützlicher Arbeit. Diese ist nur möglich in unserm Drohnenstaat, in dem das Nichtsthun als beneidenswerthes Loos angesehen wird, und der Arbeiter um so verachteter ist, je härter, mühevoller und unangenehmer die Arbeiten sind, die er verrichtet, und je nothwendiger sie sich für die Gesellschaft erweisen. Man kann annehmen, daß heute die Arbeit in demselben Maße schlechter bezahlt wird, als sie unangenehmer ist. Der Grund ist, daß durch die beständige Revolutionirung des Produktionsprozesses stets eine Menge überschüssiger Arbeitskräfte, als Reservearmee, auf dem Pflaster liegen, und daß diese um zu leben für die niedrigsten Arbeiten sich zu Preisen hergeben, daß für diese Arbeiten selbst die Einführung von Maschinen für die bürgerliche Welt „unrentabel" wird. So ist z. B. Steineklopfen sprichwörtlich als eine der schlecht bezahltesten und unangenehmsten Arbeiten bekannt. Es wäre nun eine Kleinigkeit, das Steineklopfen, wie in den Vereinigten Staaten, säuberlich durch Maschinen verrichten zu lassen, aber wir haben eine Menge so billiger Arbeitskräfte, daß sich die Maschine nicht „rentirt".*) Straßenreinigen, Kloakenräumen,

*) „Wenn man wählen müßte zwischen dem Kommunismus und allen seinen Chancen und dem gegenwärtigen Gesellschaftszustand mit allen seinen Leiden und Ungerechtigkeiten; wenn die Institution des Privateigenthums es als nothwendige Folge mit sich brächte, daß das Ergebniß der Arbeit so sich vertheile, wie wir es jetzt sehen, fast im umgekehrten Verhältniß zur Arbeit — daß die größten Antheile denjenigen zufallen, welche überhaupt nie gearbeitet haben, die nächstgrößten denen, deren Arbeit beinahe nur nominell ist, und so weiter hinunter, indem die Vergütung in gleichem Verhältniß zusammenschrumpft, wie die Arbeit schwerer und unangenehmer wird, bis endlich die ermüdendste und aufreibendste Arbeit nicht mit Gewißheit darauf rechnen kann, selbst nur den nothwendigsten Lebensbedarf zu erwerben; wenn, sagen wir, die Alternative wäre: dies oder Kommunismus, so würden alle Bedenklichkeiten des Kommunismus, große wie kleine, nur wie Spreu in der Wagschale sein." John Stuart Mill: „Politische Oekonomie". Mill hat sich redlich Mühe gegeben, die bürgerliche Welt zu „reformiren" und zur „Vernunft"

Schuttfahren, Tiefbauarbeiten ꝛc. aller Art ließen sich mit Hilfe von Maschinen und technischen Einrichtungen schon bei dem heutigen Stande unserer Entwicklung in einer Weise erledigen, daß sie keine Spur von den Unannehmlichkeiten mehr haben, die heute vielfach damit für die Arbeiter verknüpft sind. Richtig betrachtet, ist ein Arbeiter, der Kloaken auspumpt, um die Menschheit vor gesundheitsgefährlichen Miasmen zu schützen, ein sehr nützliches Glied der Gesellschaft, wohingegen ein Professor, der gefälschte Geschichte im Interesse der herrschenden Klassen lehrt, oder ein Theologe, der mit übernatürlichen, transzendenten Lehren die Gehirne zu umnebeln sucht, äußerst schädliche Individuen sind.

Unser heute in Amt und Würden stehendes Gelehrtenthum repräsentirt zu einem großen Theil eine Gilde, die dazu bestimmt und bezahlt ist, die Herrschaft der leitenden Klassen unter der Autorität der Wissenschaft zu vertheidigen und zu rechtfertigen und als gut und nothwendig erscheinen zu lassen, und die vorhandenen Vorurtheile zu schützen. In Wahrheit ist es Afterwissenschaft, Gehirnvergiftung, kulturfeindliche Arbeit, geistige Lohnarbeit im Interesse der Bourgeoisie und ihrer Klienten.*) Ein Gesellschaftszustand, der die fernere Existenz einer solch privilegirten Gilde unmöglich macht, vollzieht eine menschenbefreiende That.

Andererseits ist echte Wissenschaft oft mit sehr unangenehmer, widerlicher Arbeit verbunden. Z. B. wenn ein Arzt eine im Fäulnißprozeß befindliche Leiche secirt, oder eiternde Körpertheile operirt; oder wenn ein Chemiker Exkremente untersucht. Es sind dies Arbeiten, die sehr häufig widerlicher sind als die widerlichsten Arbeiten, die Tagelöhner und ungelernte Arbeiter verrichten, aber dieses anzu-

---

zu bringen. Natürlich vergebens. Und so ist er, wie jeder einsichtige Mann, der den Zustand der Dinge kennt, schließlich Sozialist geworden. Er hat aber nicht gewagt, es bei Lebzeiten zu bekennen, sondern veranlaßte, daß nach seinem Tode seine Autobiographie veröffentlicht wurde, die sein sozialistisches Glaubensbekenntniß enthielt. Es ging ihm wie Darwin, der bei Lebzeiten nicht als Atheist erkannt sein wollte. Das ist das Komödienspiel, zu dem die bürgerliche Gesellschaft Tausende zwingt. Die Bourgeoisie heuchelt Loyalität, Religion und Autoritätsglauben, weil darauf ein Stück ihrer Herrschaft beruht, und innerlich lacht sie über diese Tugenden. Die bürgerliche Gesellschaft ist die heuchlerischste aller Gesellschaften, die je existirten.

*) Die Gelehrsamkeit dient häufig ebenso sehr der Unwissenheit wie dem Fortschritte. Buckle: Geschichte der englischen Zivilisation.

erkennen, daran denkt Niemand. Der Unterschied besteht darin, daß die eine Arbeit ein umfassendes Studium erfordert, um gethan zu werden, die andere von Jedem, ohne großes Studium, verrichtet werden kann. Daher die grundverschiedene Beurtheilung. In einer Gesellschaft aber, in der durch die Allen gewährte höchste Bildungsmöglichkeit die heute bestehenden Unterscheidungen zwischen „gebildet" und „ungebildet" verschwinden, müssen auch die Gegensätze zwischen gelernter und ungelernter Arbeit verschwinden, um so mehr, da die Entwicklung der Technik gar keine Grenze grenzt, wonach Handarbeit nicht auch von der Maschine oder durch technische Prozesse verrichtet werden könnte. Man sehe die Entwicklung unserer Kunsthandwerke, der Xylographie, der Kupferstecherei ꝛc. an. Sind also die häßlichsten Arbeiten oft die nützlichsten, dann ist auch unser Begriff von angenehmer und unangenehmer Arbeit, wie so viele andere Begriffe in der heutigen Welt, ein falscher und oberflächlicher, ein rein an Aeußerlichkeiten klebender.

* * *

Sobald die gesammte Produktion der neuen Gesellschaft auf eine der skizzirten ähnliche Basis gestellt wurde, produzirt sie, wie schon bemerkt, nicht mehr „Waaren", sondern nur Gebrauchsgegenstände für den direkten Bedarf der Gesellschaft. Damit hört auch der gesammte Handel auf, der nur in einer auf Waarenproduktion beruhenden Gesellschaft Sinn und Existenzmöglichkeit hat. Eine ungeheure Armee von Personen beider Geschlechter und von den verschiedensten Lebensaltern wird dadurch für produktive Thätigkeit mobil.*) Es tritt also eine große Armee von Personen in die Produktion ein, hilft Bedarfsartikel erzeugen und ermöglicht dadurch einestheils einen größeren Verbrauch, anderntheils eine weitere Einschränkung der gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit, die bisher mehr oder weniger als Parasiten von dem Arbeitsprodukt Anderer lebten, und, wie gar nicht bestritten werden soll, in der heutigen Gesellschaft sich oft fleißig mühen und sorgen, ohne eine besonders lukrative Existenz zu finden. In der neuen Gesellschaft sind sie als Handeltreibende, Wirthe, Makler, Vermittler überflüssig. Ihnen gleich stehen die Verrichter von Lohnarbeiten wechselnder Art und

*) Nach der Gewerbezählung im Jahre 1882 waren in Deutschland in Handel und Verkehr, einschließlich Gast- und Schankwirthschaften, 1570318 Personen thätig, die außerdem 295451 Dienstboten beschäftigten.

häuslichen Dienstleistungen, deren es 1882 im Deutschen Reich rund 400 000 gab. An Stelle der Dutzende, Hunderte, Tausende von Läden und Handelslokalitäten aller Art, die heute jede Gemeinde im Verhältniß ihrer Größe besitzt, treten große Gemeindedepots, Vorrathshäuser, große elegante Bazars, ganze Ausstellungen, die ein verhältnißmäßig sehr geringes Verwaltungspersonal beanspruchen. Diese Umwandlung repräsentirt wieder eine Revolution in allen bisherigen Einrichtungen. Das ganze Getriebe des heutigen Handels wird in eine zentralisirt verwaltende, distribuirende Thätigkeit umgewandelt, die äußerst einfache Verrichtungen zu erfüllen hat, die durch die Zentralisation aller gesellschaftlichen Einrichtungen noch weiter vereinfacht werden. Ebenso erfährt das gesammte Verkehrswesen eine totale Umgestaltung.

Telegraphen, Eisenbahnen, Posten, Fluß- und Seeschiffe, Straßenbahnen und, wie immer die Vehikel heißen mögen, welche den Verkehr der bürgerlichen Gesellschaft vermittelten, sind jetzt Gesellschaftseigenthum. Daß viele dieser Anstalten, wie Posten, Telegraphen und die meisten Eisenbahnen heute schon Staatsinstitute sind, erleichtert sehr erheblich ihre Umwandlung in Gesellschaftseigenthum. Hier giebt es keine Privatinteressen mehr zu verletzen. Arbeitet der Staat in dieser Richtung weiter, um so besser. Aber heute sind diese staatlich verwalteten Betriebe keine sozialistischen Betriebe, wie irrthümlich angenommen wird. Es sind Betriebe, die vom Staat ebenso gut kapitalistisch ausgebeutet werden, wie in Händen der Privatunternehmer. Weder die Beamten noch die Arbeiter haben einen besondern Vortheil davon. Der Staat behandelt sie wie irgend ein Privatunternehmer; wenn z. B. in den Etablissements der Reichsmarine die Verordnung erlassen wird, über vierzig Jahre alte Arbeiter nicht in Arbeit zu nehmen, so ist das eine Maßregel, die die Arbeiter gegen den Staat empören muß. Solche und ähnliche Maßregeln vom Staat als Arbeitgeber ausgehend, sind auch weit schlimmer, als wenn sie vom Privatunternehmer ausgehen, weil letzterer gegenüber dem Staat immer nur ein kleiner Unternehmer ist und die Beschäftigung, die er versagt, ein anderer vielleicht gewährt. Der Staat hingegen kann als monopolistischer Arbeitgeber Tausende mit einem Schlage durch solche Maximen ins Elend stoßen. Das ist also nicht sozialistisch, sondern echt kapitalistisch gehandelt, und es müssen sich die Sozialisten sehr dagegen verwahren, daß der heutige Staatsbetrieb als sozialistischer Betrieb angesehen und als Verwirklichung

sozialistischer Bestrebungen betrachtet wird. In einem sozialistischen Betrieb giebt's keine Arbeitgeber und keine Vorgesetzten, aber auch keine Unterdrückung, Alle sind gleichgestellt und gleichberechtigt.

Wie nun an Stelle all der Millionen von Privatproduzenten, Händlern, Mittelspersonen aller Art, große zentralisirte Anstalten getreten sind, nimmt auch der gesammte Produktentransport eine ganz andere Gestalt an. Die Millionen kleiner zersplitterter Sendungen, die täglich an ebenso viele Eigenthümer gingen, wachsen jetzt zu großen, mächtigen Transporten an, die nach den Gemeindedepots und nach den Zentral-Produktionsstätten wandern. Die Arbeit wird auch hier enorm vereinfacht. Wie z. B. der Transport von Rohmaterialien für einen Betrieb von 1000 Arbeitern sich unendlich einfacher gestaltet, wie für tausend zersplitterte Kleinbetriebe, die nur dasselbe Rohmaterialienquantum verbrauchen, wie jener eine Großbetrieb, so werden jetzt die zentralisirten Produktions- und Distributionsstätten für ganze Gemeinden oder große Theile derselben eine noch höhere Ersparniß an Zeit, Arbeitskraft, Material, Transport und Produktionseinrichtungen herbeiführen, und alles das kommt der ganzen Gesellschaft, also auch jedem Einzelnen zu Statten. Die Physiognomie unserer Produktionsstätten, des Verkehrsmittelwesens, und insbesondere unserer Wohnorte, wird eine gänzlich veränderte werden und wird ein sehr viel günstigeres Aussehen gewinnen. Das nervenzerstörende Geräusch, Gedränge und Gerenne unserer größeren Städte mit ihren tausenden von Vehikeln aller Art wird mächtig modifizirt und erhält einen ganz andern Charakter. Der Straßenbau, die Straßenreinigung, der Verkehr der Menschen untereinander, die ganze menschliche Wohn- und Lebensweise erfahren damit eine große Umgestaltung. Jetzt können hygienische Maßregeln mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit durchgeführt werden, die heute gar nicht oder nur mit den größten Kosten und nur unvollkommen durchzuführen sind und dann oft genug nur für die vornehmeren Viertel durchgeführt werden. Das „Volk" bedarf derselben nicht, es kann warten, bis die Mittel da sind, die sich aber nie finden.

Selbstverständlich erfährt das Kommunikationswesen seine größtmöglichste Ausdehnung und eine Ausführung, wie sie der jeweilige Stand der Wissenschaft ergiebt. Da die Verkehrswege die Adern sind, welche die Blutzirkulation, den Produktenaustausch, durch die ganze Gesellschaft leiten, die persönlichen und geistigen Beziehungen der Menschen untereinander vermitteln, und im höchsten Grade

geeignet sind, ein gleiches Niveau von Wohlbefinden und Bildung für die ganze Gesellschaft herbeizuführen, so ist Ausdehnung und Verzweigung der vollkommensten Verkehrsmittel bis in die entlegensten Orte der entferntesten Provinzen eine Nothwendigkeit und ein allgemeines gesellschaftliches Interesse. Es erstehen also auch auf diesem Gebiete der neuen Gesellschaft Aufgaben, die das weit übertreffen, was die gegenwärtige zu leisten im Stande ist. Zugleich wird dieses aufs Höchste vervollkommnete und ausgedehnte Kommunikationssystem die Dezentralisirung der in den Großstädten und Industriezentren aufgehäuften Menschenmassen und der Produktionseinrichtungen selbst, über das ganze Land begünstigen und sowohl für die Gesundheit wie für die geistige und materielle Kulturförderung hochnützlich sich erweisen.

* * *

Mit den Arbeits- und Produktionsmitteln in Industrie und Verkehr gehört auch der gesammte Grund und Boden als eigentlicher Urstoff aller menschlichen Arbeit, und Grundlage aller menschlichen Existenz, der Gesellschaft. Die Gesellschaft nimmt auf vorgeschrittenster Stufe zurück, was ihr uranfänglich gehörte. Wir sehen, wie bei allen auf einer gewissen primitiven Kulturstufe angelangten Völkern der Erde das Gemeineigenthum an Grund und Boden vorhanden war und, wo solche Völker jetzt noch existiren, auch gegenwärtig noch vorhanden ist. Das Gemeineigenthum bildete die Grundlage jeder primitiven Vergesellschaftung; diese war ohne jenes nicht möglich. Erst durch das Auftauchen und die Entwicklung des Privateigenthums und der mit seiner Entwicklung verknüpften verschiedenen Herrschaftsformen wurde auch der letzte Rest Gemeineigenthums unter den schwersten Kämpfen, die bis in unsere Gegenwart ragen, beseitigt und als Privatbesitz usurpirt. Der Raub des Grund und Bodens und seine Umwandlung in persönliches Eigenthum bildete, wie wir sahen, die erste Ursache der Knechtschaft, die von der Sklaverei bis zum „freien" Lohnarbeiter des neunzehnten Jahrhunderts alle möglichen Stufen durchlaufen hat, bis endlich die Geknechteten selbst Grund und Boden nach Jahrtausende langer Entwicklung wieder in Gemeineigenthum verwandeln.

Die Erkenntniß von der Wichtigkeit des Grund und Bodens für die ganze menschliche Existenz hat verursacht, daß in allen sozialen Kämpfen der Welt — in Indien, China, Aegypten, Griechen-

land (Kleomenes), Rom (Gracchen), christliches Mittelalter (religiöse Sekten, Münzer, Bauernkrieg), im Azteken- und Inkareich, in den sozialen Bewegungen der Neuzeit — der Besitz des Grund und Bodens das erste und Hauptverlangen war und auch heute Männer das Gemeineigenthum an Grund und Boden gerechtfertigt finden — Adolph Samter, Professor Adolf Wagner, Dr. Schäffle — die auf andern sozialen Gebieten zu den größten Konzessionen und Vermittelungen geneigt sind.*)

Von der Bebauung und Ausnutzung des Grund und Bodens

*) Sogar die Päpste und Kirchenväter haben in früheren Jahrhunderten, in welchen die Traditionen am Gemeineigenthum noch vorherrschten und dieses selbst noch vielfach vorhanden war, aber der Raub am Gemeineigenthum große Dimensionen angenommen hatte, sich nicht enthalten können, in kommunistischer Richtung zu eifern. Der Syllabus des 19. Jahrhunderts kennt diesen Ton freilich nicht, auch die römischen Päpste sind heute wider ihren Willen der bürgerlichen Gesellschaft unterthänig geworden und werfen sich, gegenüber den Sozialisten, zum eifrigsten Vertheidiger derselben auf. So sagte Papst Clemens I. († 102 unserer Zeit): „Der Gebrauch aller Dinge auf dieser Welt soll Allen gemeinsam sein. Es ist eine Ungerechtigkeit, zu sagen: Das ist mein eigen, das gehört mir, jenes dem Andern. Von daher ist die Zwietracht unter die Menschen gekommen." Bischof Ambrosius von Mailand, der um 374 lebte, sagte: „Die Natur giebt alle Güter allen Menschen gemeinsam; denn Gott hat alle Dinge geschaffen, damit der Genuß für Alle gemeinschaftlich sei, und damit die Erde zum gemeinschaftlichen Besitzthum werde. Die Natur hat also das Recht der Gemeinschaft erzeugt und es ist nur die ungerechte Anmaßung (Usurpatio), welche das Eigenthumsrecht erzeugt." St. Johannes Chrysostomos (gest. 407) erklärte in seinen, gegen die Sittenlosigkeit und Verderbniß der Bevölkerung Konstantinopels gerichteten Homilien: „Nenne Niemand etwas sein eigen; von Gott haben wir jegliches zu gemeinsamem Genuß empfangen und Mein und Dein sind Worte der Lüge!" St. Augustin (gest. 430) sprach sich dahin aus: „Weil das individuelle Eigenthum existirt, existiren auch die Prozesse, die Feindschaften, die Zwietracht, die Kriege, die Aufstände, die Sünden, die Ungerechtigkeiten, die Mordthaten. Woher kommen alle diese Geißeln? Einzig von dem Eigenthum. Enthalten wir uns also, meine Brüder, ein Ding als Eigenthum zu besitzen, oder wenigstens enthalten wir uns, es zu lieben." Papst Gregor der Große erklärt um 600: „Sie sollen es wissen, daß die Erde, wovon sie ja herstammen und gemacht sind, allen Menschen gemeinschaftlich ist, und daß daher die Früchte, welche die Erde erzeugt, Allen ohne Unterschied gehören sollen." Und einer der Modernen, Zachariä: „Vierzig Bücher vom Staat" sagt: „Alle Leiden, mit welchen zivilisirte Völker zu kämpfen haben, lassen sich auf das Sondereigenthum an Grund und Boden als Ursache zurückführen."

hängt in erster Linie das Wohlbefinden der Bevölkerung ab. Seine Kultur auf die höchste Stufe zu bringen, liegt im eminentesten Sinne im Allgemeininteresse. Wie diese höchste Entwicklung aber unter der Form des Privateigenthums weder bei dem Großbesitz noch bei dem Mittel- und Kleinbesitz möglich ist, oder stattfindet, wurde dargelegt. Allein die höchste Ausnutzung des Grund und Bodens hängt nicht blos von seiner Detailbewirthschaftung ab, es kommen hierbei Faktoren in Betracht, denen weder der größte Einzelbesitzer noch die mächtigste Assoziation gewachsen sind, Faktoren, die unter Umständen selbst über den heutigen nationalen Rahmen hinausgreifen und international zu behandeln sind.

Die Gesellschaft hat zunächst den Boden als Ganzes ins Auge zu fassen, also seine topographische Beschaffenheit, seine Berge, Ebenen, Wälder, Flüsse, Teiche, Haiden, Sümpfe, Moore und Moräste. Diese topographische Beschaffenheit übt, neben der geographischen Lage, die unabänderbar ist, gewisse Einflüsse auf Klima und Bodenbeschaffenheit aus. Hier ist nicht blos ein Thätigkeitsfeld von größter Ausdehnung, sondern auch ein solches, auf dem eine Menge Erfahrungen gesammelt, eine Menge Experimente versucht werden müssen. Was bisher der Staat in dieser Richtung leistete, ist dürftig. Einmal wendet er zu solchen Kulturaufgaben nur geringe Mittel an, und dann würde er, selbst wenn er den Willen hätte, in umfassender Weise einzugreifen, von den großen Privateigenthümern, die heute in der Gesetzgebung das entscheidende Wort sprechen, daran gehindert werden. Ohne mächtige Eingriffe in das Privateigenthum könnte auch der heutige Staat auf diesem Gebiete nichts machen. Aber seine Existenz beruht auf der Erhaltung und der „Heiligkeitserklärung" des Privateigenthums, die großen Privateigenthümer sind seine wichtigsten Stützen, und so fehlt ihm selbstverständlich die Macht und der Wille, in der bezeichneten Richtung vorzugehen. Es handelt sich hier für die neue Gesellschaft um großartige und umfassende Bodenmeliorationen, Bewaldungen und Entwaldungen, Be- und Entwässerungen, Bodenmischungen, Terrainänderungen, Anpflanzungen ꝛc.

Eine hochwichtige Frage für die Kulturverhältnisse des Grund und Bodens bildet ferner ein umfängliches, systematisch angelegtes Fluß- und Kanalnetz, das nach wissenschaftlichen Prinzipien geleitet und geordnet werden muß. Die Frage des „billigeren" Transportes auf den Wasserwegen — eine Frage, für die heutige Gesellschaft so wichtig, bleibt zwar für die neue Gesellschaft vom Standpunkt der

billigen Transportgelegenheit außer Betracht, weil die neue Gesellschaft die Begriffe „billig“ und „theuer“ nicht mehr kennt, sondern Alles nur eine Frage der Leistungsfähigkeit ist — dagegen sind Wasserwege als bequeme, mit geringstem Kraft- und Materialaufwand zu benutzende Transportgelegenheit sehr wohl zu beachten. Auch spielt das Fluß- und Kanalsystem rücksichtlich seiner Einwirkung auf das Klima, seine Verwerthung für ein umfassendes Ent- und Bewässerungssystem, für die Herbeischaffung der Dungstoffe und der Materialien zu Bodenmeliorationen, wie für die Abfuhr der Ernten ꝛc. eine entscheidende Rolle.

Durch Erfahrung ist festgestellt, daß wasserarme Länder weit mehr an kalten Wintern und heißen Sommern zu leiden haben, als wasserreiche, daher z. B. die Küstenländer die eigentlichen Witterungsextreme nicht, oder nur sehr vorübergehend kennen. Die Extreme sind aber weder für Pflanzen noch für Menschen vortheilhaft und angenehm. Ein ausgedehntes Kanalsystem würde hier unzweifelhaft, namentlich in Verbindung mit Maßregeln in Bezug auf Waldkultur, günstig wirken. Es würde aber auch ein solches Kanalsystem, mit Anlegung größerer Bassins, als Wasseransammler und Aufbewahrer dienen, wenn Schneewasser und heftige Regengüsse Flüsse und Ströme anschwellen und übertreten lassen. Ueberschwemmungen mit ihren verheerenden Wirkungen sind alsdann unmöglich. Auch würde die ausgedehnte Wasserfläche mit ihrer größeren Verdunstung vermuthlich regelmäßigere Regenbildung befördern. Wo dennoch für die Bodenkultur zeitweilig Wasser mangelte, würden überall leicht anzubringende Wasserhebe- und Pumpwerke dasselbe den Ländereien zuführen können.

Weite Landstrecken, die bis jetzt fast ganz unfruchtbar oder wenig fruchtbar sind, ließen sich durch diese künstlichen Bewässerungsanlagen in fruchtbare Gegenden verwandeln. Wo jetzt kaum die Schafe dürftige Nahrung finden, und günstigen Falles schwindsüchtige Föhren die mageren Aeste gen Himmel recken, könnten üppige Ernten gedeihen, eine dichte Bevölkerung reichlich Nahrung und Genuß finden. So z. B. ist es nur eine Frage des Arbeitsaufwandes, um die weiten Sandstrecken der Mark, des „heiligen deutschen Reiches Streusandbüchse“, in ein Eden an Fruchtbarkeit zu verwandeln. Die nöthigen Meliorationen, Kanalbauten, Bewässerungs-Anlagen, Bodenmischungen ꝛc. vorzunehmen, vermögen aber weder die Klein- noch die Großgrundbesitzer der Mark, und so bleiben weite Strecken unmittelbar vor den Thoren der Reichshauptstadt in einem Kultur-

zustand, der späteren Generationen unbegreiflich erscheinen wird. Andererseits würden durch Kanalisationen weite Sumpfstrecken, Moore und Moorland entwässert und der Kultur gewonnen, so im Norden Deutschlands und im Süden in Bayern 2c. Auch könnten diese zahlreichen Wasserläufe für die Fischzucht ausgenutzt werden und lieferten eine weitere ergiebige Nahrungsquelle; sie bildeten ferner im Sommer für die Gemeinden, die keine Flüsse haben, geeignete Stellen für Badeanstalten.

In welchem Maßstabe Bewässerung wirkt, dafür einige kleine Beispiele. In der Nähe von Weißenfels ergaben 7½ Hektare gut bewässerte Wiesen 480 Zentner Grummet, daneben liegende 5 Hektare Wiesen von derselben Bodenbeschaffenheit, aber unbewässert, nur 32 Zentner. Die ersteren hatten also im Verhältniß zu den letzteren mehr als zehnfachen Ertrag. Bei Riesa in Sachsen brachten 65 Acker bewässerte Wiesen eine Steigerung des Reinertrags von 5850 Mk. auf 11,100 Mk. Die theuren Anlagekosten rentirten sich. Nun gibt's aber in Deutschland, außer der Mark, noch fast ganze Provinzen, deren Boden, wesentlich aus Sand bestehend, nur einen halbwegs guten Ertrag liefert, wenn ein sehr feuchter Sommer eintritt. Diese Provinzen mit Kanälen durchzogen und bewässert und sonst in ihrer Bodenbeschaffenheit verbessert, würden in kurzer Zeit den fünf- und zehnfachen Ertrag ergeben. In Spanien sind Beispiele vorhanden, daß der Ertrag von gutgewässertem Boden den siebenunddreißigfachen Ertrag von dem unbewässerten Bodens ergab. Also Wasser her und neue Nahrungsmassen werden aus dem Boden gestampft.

Wo sind die Privaten, wo die Staaten, die in dem Maßstabe zu wirken vermöchten, wie es sich als möglich und nothwendig ergiebt? Wenn endlich ein Staat durch Jahrzehnte lang gemachte bitterste Erfahrungen dem stürmischen Verlangen der durch alle möglichen Kalamitäten Geschädigten nachgiebt, und nachdem Millionen an Werthen zu Grunde gerichtet wurden, wie langsam, wie bedächtig, wie vorsichtig wird gerechnet. Es könnte ja leicht zu viel geschehen und der Staat könnte die Mittel zum Bau einiger Kasernen, zur Erhaltung einiger Regimenter leichtsinnig preisgeben. Und dann, wenn man den Einen „zu viel hilft", kommen die Andern und verlangen ebenfalls Hilfe. „Mensch, hilf dir selbst, so hilft dir Gott" heißt ja das bürgerliche Credo. Jeder für sich, Keiner für Alle. So vergeht fast kein Jahr, in dem nicht ein-, zweimal und

noch öfter in den verschiedensten Provinzen, in den verschiedensten Staaten mehr oder weniger große Ueberschwemmungen vorkommen durch Bäche, Flüsse, Ströme. Weite Strecken des fruchtbarsten Bodens werden durch die Gewalt der Wellen weggeführt, mit Sand, Steinen, Schutt bedeckt. Ganze Plantagen von Obstbäumen, die Jahrzehnte zu ihrer Entwicklung bedurften, werden entwurzelt. Häuser, Brücken, Straßen, Dämme werden unterwaschen, Eisenbahnen ruinirt, Vieh zu Grunde gerichtet — nicht selten Menschenleben geopfert — Bodenmeliorationen werden zerstört, Saaten vernichtet. Weite Strecken von dem Lande, das häufiger Ueberschwemmungsgefahr ausgesetzt ist, werden möglichst wenig und nur geringwerthig bebaut, um nicht doppelten Schaden zu erleiden.

Andererseits wird durch ungeschickte, in einseitigem Interesse vorgenommene Korrektionen bei den größeren Flüssen und Strömen, denn bei diesen läßt man sich allenfalls herbei, „im Handels- und Verkehrsinteresse" Einiges zu leisten, die Ueberschwemmungsgefahr vergrößert. Große Waldverwüstungen, namentlich auf den Bergen und insbesondere durch Private, verstärken sie. Der unsinnigen, auf „Profit" berechneten Waldverwüstung soll die merkbare Verschlechterung des Klimas, und eine Abnahme der Bodenfruchtbarkeit in den Provinzen Preußen und Pommern, in Steiermark, Italien, Frankreich, Spanien u. s. w. geschuldet sein.

Die Folge der Waldverwüstung in den Gebirgen sind häufige Ueberschwemmungen. Die Rhein-, Oder- und Weichselüberschwemmungen schreibt man hauptsächlich den Walddevastirungen in der Schweiz resp. in Galizien und Polen zu. Durch die Entholzung der Karnischen Alpen soll sich das Klima von Triest und Venedig wesentlich verschlechtert haben; aus den gleichen Ursachen sollen Madeira, große Theile Spaniens, weite, einst üppige und fruchtbare Länder in Vorderasien, den größten Theil ihrer Fruchtbarkeit eingebüßt haben.

Es ist selbstverständlich, daß die neue Gesellschaft all diese großen Aufgaben nicht im Handumdrehen lösen kann, aber sie wird sie mit möglichster Raschheit und mit Aufgebot aller Kräfte in die Hand nehmen, weil ihre einzige Aufgabe ist, Kulturaufgaben zu lösen und kein Hemmniß darin zu dulden. Sie wird so im Laufe der Zeit Werke schaffen und Aufgaben lösen, an welche die gegenwärtige Gesellschaft nicht denken kann, ihr würde bei dem bloßen Gedanken schwindeln.

Die gesammte Bodenbewirthschaftung wird in der neuen Gesellschaft durch Maßregeln, wie die bezeichneten und ähnliche weitere, sich bedeutend günstiger gestalten. Zu den bereits erörterten Gesichtspunkten für Hebung der Bodenausnützung kommen andere. Heute werden viele Quadratmeilen Landes mit Kartoffeln bebaut, um in ungeheure Quantitäten Branntwein verwandelt zu werden, welchen fast ausschließlich unsere arme, in Noth und Elend lebende Bevölkerung konsumirt. Der Branntwein ist der einzige Stimulus, der „Sorgenbrecher", den sie sich verschaffen können. Für die Kulturmenschen der neuen Gesellschaft ist der Branntweinkonsum verschwunden, die Kartoffel- und Getreideproduktion für diesen Zweck, also auch der Boden und die Arbeitskräfte, werden für gesunde Nahrungsmittelerzeugung frei. Es wurde ferner bereits angeführt die Spekulation, der unsere fruchtbarsten Ackerländereien durch den Zuckerrübenbau unterliegen. Unser stehendes Heerwesen, die zersplitterte Produktion, der zersplitterte Verkehr, der zersplitterte Ackerbau ꝛc. erfordern hunderttausende von Pferden und dem entsprechend Bodenflächen für Nahrung, Weiden und Aufzucht von jungen Pferden. Die total umgestalteten sozialen und politischen Verhältnisse machen die hiefür in Anspruch genommenen Bodenflächen zum größten Theile frei; wiederum sind große Bodenflächen und reichliche Arbeitskräfte für andere Kulturbedürfnisse gewonnen.

Das große Gebiet der Boden-, Wald- und Wasser-Bewirthschaftung ist heute bereits Gegenstand der Erörterung einer sehr umfänglichen wissenschaftlichen Literatur. Da ist kein Spezialgebiet, das unberührt geblieben wäre: Forstwirthschaft, Be- und Entwässerung, Kultur von Halm-, Hülsen- und Knollenfrüchten, Gemüsebau, Obst-, Blumen- und Zierpflanzenkultur, Anbau von Nahrungspflanzen für die Viehzucht, Wiesenkultur, rationelle Vieh-, Fisch- und Geflügelzucht und Verwerthung ihrer Produkte, Dungstoffe und Dungmittel, Verwerthung und Verwendung der Abfallstoffe in der Wirthschaft und in der Industrie, chemische Untersuchung des Bodens und seine Verwendung und Herrichtung für diese oder jene Kultur, Maschinen- und Geräthewesen, Samenbeschaffenheit, zweckmäßigste Anlage von wirthschaftlichen Baulichkeiten, Fruchtfolge, Witterungsverhältnisse ꝛc., dies Alles ist in den Kreis wissenschaftlicher Erörterungen und Untersuchungen gezogen. Kein Tag fast vergeht, wo nicht neue Entdeckungen, neue Erfahrungen gemacht werden, welche die Verbesserungen und Veredlungen auf dem einen oder andern der

verschiedenen Gebiete übertreffen. Die Bodenbewirthschaftung ist seit J. v. Liebig eine Wissenschaft geworden, und zwar eine der ersten und wichtigsten Wissenschaften, die einen Umfang und eine Bedeutung erlangte, wie sehr wenige Gebiete materiell produzirender Thätigkeit. Vergleichen wir aber diese ungeheure Fülle von Fortschritten aller Art mit dem wirklichen Zustand unserer Bodenwirthschaft, so muß konstatirt werden, daß bisher nur ein sehr kleiner Bruchtheil der Privatbesitzer in der Lage war, die Fortschritte einigermaßen richtig auszunutzen, und unter diesen ist natürlich Keiner, der nicht von seinem speziellen Privatinteresse ausgehend gehandelt, dieses allein im Auge gehabt hätte, ohne Rücksicht auf das Allgemeinwohl. Der allergrößte Theil unserer Landwirthe und Gärtner, man kann wohl sagen 98 Proz. derselben, ist gar nicht in der Lage, von all den möglichen Vortheilen Gebrauch machen zu können, und in wie weit es die übrigen thun, hängt einzig von ihrem freien Willen ab. Hier findet die neue Gesellschaft ein theoretisch und praktisch sehr gut vorbereitetes Feld ihrer Thätigkeit, auf dem sie nur zu organisiren und zuzugreifen hat, um vielfach höhere Resultate, als heute erlangt werden, zu gewinnen.

Die Konzentration des Betriebs auf höchster Stufenleiter ausgeführt, schafft an und für sich schon gewaltige Vortheile. Grenzraine, Fahr- und Fußwege zwischen all dem zerstückelten Besitz aufgehoben, ergeben eine Menge neuen Boden: die Anwendung von Maschinen ist mit Vortheil nur auf größeren Flächen möglich; Bodenbearbeitungsmaschinen größten Kalibers in Bewegung gesetzt, durch Chemie und Physik unterstützt, werden heute vollständig unfruchtbaren Boden in fruchtbaren verwandeln und solch Todland giebt es noch überall. Wissenschaftlich betriebene Düngung der Aecker in Verbindung mit gründlicher Umarbeitung, Be- und Entwässerung, wird die Ertragsfähigkeit jeden Landes erheblich steigern; sorgfältigste Auswahl der Samen, Schutz des Landes gegen Unkraut — auch ein Kapitel, in dem heute sehr viel gesündigt wird — steigert weiter die Erträge. Die Besamung, Anpflanzung und Fruchtfolge findet natürlich nur unter dem Gesichtspunkt statt, den höchsten Ertrag an Nährgehalt zu erzeugen. Obst- und Gartenbaukultur werden eine bisher kaum für möglich gehaltene Entwicklung erlangen und ihren Ertrag bedeutend vervielfältigen. Wie unverantwortlich gerade bei uns in Bezug auf Obstzucht gesündigt wird, zeigt ein einziger Blick auf unsere Obstbaumplantagen, die sich meist durch

einen gründlichen Mangel an der nothwendigen Pflege auszeichnen. Dies gilt selbst von der Obstbaumzucht in Ländern, die durch ihren Obstbau einen Namen haben, z. B. von Württemberg. Die Konzentration der Stallungen, Vorrathshäuser, Düngerstätten, der Fütterungseinrichtungen ꝛc., in deren Einrichtungen und Anlage die großartigsten Fortschritte schon gemacht sind, die aber nur ein winziger Bruchtheil der Bodenbebauer in Anwendung und zur Ausnutzung bringen kann, werden, wenn allgemein eingeführt, den Ertrag der Viehzucht erheblich steigern und die Gewinnung der so wichtigen Dungstoffe erleichtern. Alle Maschinen und Geräthe werden aufs Vollkommenste vorhanden sein, was für $^{49}/_{50}$ der heutigen Bodenbebauer nicht gilt. Die Gewinnung und Ausnutzung der thierischen Produkte, wie Milch, Eier, Fleisch, Honig, Haare, Wolle, wird wissenschaftlich betrieben. Welche Verbesserungen und Vortheile auf dem Gebiete der Milchausnutzung die großen Molkerei-Genossenschaften gestiftet haben, ist jedem Sachverständigen bekannt, und immer neue Erfindungen und Verbesserungen werden gemacht. Es giebt aber hundert verschiedene Gebiete in der Landwirthschaft, auf welchen Aehnliches und Größeres erreicht werden kann. Die Bestellung der Felder und ihre Aberntung erfolgt durch massenhafte Anwendung von Arbeitskräften unter geschickter Ausnutzung der Witterung in einem Maße, wie heute nirgends möglich. Große Trockenhäuser ꝛc. ermöglichen die Ernte auch bei ungünstiger Witterung und ersparen die heute stetig vorkommenden Verluste.

Was für Fortschritte die Anwendung künstlicher Wärme und Feuchtigkeit in weiten, gegen ungünstige Witterung geschützten Hallen in der Pflanzen-, Obst- und Blumenzucht ermöglicht, zeigen unsere großen Gärtnereien. Die Blumenläden unserer Großstädte weisen mitten im strengsten Winter einen Blumenflor auf, der mit jenem, den sie im Sommer besitzen, wetteifert. Einen der großartigsten Fortschritte auf dem Gebiete der künstlichen Obstzucht liefert der künstliche „Weinberg" des Gartendirektors Haupt in Brieg i. Schl. Die Einrichtung und die Resultate desselben sind so verlockend, daß wir eine längere Schilderung, wie sie die „Voss. Ztg." vom 27. Sept. 1890 brachte, auszugsweise hier folgen lassen. Darin heißt es:

„Auf einer annähernd quadratischen Bodenfläche von 500 Qm., d. h. $^1/_5$ Morgen, ist das Glashaus von 4,5 bis 5 Meter Höhe errichtet, dessen Wände genau nach Norden, Süden, Osten, Westen orientirt sind. In der Richtung von Süden nach Norden sind

darin zwölf Reihen Doppelspaliere, je 1,8 Meter jedes vom andern entfernt, aufgestellt, welche zugleich dem flach geneigten Dach als Stütze dienen. In ein Erdbeet von 1,25 Meter Tiefe über einer 25 Ztmr. starken Schüttlage, welche ein Netz von Drainröhren mit Vertikalröhren zur Bodenventilation enthält, ein Beet, „dessen sehr schwere Betten durch Zufuhr von Kalk- und Bauschutt, Sand, verrottetem Dünger, Knochenmehl und Kalisalz locker, durchlässig und fruchtbar gemacht sind," pflanzte Herr Haupt an jenen Doppelspalieren 360 Weinstöcke von solchen Sorten, welche im Rheingau die edelsten Rebensäfte liefern, also: weißen und rothen Rießling, Traminer, weißen und blauen Muskateller und Burgunder. Die Ventilation des Raumes wird außer durch mehrere Oeffnungen in den Seitenwänden durch 20 Meter lange große Klappen im Dach bewerkstelligt, welche durch eine eiserne, mit Schraubenspindel und Kurbel versehene Hebelvorrichtung geschlossen und geöffnet und in jeder Lage sturmsicher festgestellt werden können. Zur Bewässerung der Stöcke dienen 26 Brausen, die an 1,25 Meter langen, von einer Hochwasserleitung herunter hängenden Gummischläuchen von 2 Ztm. lichter Weite befestigt sind. Doch noch ein anderes, wahrhaft geistreich erfundenes Mittel zur raschen und gründlichen Bewässerung führte Herr Haupt in seiner „Weinhalle" und seinem „Weinberge" ein: den künstlichen Regenerzeuger. In der Höhe unter dem Dach liegen vier lange kupferne Rohrstränge, die in Entfernungen von einem halben Meter fein gelocht sind. Die durch diese Oeffnungen nach oben austretenden aufsteigenden feinen Wasserstrahlen treffen gegen kleine runde Siebe aus Fenstergaze, und werden beim Durchtritt durch dieselben zu feinen Fontainen zerstäubt: Ein tüchtiges Durchspritzen mittelst der Gummischläuche erfordert immer einige Stunden; aber nur einen Hahn braucht man zu öffnen, und im ganzen weiten Hause rieselt ein sanfter, erfrischender Regen aus der Höhe auf Rebstöcke, Erdreich und Granitplattenstege gleichmäßig hernieder. Die ohne jede etwaige künstliche Heizung einzig durch die natürlichen Eigenschaften des Glashauses bewirkte Steigerung der Temperatur läßt sich auf 8—10 Gr. R. über die der äußeren Luft bringen. Um die Stöcke vor dem verderblichsten und gefährlichsten Gegner, der Reblaus, falls sie sich einmal zeigen sollte, zu schützen, genügt es, die Drainröhren zu schließen und alle Hähne der Wasserleitung zu öffnen. Der dadurch bewirkten Unterwasserung der Stöcke widersteht dieser Feind bekanntlich nicht. Gegen

Sturm, Kälte, Fröste, überflüssigen Regen schützen den künstlichen Weinberg Glasdach und Wände; gegen etwaigen Hagelschlag seine Drahtgitter über denselben; gegen Dürre und Trockenheit die künstliche Regenvorrichtung. Der Winzer eines solchen „Weinbergs" ist sein eigener Wettermacher und kann der Gefahren aller der unberechenbaren Launen und Tücken der „gleichgiltigen" oder grausamen Natur lachen, welche die Frucht aller Mühen und Arbeiten des Weinbauers mit Vernichtung bedrohen.

„Was Herr Haupt erwartet hatte, traf denn auch vollkommen ein. Die Weinstöcke gediehen in dem gleichmäßigen warmen Klima vortrefflich. Die Trauben reiften bis zur vollen Edelreife aus und ergaben schon im Herbst 1885 einen Most, der an reichlichem Zucker- und geringem Säuregehalt den im Rheingau allgemein erzielten Mosten nicht nachstand. Ebenso gediehen die Trauben im nächsten Jahre und in dem ungünstigen Jahre 1887 vortrefflich. In diesem Raum lassen sich, wenn die Stöcke ihre volle Höhe von 5 M. erreicht haben und bis zur Spitze Trauben in strotzender Fülle tragen, jährlich etwa 20 Hektol. Wein erzeugen und die Selbstkosten einer Flasche edeln Weins werden nicht mehr als 40 Pf. betragen.

„Kein Umstand ist abzusehen, welcher den vollständig fabrikmäßigen Betrieb dieser neuen, die höchsten und gleichmäßigsten Erträge verheißenden Weinbaus im Großen verhindern könnte. Glashäuser von solcher Art wie hier über einer Bodenfläche von 1/6 Morgen lassen sich mit gleichen Ventilations- und Bewässerungs-, Drainage- und Regen-Einrichtungen zweifellos auch über morgengroßen Grundstücken errichten. Auch in ihnen wird die Vegetation schon einige Wochen früher beginnen als im Freien, werden die Reben gegen Maifröste, Regen, Kälte während der Blüthe, gegen Dürre während des Wachsthums der Beeren, gegen naschende Vögel und Traubendiebe, gegen Nässe während des Reifens, gegen die Reblaus während des ganzen Jahres geschützt sein und bis November, Dezember am Stock hängen. In seinem 1888 dem ihn besuchenden Verein zur Beförderung des Gartenbaus gehaltenen Vortrag, dem ich in dieser Schilderung des Haupt'schen „Weinbergs" manches Technische entnommen habe, eröffnete der Erfinder und Begründer desselben zum Schluß noch diese lockende Perspektive in die Zukunft: Da nun dieser Weinbau in ganz Deutschland, namentlich aber auch auf sonst unfruchtbarem, sandigem und steinigem Boden (wie z. B. dem schlechtesten märkischen), der urbar gemacht und bewässert

werden kann, möglich ist, so erhellt daraus das große Landeskulturinteresse, welches der „Weinbau unter Glas“ bietet. Ich möchte diese Kultur als „Weinbau der Zukunft“ bezeichnen.

„Ebenso wie Herr Haupt den praktischen Beweis geführt hat, daß auf diesem Wege eine enorme Fülle der schönsten, gesundesten Trauben dem Weinstock abgewonnen werden könne, hat er auch durch eigenes Keltern derselben bewiesen, welchen vortrefflichen, süffigen Wein, welchen edlen Tropfen dieselben liefern. Gründlichere, erfahrenere, sachverständigere und erprobtere Weintrinker und Kenner als ich, haben dem 88er Rießling und 89er Traminer und Muskateller und dem 88er Burgunder, die aus den Trauben dieses Weinbergs gekeltert wurden, nach strengster Prüfung ein enthusiastisches Lob gespendet; und ich habe in meinem Laienverstande und mit meiner Laienzunge während meines Besuchs in Brieg Grund und Anlaß vollauf gefunden, diesem Lobe in vollem Umfang beizustimmen. Angeführt mag es noch werden, daß der Weinberg auch noch genügenden Raum zum gleichzeitigen Betriebe anderer lohnender Neben- oder Zwischenkulturen gewährt. So zieht Herr Haupt zwischen je zwei Rebstöcken noch immer einen Rosenstock, der im April und Mai die reichste Blüthenfülle bietet, und an den Ost- und Westwänden Pfirsiche an Spalieren, deren Blüthenpracht im April dem Innern dieses gläsernen Weinpalastes ein Aussehen von märchenhaftem Reiz verleihen muß.

„Mögen jene lockenden Zukunftsbilder, welche der Herr und Begründer dieses Weinbergs uns entwirft, in nicht zu ferner Zeit zur Wirklichkeit und damit der edle Wein zum wirklichen, Jedem zugänglichen „Nationalgetränk der Deutschen“ werden! Es spricht ernstlich nichts dagegen, daß es geschehe, daß man künftig, obs Jahr und Wetter schlecht, ob gut, fröhlich der Traube Blut, der immer gut gerathenen und der überall im Vaterlande gleich edel erzeugten, trinke, und „wo sonst nur dürre Haide war, nun Freudenquell genieße“.

Der Enthusiasmus, mit dem der Berichterstatter diesen künstlichen „Weinberg“ in einem ernsten Blatte beschreibt, beweist den tiefen Eindruck, den diese großartige künstliche Kulturanlage auf ihn gemacht hat. Nichts hindert aber, daß gleiche und ähnliche Anlagen, nur in viel großartigerem Maßstabe, für die verschiedensten Kulturen eingerichtet werden, so daß wir uns für viele Bodenprodukte den Luxus einer doppelten Ernte verschaffen könnten

Heute sind alle diese Unternehmungen in erster Linie eine Frage der „Rentabilität“ und ihre Produkte sind nur den Privilegirten der Gesellschaft zugängig, die sie bezahlen können. Eine sozialistische Gesellschaft kennt keine andere Frage, als die nach genügenden Arbeitskräften, und sind diese da, so wird das Werk zum Vortheil Aller vollbracht.

Die höchste Entwicklung des Bodenertrags und seine Erhaltung in fruchtbarem Zustande hängt in erster Linie von genügenden Dungstoffen ab, es wird also die Gewinnung und Aufbewahrung derselben auch für die neue Gesellschaft eine der wichtigsten Aufgaben sein.*)

Dünger ist für den Boden genau dasselbe, was für den Menschen die Nahrung, und zwar ist für den Boden ebensowenig jeder Dünger gleichwerthig, wie für den Menschen jede Nahrung gleich nahrhaft ist. Es müssen dem Boden genau diejenigen chemischen Bestandtheile zugeführt werden, die er durch die Entnahme einer Ernte eingebüßt hat, und es müssen ihm solche chemische Bestandtheile in verstärktem Quantum zugeführt werden, die der Anbau einer bestimmten Pflanzengattung vorzugsweise erfordert. Daher wird das

*) Es giebt ein Rezept für die Fruchtbarkeit der Felder, und für die ewige Dauer ihrer Erträge; wenn dieses Mittel seine folgerichtige Anwendung findet, so wird es sich lohnender erweisen als alle, welche jemals die Landwirthschaft sich erworben hat; es besteht in Folgendem: „Ein jeder Landwirth, der einen Sack Getreide nach der Stadt fährt, oder einen Zentner Raps oder Rüben, Kartoffeln ꝛc., sollte, wie der chinesische Kuli, ebensoviel (womöglich mehr) von den Bodenbestandtheilen seiner Feldfrüchte wieder aus der Stadt mitnehmen und dem Feld geben, dem er sie genommen hat; er soll eine Kartoffelschale und einen Strohhalm nicht verachten, sondern daran denken, daß die Schale einer seiner Kartoffeln und der Halm einer seiner Aehren fehlt. Seine Ausgabe für diese Einfuhr ist gering und ihre Anlage sicher, eine Sparkasse ist nicht sicherer und kein Kapital verbirgt ihm eine höhere Rente; die Oberfläche seines Feldes wird sich in ihrem Ertrag in zehn Jahren schon verdoppeln, er wird mehr Korn, mehr Fleisch und mehr Käse erzeugen, ohne mehr an Arbeit und Zeit zuzusetzen, und er wird nicht in ewiger Unruhe wegen neuer unbekannter Mittel sein, die es nicht giebt, um sein Feld in anderer Weise fruchtbar zu erhalten ... Alle Knochen, Ruß, Asche, ausgelaugt und unausgelaugt, das Blut der Thiere, und Abfälle aller Art sollten in Anstalten gesammelt und für die Versendung zubereitet werden ... Die Regierungen und Polizeibehörden in den Städten sollten Sorge dafür tragen, daß durch eine zweckmäßige Einrichtung der Latrinen und Cloaken einem Verlust an diesen Stoffen vorgebeugt werde.“ Liebig: „Chemische Briefe.“

Studium der Chemie und ihre praktische Anwendung eine heute noch ungekannte Ausdehnung erlangen.

Nun erhalten die thierischen und menschlichen Abfallstoffe vorzugsweise die chemischen Bestandtheile, die für die Wiedererzeugung menschlicher Nahrung am Geeignetsten sind. Es muß also die vollkommenste Gewinnung und zweckmäßigste Vertheilung derselben erlangt zu werden suchen. Darin wird heute ungeheuer gesündigt. Besonders sind es die Städte und Industrieorte aller Größen, die massenhaft Nahrungsmengen erhalten, aber die kostbaren Auswurf- und Abfallstoffe nur zum allergeringsten Theil dem Boden wieder zuführen.*) Die Folge ist, daß alle von den Städten und Industrieorten entfernter gelegenen Güter, die alljährlich den größten Theil ihrer Produkte in dieselben führen, empfindlich an Dungstoffen Mangel leiden — denn die Dungstoffe des auf den Gütern vorhandenen Menschen- und Viehbestandes genügen nicht, weil dieser Bestand nur einen kleinen Theil der Bodenernte konsumirt — und so greift ein Raubbausystem Platz, das den Boden entkräftet, die Ernten vermindert, die Preise der Lebensmittel steigert. Alle Länder, die hauptsächlich Bodenprodukte ausführen, aber keine Dungstoffe zurückerhalten, gehen nothwendig allmälig an Bodenverarmung zu Grunde, so Ungarn, Rußland, die Donaufürstenthümer, Amerika ꝛc. Künstliche Dungstoffe, besonders Guano, ersetzen zwar den thierischen und menschlichen Dünger, aber viele Landbauer können ihn in genügenden Mengen nicht anschaffen, weil er theuer ist, und auf alle Fälle ist

*) „Jeder Kuli (in China), welcher des Morgens seine Produkte auf den Markt gebracht hat, bringt am Abend zwei Kübel voll von Dünger an einer Bambusstange heim. Die Schätzung des Düngers geht so weit, daß Jedermann weiß, was ein Tag, ein Monat, ein Jahr von einem Menschen abwirft, und der Chinese betrachtet es als mehr denn eine Unhöflichkeit, wenn der Gastfreund sein Haus verläßt und ihm einen Vortheil verträgt, auf den er durch seine Bewirthung einen gerechten Anspruch zu haben glaubt .... Eine jede Substanz, die von Pflanzen oder Thieren stammt, wird von dem Chinesen sorgfältig gesammelt und in Dünger verwandelt .... Es reicht hin zu erwähnen, um den Begriff von dem Werth thierischer Abfälle vollständig zu machen, daß die Barbiere die Abfälle der Bärte und Köpfe, welche bei hunderten von Millionen Köpfen, die täglich rasirt werden, schon etwas ausmachen, sorgfältig zusammenhalten und Handel damit treiben; der Chinese ist mit der Wirkung des Gypses und Kalkes vertraut und es kommt häufig vor, daß sie den Bewurf der Küchen erneuern, blos um den alten als Dünger zu verwerthen. Liebig: „Chemische Briefe".

es die verkehrte Welt, Dünger tausende von Meilen herbeizutransportiren, während man ihn in der allernächsten Nähe zu Grunde gehen läßt. Nach Heiden scheidet ein gesunder, erwachsener Mensch durchschnittlich jährlich 48,8 Kilogramm fester und 488 Kilogramm flüssiger Exkremente aus. Diese Stoffe repräsentiren nach dem heutigen Stande der Dinge, wenn sie ohne Werthverluste durch Ausdünstung ꝛc. verwendet werden können, einen Geldwerth von 11,8 Mark. Nehmen wir die Bevölkerungszahl Deutschlands zu rund 48 Millionen Köpfen an und rechnen wir den Geldwerth der Exkremente eines Menschen mit durchschnittlich 8 Mark, so ergiebt sich eine Werthsumme von 384 Millionen Mark, die bei den gegenwärtig vorhandenen mangelhaften Sammeleinrichtungen und bei der vollständigen Unkenntniß des Werthes dieser Stoffe, bei dem größten Theile der Bevölkerung zu einem sehr großen Theil dem Ackerbau verloren gehen.

Heute liegt die große Schwierigkeit, diese Stoffe voll auszunützen, wesentlich mit an der Herstellung zweckmäßiger, umfassender Sammelvorrichtungen und in den hohen Transportkosten. Die Kosten für Dungstoffe aus den Städten kommen heute vergleichsweise höher, wie die Herbeischaffung des Guanos von weit entlegenen überseeischen Düngerstätten, die aber natürlich in demselben Maße an Bestand abnehmen, wie die erzwungene Nachfrage sich vermehrt.

Die Summen, die gegenwärtig für Dungstoffe verausgabt werden müssen, sind enorme. Deutschland giebt jährlich 80—100 Millionen Mark ans Ausland dafür aus, wohingegen sicher das vierfache dieser Summe im Lande vergeudet wird.*) Man bedenke, daß jeder Mensch nicht viel weniger an Dungstoff jährlich abgiebt, als zur Düngung eines Feldes gebraucht wird, auf dem Nahrungsmittel genügend für einen Menschen gebaut werden können, und der enorme Verlust ist klar. Ein großer Theil der Exkremente aus den Städten wird unsern Flüssen und Strömen zugeführt, verschmutzt und verpestet dieselben. Dazu kommen die Abfälle der Küche, der Gewerbe und Industrien, die zu dem gleichen Zweck verwendbar, oft leichtfertig vergeudet werden.

Sicher wird die neue Gesellschaft auch hier Mittel und Wege finden, die den hochwichtigen Zweck möglichst vollkommen erreichen.

---

*) Carl Schober: „Vortrag über landwirthschaftliche, kommunale und volkswirthschaftliche Bedeutung der städtischen Abfallstoffe ꝛc." Berlin, 1877.

Was heute nach dieser Richtung geleistet wird, ist Flickwerk, unzulänglich nach jeder Richtung. Als Beispiel dienen die äußerst kostspieligen Kanalisationen und Rieselfelder-Anlagen der deutschen Reichshauptstadt, über deren Werth die Sachverständigen sehr getheilter Meinung sind. Die neue Gesellschaft wird diese Frage leichter lösen und zwar zunächst mit dadurch, daß die großen Städte allmälig sich aufheben und die Bevölkerung sich dezentralisirt.

Niemand wird unsere heutige Großstädtebildung für ein gesundes Produkt ansehen. Das gegenwärtige Industrie- und Wirthschaftssystem zieht beständig große Massen der Bevölkerung nach den größeren Städten.*) Dort ist der Hauptsitz der Industrie und des Handels, dort laufen die Verkehrswege zusammen, dort sitzen die Inhaber der großen Vermögen, die Zentralbehörden, die Militärkommandos, die höheren Gerichte. Dort giebt es die großen Bildungsanstalten, die Künstlerakademien, die großen Bildungs-, Vergnügungs- und Unterhaltungsorte, Sammlungen, Ausstellungen, Museen, Theater, Konzertsäle ꝛc. Tausende zieht der Beruf, Tausende das Vergnügen, noch mehr Tausende die Hoffnung auf leichten Verdienst und angenehmen Lebensunterhalt hin.

---

*) Nach den bis jetzt vorliegenden vorläufigen Resultaten der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 hatte Deutschland 26 Großstädte mit je über 100 000 Einwohnern. 1871 hatte es deren nur 8 und war die Bevölkerungszahl derselben entsprechend geringer. Berlin zählte 1871 rund 826 000 Einwohner, 1890 1 574 000, es war also nahezu um das Doppelte gewachsen. Eine Anzahl dieser Großstädte sah sich genöthigt, die vor ihren Thoren liegenden industriereichen Vororte, die an sich schon der Bevölkerungszahl nach Städte bildeten, in den Städteverband aufzunehmen, wodurch ihre Bevölkerungszahl mit einem Schlage ganz bedeutend stieg. So wuchs in dem Zeitraum von 1885—1890 Leipzig von 170 000 auf 353 000, Köln von 161 000 auf 282 000, Magdeburg von 114 000 auf 201 000 Einwohner u. s. w. Daneben nahmen auch die meisten derjenigen Städte in diesem fünfjährigen Zeitraum erheblich an Einwohnern zu, die keine Vororte inkorporirten. So wuchs München von 270 000 auf 345 000, Breslau von 299 000 auf 335 000, Dresden von 246 000 auf 276 000, Frankfurt a. M. von 154 000 auf 180 000, Hannover von 140 000 auf 163 000, Düsseldorf von 115 000 auf 146 000, Nürnberg von 115 000 auf 142 000, Chemnitz von 111 000 auf 139 000 Einwohner u. s. w. Zum Theil ähnliche Steigerungen weisen die Mittelstädte zwischen 50 000 und 100 000 Einwohner auf. Dagegen werden die Nachrichten vom Lande ganz anders lauten, wie schon aus theilweise bekannt gewordenen Zahlen hervorgeht.

Aber diese Großstadtbildung macht, bildlich gesprochen, Einem den Eindruck eines Menschen, dessen Bauchumfang beständig zunimmt, wohingegen die Beine immer dünner werden, und schließlich die Last nicht mehr tragen können. Ringsum, in unmittelbarer Nähe dieser Städte, nehmen sämmtliche Dörfer ebenfalls einen städtischen Charakter an, eine ungeheure Masse Proletariat sammelt sich darin. Die meist gänzlich vermögenslosen Gemeinden müssen die Steuerkraft aufs äußerste anspannen und können doch nicht den gestellten Anforderungen genügen. Schließlich an die Großstadt und diese an sie herangerückt, fliegen sie wie ein der Sonne zu nahe gekommener Planet in diese hinein, ohne damit gegenseitig ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Diese werden im Gegentheil immer schlechter durch die Anhäufung der Massen in überfüllten Wohnungen. Diese in der gegenwärtigen Entwicklung nothwendigen, gewissermaßen die Revolutionszentren bildenden Massenansammlungen haben in der neuen Gesellschaft ihren Zweck erfüllt. Ihre allmälige Auflösung ist nothwendig, indem die Bevölkerung jetzt umgekehrt von den großen Städten auf das Land wandert, dort neue, den modernen Verhältnissen entsprechende Gemeinden bildet und ihre industrielle Thätigkeit mit der landwirthschaftlichen verbindet.

Sobald die Stadtbevölkerung durch die Um- und Ausgestaltung der Verkehrsmittel, der Produktionseinrichtungen ꝛc., die Möglichkeit hat, Alles was sie an gewohnten Kulturbedürfnissen besitzt, auf das Land zu übertragen, dort also ihre Museen, Theater, Konzertsäle, Lesezimmer, Bibliotheken, Gesellschaftslokale, Bildungsanstalten u. s. w. wiederfindet, wird sie die Wanderung beginnen. Das Leben wird alle Annehmlichkeiten der bisherigen Großstadt ohne ihre Nachtheile erlangen. Die Bevölkerung wird weit gesünder und angenehmer wohnen. Die Landbevölkerung wird sich an der Industrie, die Industriebevölkerung an dem Acker- und Gartenbau betheiligen, eine Abwechslung in der Beschäftigung, die heute nur wenig Menschen genießen, und dann sehr häufig nur unter der Bedingung eines Uebermaßes von Arbeitszeit und Anstrengung.

Wie überall, so arbeitet auch hier die bürgerliche Welt dieser Entwicklung bereits vor, indem von Jahr zu Jahr immer mehr industrielle Unternehmungen auf das Land siedeln. Die ungünstigen Lebensbedingungen der Großstadt, theure Miethen, höhere Löhne zwingen viele Unternehmer dazu, andererseits werden die Großgrund-

verschiedenen Gebiete übertreffen. Die Bodenbewirthschaftung ist seit J. v. Liebig eine Wissenschaft geworden, und zwar eine der ersten und wichtigsten Wissenschaften, die einen Umfang und eine Bedeutung erlangte, wie sehr wenige Gebiete materiell produzirender Thätigkeit. Vergleichen wir aber diese ungeheure Fülle von Fortschritten aller Art mit dem wirklichen Zustand unserer Bodenwirthschaft, so muß konstatirt werden, daß bisher nur ein sehr kleiner Bruchtheil der Privatbesitzer in der Lage war, die Fortschritte einigermaßen richtig auszunutzen, und unter diesen ist natürlich Keiner, der nicht von seinem speziellen Privatinteresse ausgehend gehandelt, dieses allein im Auge gehabt hätte, ohne Rücksicht auf das Allgemeinwohl. Der allergrößte Theil unserer Landwirthe und Gärtner, man kann wohl sagen 98 Proz. derselben, ist gar nicht in der Lage, von all den möglichen Vortheilen Gebrauch machen zu können, und in wie weit es die übrigen thun, hängt einzig von ihrem freien Willen ab. Hier findet die neue Gesellschaft ein theoretisch und praktisch sehr gut vorbereitetes Feld ihrer Thätigkeit, auf dem sie nur zu organisiren und zuzugreifen hat, um vielfach höhere Resultate, als heute erlangt werden, zu gewinnen.

Die Konzentration des Betriebs auf höchster Stufenleiter ausgeführt, schafft an und für sich schon gewaltige Vortheile. Grenzraine, Fahr- und Fußwege zwischen all dem zerstückelten Besitz aufgehoben, ergeben eine Menge neuen Boden: die Anwendung von Maschinen ist mit Vortheil nur auf größeren Flächen möglich; Bodenbearbeitungsmaschinen größten Kalibers in Bewegung gesetzt, durch Chemie und Physik unterstützt, werden heute vollständig unfruchtbaren Boden in fruchtbaren verwandeln und solch Todland giebt es noch überall. Wissenschaftlich betriebene Düngung der Aecker in Verbindung mit gründlicher Umarbeitung, Be- und Entwässerung, wird die Ertragsfähigkeit jeden Landes erheblich steigern; sorgfältigste Auswahl der Samen, Schutz des Landes gegen Unkraut — auch ein Kapitel, in dem heute sehr viel gesündigt wird — steigert weiter die Erträge. Die Besamung, Anpflanzung und Fruchtfolge findet natürlich nur unter dem Gesichtspunkt statt, den höchsten Ertrag an Nährgehalt zu erzeugen. Obst- und Gartenbaukultur werden eine bisher kaum für möglich gehaltene Entwicklung erlangen und ihren Ertrag bedeutend vervielfältigen. Wie unverantwortlich gerade bei uns in Bezug auf Obstzucht gesündigt wird, zeigt ein einziger Blick auf unsere Obstbaumplantagen, die sich meist durch

einen gründlichen Mangel an der nothwendigen Pflege auszeichnen. Dies gilt selbst von der Obstbaumzucht in Ländern, die durch ihren Obstbau einen Namen haben, z. B. von Württemberg. Die Konzentration der Stallungen, Vorrathshäuser, Düngerstätten, der Fütterungseinrichtungen 2c., in deren Einrichtungen und Anlage die großartigsten Fortschritte schon gemacht sind, die aber nur ein winziger Bruchtheil der Bodenbebauer in Anwendung und zur Ausnutzung bringen kann, werden, wenn allgemein eingeführt, den Ertrag der Viehzucht erheblich steigern und die Gewinnung der so wichtigen Dungstoffe erleichtern. Alle Maschinen und Geräthe werden aufs Vollkommenste vorhanden sein, was für 49/50 der heutigen Bodenbebauer nicht gilt. Die Gewinnung und Ausnutzung der thierischen Produkte, wie Milch, Eier, Fleisch, Honig, Haare, Wolle, wird wissenschaftlich betrieben. Welche Verbesserungen und Vortheile auf dem Gebiete der Milchausnutzung die großen Molkerei-Genossenschaften gestiftet haben, ist jedem Sachverständigen bekannt, und immer neue Erfindungen und Verbesserungen werden gemacht. Es giebt aber hundert verschiedene Gebiete in der Landwirthschaft, auf welchen Aehnliches und Größeres erreicht werden kann. Die Bestellung der Felder und ihre Aberntung erfolgt durch massenhafte Anwendung von Arbeitskräften unter geschickter Ausnutzung der Witterung in einem Maße, wie heute nirgends möglich. Große Trockenhäuser 2c. ermöglichen die Ernte auch bei ungünstiger Witterung und ersparen die heute stetig vorkommenden Verluste.

Was für Fortschritte die Anwendung künstlicher Wärme und Feuchtigkeit in weiten, gegen ungünstige Witterung geschützten Hallen in der Pflanzen-, Obst- und Blumenzucht ermöglicht, zeigen unsere großen Gärtnereien. Die Blumenläden unserer Großstädte weisen mitten im strengsten Winter einen Blumenflor auf, der mit jenem, den sie im Sommer besitzen, wetteifert. Einen der großartigsten Fortschritte auf dem Gebiete der künstlichen Obstzucht liefert der künstliche „Weinberg" des Gartendirektors Haupt in Brieg i. Schl. Die Einrichtung und die Resultate desselben sind so verlockend, daß wir eine längere Schilderung, wie sie die „Voss. Ztg." vom 27. Sept. 1890 brachte, auszugsweise hier folgen lassen. Darin heißt es:

„Auf einer annähernd quadratischen Bodenfläche von 500 Qm., d. h. 1/5 Morgen, ist das Glashaus von 4,5 bis 5 Meter Höhe errichtet, dessen Wände genau nach Norden, Süden, Osten, Westen orientirt sind. In der Richtung von Süden nach Norden sind

darin zwölf Reihen Doppelspaliere, je 1,8 Meter jedes vom andern entfernt, aufgestellt, welche zugleich dem flach geneigten Dach als Stütze dienen. In ein Erdbeet von 1,25 Meter Tiefe über einer 25 Ztmr. starken Schüttlage, welche ein Netz von Drainröhren mit Vertikalröhren zur Bodenventilation enthält, ein Beet, „dessen sehr schwere Betten durch Zufuhr von Kalk- und Bauschutt, Sand, verrottetem Dünger, Knochenmehl und Kalisalz locker, durchlässig und fruchtbar gemacht sind," pflanzte Herr Haupt an jenen Doppelspalieren 360 Weinstöcke von solchen Sorten, welche im Rheingau die edelsten Rebensäfte liefern, also: weißen und rothen Rießling, Traminer, weißen und blauen Muskateller und Burgunder. Die Ventilation des Raumes wird außer durch mehrere Oeffnungen in den Seitenwänden durch 20 Meter lange große Klappen im Dach bewerkstelligt, welche durch eine eiserne, mit Schraubenspindel und Kurbel versehene Hebelvorrichtung geschlossen und geöffnet und in jeder Lage sturmsicher festgestellt werden können. Zur Bewässerung der Stöcke dienen 26 Brausen, die an 1,25 Meter langen, von einer Hochwasserleitung herunter hängenden Gummischläuchen von 2 Ztm. lichter Weite befestigt sind. Doch noch ein anderes, wahrhaft geistreich erfundenes Mittel zur raschen und gründlichen Bewässerung führte Herr Haupt in seiner „Weinhalle" und seinem „Weinberg" ein: den künstlichen Regenerzeuger. In der Höhe unter dem Dach liegen vier lange kupferne Rohrstränge, die in Entfernungen von einem halben Meter fein gelocht sind. Die durch diese Oeffnungen nach oben austretenden aufsteigenden feinen Wasserstrahlen treffen gegen kleine runde Siebe aus Fenstergaze, und werden beim Durchtritt durch dieselben zu feinen Fontainen zerstäubt: Ein tüchtiges Durchspritzen mittelst der Gummischläuche erfordert immer einige Stunden; aber nur einen Hahn braucht man zu öffnen, und im ganzen weiten Hause rieselt ein sanfter, erfrischender Regen aus der Höhe auf Rebstöcke, Erdreich und Granitplattenstege gleichmäßig hernieder. Die ohne jede etwaige künstliche Heizung einzig durch die natürlichen Eigenschaften des Glashauses bewirkte Steigerung der Temperatur läßt sich auf 8—10 Gr. R. über die der äußeren Luft bringen. Um die Stöcke vor dem verderblichsten und gefährlichsten Gegner, der Reblaus, falls sie sich einmal zeigen sollte, zu schützen, genügt es, die Drainröhren zu schließen und alle Hähne der Wasserleitung zu öffnen. Der dadurch bewirkten Unterwassersetzung der Stöcke widersteht dieser Feind bekanntlich nicht. Gegen

Sturm, Kälte, Fröste, überflüssigen Regen schützen den künstlichen Weinberg Glasdach und Wände; gegen etwaigen Hagelschlag seine Drahtgitter über denselben; gegen Dürre und Trockenheit die künstliche Regenvorrichtung. Der Winzer eines solchen „Weinbergs" ist sein eigener Wettermacher und kann der Gefahren aller der unberechenbaren Launen und Tücken der „gleichgiltigen" oder grausamen Natur lachen, welche die Frucht aller Mühen und Arbeiten des Weinbauers mit Vernichtung bedrohen.

„Was Herr Haupt erwartet hatte, traf denn auch vollkommen ein. Die Weinstöcke gediehen in dem gleichmäßigen warmen Klima vortrefflich. Die Trauben reiften bis zur vollen Edelreife aus und ergaben schon im Herbst 1885 einen Most, der an reichlichem Zucker- und geringem Säuregehalt den im Rheingau allgemein erzielten Mosten nicht nachstand. Ebenso gediehen die Trauben im nächsten Jahre und in dem ungünstigen Jahre 1887 vortrefflich. In diesem Raum lassen sich, wenn die Stöcke ihre volle Höhe von 5 M. erreicht haben und bis zur Spitze Trauben in strotzender Fülle tragen, jährlich etwa 20 Hektol. Wein erzeugen und die Selbstkosten einer Flasche edeln Weins werden nicht mehr als 40 Pf. betragen.

„Kein Umstand ist abzusehen, welcher den vollständig fabrikmäßigen Betrieb dieser neuen, die höchsten und gleichmäßigsten Erträge verheißenden Weinbaus im Großen verhindern könnte. Glashäuser von solcher Art wie hier über einer Bodenfläche von 1/6 Morgen lassen sich mit gleichen Ventilations- und Bewässerungs-, Drainage- und Regen-Einrichtungen zweifellos auch über morgengroßen Grundstücken errichten. Auch in ihnen wird die Vegetation schon einige Wochen früher beginnen als im Freien, werden die Reben gegen Maifröste, Regen, Kälte während der Blüthe, gegen Dürre während des Wachsthums der Beeren, gegen naschende Vögel und Traubendiebe, gegen Nässe während des Reifens, gegen die Reblaus während des ganzen Jahres geschützt sein und bis November, Dezember am Stock hängen. In seinem 1888 dem ihn besuchenden Verein zur Beförderung des Gartenbaus gehaltenen Vortrag, dem ich in dieser Schilderung des Haupt'schen „Weinbergs" manches Technische entnommen habe, eröffnete der Erfinder und Begründer desselben zum Schluß noch diese lockende Perspektive in die Zukunft: Da nun dieser Weinbau in ganz Deutschland, namentlich aber auch auf sonst unfruchtbarem, sandigem und steinigem Boden (wie z. B. dem schlechtesten märkischen), der urbar gemacht und bewässert

werden kann, möglich ist, so erhellt daraus das große Landeskulturinteresse, welches der „Weinbau unter Glas“ bietet. Ich möchte diese Kultur als „Weinbau der Zukunft“ bezeichnen.

„Ebenso wie Herr Haupt den praktischen Beweis geführt hat, daß auf diesem Wege eine enorme Fülle der schönsten, gesundesten Trauben dem Weinstock abgewonnen werden könne, hat er auch durch eigenes Keltern derselben bewiesen, welchen vortrefflichen, süffigen Wein, welchen edlen Tropfen dieselben liefern. Gründlichere, erfahrenere, sachverständigere und erprobtere Weintrinker und Kenner als ich, haben dem 88er Rießling und 89er Traminer und Muskateller und dem 88er Burgunder, die aus den Trauben dieses Weinbergs gekeltert wurden, nach strengster Prüfung ein enthusiastisches Lob gespendet; und ich habe in meinem Laienverstande und mit meiner Laienzunge während meines Besuchs in Brieg Grund und Anlaß vollauf gefunden, diesem Lobe in vollem Umfang beizustimmen. Angeführt mag es noch werden, daß der Weinberg auch noch genügenden Raum zum gleichzeitigen Betriebe anderer lohnender Neben- oder Zwischenkulturen gewährt. So zieht Herr Haupt zwischen je zwei Rebstöcken noch immer einen Rosenstock, der im April und Mai die reichste Blüthenfülle bietet, und an den Ost- und Westwänden Pfirsiche an Spalieren, deren Blüthenpracht im April dem Innern dieses gläsernen Weinpalastes ein Aussehen von märchenhaftem Reiz verleihen muß.

„Mögen jene lockenden Zukunftsbilder, welche der Herr und Begründer dieses Weinbergs uns entwirft, in nicht zu ferner Zeit zur Wirklichkeit und damit der edle Wein zum wirklichen, Jedem zugänglichen „Nationalgetränk der Deutschen“ werden! Es spricht ernstlich nichts dagegen, daß es geschehe, daß man künftig, obs Jahr und Wetter schlecht, ob gut, fröhlich der Traube Blut, der immer gut gerathenen und der überall im Vaterlande gleich edel erzeugten, trinke, und „wo sonst nur dürre Haide war, nun Freudenquell genieße“.

Der Enthusiasmus, mit dem der Berichterstatter diesen künstlichen „Weinberg“ in einem ernsten Blatte beschreibt, beweist den tiefen Eindruck, den diese großartige künstliche Kulturanlage auf ihn gemacht hat. Nichts hindert aber, daß gleiche und ähnliche Anlagen, nur in viel großartigerem Maßstabe, für die verschiedensten Kulturen eingerichtet werden, so daß wir uns für viele Bodenprodukte den Luxus einer doppelten Ernte verschaffen könnten

Heute sind alle diese Unternehmungen in erster Linie eine Frage der „Rentabilität“ und ihre Produkte sind nur den Privilegirten der Gesellschaft zugängig, die sie bezahlen können. Eine sozialistische Gesellschaft kennt keine andere Frage, als die nach genügenden Arbeitskräften, und sind diese da, so wird das Werk zum Vortheil Aller vollbracht.

Die höchste Entwicklung des Bodenertrags und seine Erhaltung in fruchtbarem Zustande hängt in erster Linie von genügenden Dungstoffen ab, es wird also die Gewinnung und Aufbewahrung derselben auch für die neue Gesellschaft eine der wichtigsten Aufgaben sein.*)

Dünger ist für den Boden genau dasselbe, was für den Menschen die Nahrung, und zwar ist für den Boden ebensowenig jeder Dünger gleichwerthig, wie für den Menschen jede Nahrung gleich nahrhaft ist. Es müssen dem Boden genau diejenigen chemischen Bestandtheile zugeführt werden, die er durch die Entnahme einer Ernte eingebüßt hat, und es müssen ihm solche chemische Bestandtheile in verstärktem Quantum zugeführt werden, die der Anbau einer bestimmten Pflanzengattung vorzugsweise erfordert. Daher wird das

*) Es giebt ein Rezept für die Fruchtbarkeit der Felder, und für die ewige Dauer ihrer Erträge; wenn dieses Mittel seine folgerichtige Anwendung findet, so wird es sich lohnender erweisen als alle, welche jemals die Landwirthschaft sich erworben hat; es besteht in Folgendem: „Ein jeder Landwirth, der einen Sack Getreide nach der Stadt fährt, oder einen Zentner Raps oder Rüben, Kartoffeln 2c., sollte, wie der chinesische Kuli, ebensoviel (womöglich mehr) von den Bodenbestandtheilen seiner Feldfrüchte wieder aus der Stadt mitnehmen und dem Feld geben, dem er sie genommen hat; er soll eine Kartoffelschale und einen Strohhalm nicht verachten, sondern daran denken, daß die Schale einer seiner Kartoffeln und der Halm einer seiner Aehren fehlt. Seine Ausgabe für diese Einfuhr ist gering und ihre Anlage sicher, eine Sparkasse ist nicht sicherer und kein Kapital verbirgt ihm eine höhere Rente; die Oberfläche seines Feldes wird sich in ihrem Ertrag in zehn Jahren schon verdoppeln, er wird mehr Korn, mehr Fleisch und mehr Käse erzeugen, ohne mehr an Arbeit und Zeit zuzusetzen, und er wird nicht in ewiger Unruhe wegen neuer unbekannter Mittel sein, die es nicht giebt, um sein Feld in anderer Weise fruchtbar zu erhalten ... Alle Knochen, Ruß, Asche, ausgelaugt und unausgelaugt, das Blut der Thiere, und Abfälle aller Art sollten in Anstalten gesammelt und für die Versendung zubereitet werden ... Die Regierungen und Polizeibehörden in den Städten sollten Sorge dafür tragen, daß durch eine zweckmäßige Einrichtung der Latrinen und Cloaken einem Verlust an diesen Stoffen vorgebeugt werde.“ Liebig: „Chemische Briefe.“

Studium der Chemie und ihre praktische Anwendung eine heute noch ungekannte Ausdehnung erlangen.

Nun erhalten die thierischen und menschlichen Abfallstoffe vorzugsweise die chemischen Bestandtheile, die für die Wiedererzeugung menschlicher Nahrung am Geeignetsten sind. Es muß also die vollkommenste Gewinnung und zweckmäßigste Vertheilung derselben erlangt zu werden suchen. Darin wird heute ungeheuer gesündigt. Besonders sind es die Städte und Industrieorte aller Größen, die massenhaft Nahrungsmengen erhalten, aber die kostbaren Auswurf- und Abfallstoffe nur zum allergeringsten Theil dem Boden wieder zuführen.*) Die Folge ist, daß alle von den Städten und Industrieorten entfernter gelegenen Güter, die alljährlich den größten Theil ihrer Produkte in dieselben führen, empfindlich an Dungstoffen Mangel leiden — denn die Dungstoffe des auf den Gütern vorhandenen Menschen- und Viehbestandes genügen nicht, weil dieser Bestand nur einen kleinen Theil der Bodenernte konsumirt — und so greift ein Raubbausystem Platz, das den Boden entkräftet, die Ernten vermindert, die Preise der Lebensmittel steigert. Alle Länder, die hauptsächlich Bodenprodukte ausführen, aber keine Dungstoffe zurückerhalten, gehen nothwendig allmälig an Bodenverarmung zu Grunde, so Ungarn, Rußland, die Donaufürstenthümer, Amerika ꝛc. Künstliche Dungstoffe, besonders Guano, ersetzen zwar den thierischen und menschlichen Dünger, aber viele Landbauer können ihn in genügenden Mengen nicht anschaffen, weil er theuer ist, und auf alle Fälle ist

*) „Jeder Kuli (in China), welcher des Morgens seine Produkte auf den Markt gebracht hat, bringt am Abend zwei Kübel voll von Dünger an einer Bambusstange heim. Die Schätzung des Düngers geht so weit, daß Jedermann weiß, was ein Tag, ein Monat, ein Jahr von einem Menschen abwirft, und der Chinese betrachtet es als mehr denn eine Unhöflichkeit, wenn der Gastfreund sein Haus verläßt und ihm einen Vortheil verträgt, auf den er durch seine Bewirthung einen gerechten Anspruch zu haben glaubt .... Eine jede Substanz, die von Pflanzen oder Thieren stammt, wird von dem Chinesen sorgfältig gesammelt und in Dünger verwandelt .... Es reicht hin zu erwähnen, um den Begriff von dem Werth thierischer Abfälle vollständig zu machen, daß die Barbiere die Abfälle der Bärte und Köpfe, welche bei hunderten von Millionen Köpfen, die täglich rasirt werden, schon etwas ausmachen, sorgfältig zusammenhalten und Handel damit treiben; der Chinese ist mit der Wirkung des Gypses und Kalkes vertraut und es kommt häufig vor, daß sie den Bewurf der Küchen erneuern, blos um den alten als Dünger zu verwerthen. Liebig: „Chemische Briefe".

es die verkehrte Welt, Dünger tausende von Meilen herbeizutransportiren, während man ihn in der allernächsten Nähe zu Grunde gehen läßt. Nach Heiden scheidet ein gesunder, erwachsener Mensch durchschnittlich jährlich 48,8 Kilogramm fester und 438 Kilogramm flüssiger Exkremente aus. Diese Stoffe repräsentiren nach dem heutigen Stande der Dinge, wenn sie ohne Werthverluste durch Ausdünstung ꝛc. verwendet werden können, einen Geldwerth von 11,8 Mark. Nehmen wir die Bevölkerungszahl Deutschlands zu rund 48 Millionen Köpfen an und rechnen wir den Geldwerth der Exkremente eines Menschen mit durchschnittlich 8 Mark, so ergiebt sich eine Werthsumme von 384 Millionen Mark, die bei den gegenwärtig vorhandenen mangelhaften Sammeleinrichtungen und bei der vollständigen Unkenntniß des Werthes dieser Stoffe, bei dem größten Theile der Bevölkerung zu einem sehr großen Theil dem Ackerbau verloren gehen.

Heute liegt die große Schwierigkeit, diese Stoffe voll auszunützen, wesentlich mit an der Herstellung zweckmäßiger, umfassender Sammelvorrichtungen und in den hohen Transportkosten. Die Kosten für Dungstoffe aus den Städten kommen heute vergleichsweise höher, wie die Herbeischaffung des Guanos von weit entlegenen überseeischen Düngerstätten, die aber natürlich in demselben Maße an Bestand abnehmen, wie die erzwungene Nachfrage sich vermehrt.

Die Summen, die gegenwärtig für Dungstoffe verausgabt werden müssen, sind enorme. Deutschland giebt jährlich 80—100 Millionen Mark ans Ausland dafür aus, wohingegen sicher das vierfache dieser Summe im Lande vergeudet wird.*) Man bedenke, daß jeder Mensch nicht viel weniger an Dungstoff jährlich abgiebt, als zur Düngung eines Feldes gebraucht wird, auf dem Nahrungsmittel genügend für einen Menschen gebaut werden können, und der enorme Verlust ist klar. Ein großer Theil der Exkremente aus den Städten wird unsern Flüssen und Strömen zugeführt, verschmutzt und verpestet dieselben. Dazu kommen die Abfälle der Küche, der Gewerbe und Industrien, die zu dem gleichen Zweck verwendbar, oft leichtfertig vergeudet werden.

Sicher wird die neue Gesellschaft auch hier Mittel und Wege finden, die den hochwichtigen Zweck möglichst vollkommen erreichen.

---

*) Carl Schober: „Vortrag über landwirthschaftliche, kommunale und volkswirthschaftliche Bedeutung der städtischen Abfallstoffe ꝛc." Berlin, 1877.

Was heute nach dieser Richtung geleistet wird, ist Flickwerk, unzulänglich nach jeder Richtung. Als Beispiel dienen die äußerst kostspieligen Kanalisationen und Rieselfelder-Anlagen der deutschen Reichshauptstadt, über deren Werth die Sachverständigen sehr getheilter Meinung sind. Die neue Gesellschaft wird diese Frage leichter lösen und zwar zunächst mit dadurch, daß die großen Städte allmälig sich aufheben und die Bevölkerung sich dezentralisirt.

Niemand wird unsere heutige Großstädtebildung für ein gesundes Produkt ansehen. Das gegenwärtige Industrie- und Wirthschaftssystem zieht beständig große Massen der Bevölkerung nach den größeren Städten.*) Dort ist der Hauptsitz der Industrie und des Handels, dort laufen die Verkehrswege zusammen, dort sitzen die Inhaber der großen Vermögen, die Zentralbehörden, die Militärkommandos, die höheren Gerichte. Dort giebt es die großen Bildungsanstalten, die Künstlerakademien, die großen Bildungs-, Vergnügungs- und Unterhaltungsorte, Sammlungen, Ausstellungen, Museen, Theater, Konzertsäle ꝛc. Tausende zieht der Beruf, Tausende das Vergnügen, noch mehr Tausende die Hoffnung auf leichten Verdienst und angenehmen Lebensunterhalt hin.

---

*) Nach den bis jetzt vorliegenden vorläufigen Resultaten der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 hatte Deutschland 26 Großstädte mit je über 100 000 Einwohnern. 1871 hatte es deren nur 8 und war die Bevölkerungszahl derselben entsprechend geringer. Berlin zählte 1871 rund 826 000 Einwohner, 1890 1 574 000, es war also nahezu um das Doppelte gewachsen. Eine Anzahl dieser Großstädte sah sich genöthigt, die vor ihren Thoren liegenden industriereichen Vororte, die an sich schon der Bevölkerungszahl nach Städte bildeten, in den Städteverband aufzunehmen, wodurch ihre Bevölkerungszahl mit einem Schlage ganz bedeutend stieg. So wuchs in dem Zeitraum von 1885—1890 Leipzig von 170 000 auf 353 000, Köln von 161 000 auf 282 000, Magdeburg von 114 000 auf 201 000 Einwohner u. s. w. Daneben nahmen auch die meisten derjenigen Städte in diesem fünfjährigen Zeitraum erheblich an Einwohnern zu, die keine Vororte inkorporirten. So wuchs München von 270 000 auf 345 000, Breslau von 299 000 auf 335 000, Dresden von 246 000 auf 276 000, Frankfurt a. M. von 154 000 auf 180 000, Hannover von 140 000 auf 163 000, Düsseldorf von 115 000 auf 146 000, Nürnberg von 115 000 auf 142 000, Chemnitz von 111 000 auf 139 000 Einwohner u. s. w. Zum Theil ähnliche Steigerungen weisen die Mittelstädte zwischen 50 000 und 100 000 Einwohner auf. Dagegen werden die Nachrichten vom Lande ganz anders lauten, wie schon aus theilweise bekannt gewordenen Zahlen hervorgeht.

Aber diese Großstadtbildung macht, bildlich gesprochen, Einem den Eindruck eines Menschen, dessen Bauchumfang beständig zunimmt, wohingegen die Beine immer dünner werden, und schließlich die Last nicht mehr tragen können. Ringsum, in unmittelbarer Nähe dieser Städte, nehmen sämmtliche Dörfer ebenfalls einen städtischen Charakter an, eine ungeheure Masse Proletariat sammelt sich darin. Die meist gänzlich vermögenslosen Gemeinden müssen die Steuerkraft aufs äußerste anspannen und können doch nicht den gestellten Anforderungen genügen. Schließlich an die Großstadt und diese an sie herangerückt, fliegen sie wie ein der Sonne zu nahe gekommener Planet in diese hinein, ohne damit gegenseitig ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Diese werden im Gegentheil immer schlechter durch die Anhäufung der Massen in überfüllten Wohnungen. Diese in der gegenwärtigen Entwicklung nothwendigen, gewissermaßen die Revolutionszentren bildenden Massenansammlungen haben in der neuen Gesellschaft ihren Zweck erfüllt. Ihre allmälige Auflösung ist nothwendig, indem die Bevölkerung jetzt umgekehrt von den großen Städten auf das Land wandert, dort neue, den modernen Verhältnissen entsprechende Gemeinden bildet und ihre industrielle Thätigkeit mit der landwirthschaftlichen verbindet.

Sobald die Stadtbevölkerung durch die Um- und Ausgestaltung der Verkehrsmittel, der Produktionseinrichtungen ꝛc., die Möglichkeit hat, Alles was sie an gewohnten Kulturbedürfnissen besitzt, auf das Land zu übertragen, dort also ihre Museen, Theater, Konzertsäle, Lesezimmer, Bibliotheken, Gesellschaftslokale, Bildungsanstalten u. s. w. wiederfindet, wird sie die Wanderung beginnen. Das Leben wird alle Annehmlichkeiten der bisherigen Großstadt ohne ihre Nachtheile erlangen. Die Bevölkerung wird weit gesünder und angenehmer wohnen. Die Landbevölkerung wird sich an der Industrie, die Industriebevölkerung an dem Acker- und Gartenbau betheiligen, eine Abwechslung in der Beschäftigung, die heute nur wenig Menschen genießen, und dann sehr häufig nur unter der Bedingung eines Uebermaßes von Arbeitszeit und Anstrengung.

Wie überall, so arbeitet auch hier die bürgerliche Welt dieser Entwicklung bereits vor, indem von Jahr zu Jahr immer mehr industrielle Unternehmungen auf das Land siedeln. Die ungünstigen Lebensbedingungen der Großstadt, theure Miethen, höhere Löhne zwingen viele Unternehmer dazu, andererseits werden die Großgrund-

Was heute nach dieser Richtung geleistet wird, ist Flickwerk, unzulänglich nach jeder Richtung. Als Beispiel dienen die äußerst kostspieligen Kanalisationen und Rieselfelder-Anlagen der deutschen Reichshauptstadt, über deren Werth die Sachverständigen sehr getheilter Meinung sind. Die neue Gesellschaft wird diese Frage leichter lösen und zwar zunächst mit dadurch, daß die großen Städte allmälig sich aufheben und die Bevölkerung sich dezentralisirt.

Niemand wird unsere heutige Großstädtebildung für ein gesundes Produkt ansehen. Das gegenwärtige Industrie- und Wirthschaftssystem zieht beständig große Massen der Bevölkerung nach den größeren Städten.*) Dort ist der Hauptsitz der Industrie und des Handels, dort laufen die Verkehrswege zusammen, dort sitzen die Inhaber der großen Vermögen, die Zentralbehörden, die Militärkommandos, die höheren Gerichte. Dort giebt es die großen Bildungsanstalten, die Künstlerakademien, die großen Bildungs-, Vergnügungs- und Unterhaltungsorte, Sammlungen, Ausstellungen, Museen, Theater, Konzertsäle ꝛc. Tausende zieht der Beruf, Tausende das Vergnügen, noch mehr Tausende die Hoffnung auf leichten Verdienst und angenehmen Lebensunterhalt hin.

---

*) Nach den bis jetzt vorliegenden vorläufigen Resultaten der Volkszählung vom 1. Dezember 1890 hatte Deutschland 26 Großstädte mit je über 100 000 Einwohnern. 1871 hatte es deren nur 8 und war die Bevölkerungszahl derselben entsprechend geringer. Berlin zählte 1871 rund 826 000 Einwohner, 1890 1 574 000, es war also nahezu um das Doppelte gewachsen. Eine Anzahl dieser Großstädte sah sich genöthigt, die vor ihren Thoren liegenden industriereichen Vororte, die an sich schon der Bevölkerungszahl nach Städte bildeten, in den Städteverband aufzunehmen, wodurch ihre Bevölkerungszahl mit einem Schlage ganz bedeutend stieg. So wuchs in dem Zeitraum von 1885—1890 Leipzig von 170 000 auf 353 000, Köln von 161 000 auf 282 000, Magdeburg von 114 000 auf 201 000 Einwohner u. s. w. Daneben nahmen auch die meisten derjenigen Städte in diesem fünfjährigen Zeitraum erheblich an Einwohnern zu, die keine Vororte inkorporirten. So wuchs München von 270 000 auf 345 000, Breslau von 299 000 auf 335 000, Dresden von 246 000 auf 276 000, Frankfurt a. M. von 154 000 auf 180 000, Hannover von 140 000 auf 163 000, Düsseldorf von 115 000 auf 146 000, Nürnberg von 115 000 auf 142 000, Chemnitz von 111 000 auf 139 000 Einwohner u. s. w. Zum Theil ähnliche Steigerungen weisen die Mittelstädte zwischen 50 000 und 100 000 Einwohner auf. Dagegen werden die Nachrichten vom Lande ganz anders lauten, wie schon aus theilweise bekannt gewordenen Zahlen hervorgeht.

Aber diese Großstadtbildung macht, bildlich gesprochen, Einem den Eindruck eines Menschen, dessen Bauchumfang beständig zunimmt, wohingegen die Beine immer dünner werden, und schließlich die Last nicht mehr tragen können. Ringsum, in unmittelbarer Nähe dieser Städte, nehmen sämmtliche Dörfer ebenfalls einen städtischen Charakter an, eine ungeheure Masse Proletariat sammelt sich darin. Die meist gänzlich vermögenslosen Gemeinden müssen die Steuerkraft aufs äußerste anspannen und können doch nicht den gestellten Anforderungen genügen. Schließlich an die Großstadt und diese an sie herangerückt, fliegen sie wie ein der Sonne zu nahe gekommener Planet in diese hinein, ohne damit gegenseitig ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Diese werden im Gegentheil immer schlechter durch die Anhäufung der Massen in überfüllten Wohnungen. Diese in der gegenwärtigen Entwicklung nothwendigen, gewissermaßen die Revolutionszentren bildenden Massenansammlungen haben in der neuen Gesellschaft ihren Zweck erfüllt. Ihre allmälige Auflösung ist nothwendig, indem die Bevölkerung jetzt umgekehrt von den großen Städten auf das Land wandert, dort neue, den modernen Verhältnissen entsprechende Gemeinden bildet und ihre industrielle Thätigkeit mit der landwirthschaftlichen verbindet.

Sobald die Stadtbevölkerung durch die Um- und Ausgestaltung der Verkehrsmittel, der Produktionseinrichtungen ꝛc., die Möglichkeit hat, Alles was sie an gewohnten Kulturbedürfnissen besitzt, auf das Land zu übertragen, dort also ihre Museen, Theater, Konzertsäle, Lesezimmer, Bibliotheken, Gesellschaftslokale, Bildungsanstalten u. s. w. wiederfindet, wird sie die Wanderung beginnen. Das Leben wird alle Annehmlichkeiten der bisherigen Großstadt ohne ihre Nachtheile erlangen. Die Bevölkerung wird weit gesünder und angenehmer wohnen. Die Landbevölkerung wird sich an der Industrie, die Industriebevölkerung an dem Acker- und Gartenbau betheiligen, eine Abwechslung in der Beschäftigung, die heute nur wenig Menschen genießen, und dann sehr häufig nur unter der Bedingung eines Uebermaßes von Arbeitszeit und Anstrengung.

Wie überall, so arbeitet auch hier die bürgerliche Welt dieser Entwicklung bereits vor, indem von Jahr zu Jahr immer mehr industrielle Unternehmungen auf das Land siedeln. Die ungünstigen Lebensbedingungen der Großstadt, theure Miethen, höhere Löhne zwingen viele Unternehmer dazu, andererseits werden die Großgrund-

begründete Kampf ums Dasein auch die daraus entspringenden Kollisionen und Exzesse beseitigt sind, giebt es nichts mehr zu reprimiren, das eine besondere Repressionsgewalt nöthig machte. Der erste Akt, worin der Staat wirklich als Repräsentant der ganzen Gesellschaft auftritt — die Besitzergreifung der Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft, ist zugleich sein letzter Akt als Staat. An die Stelle über die Regierung von Personen tritt die Verwaltung von Sachen, die Leitung von Produktionsprozessen." *)

Mit dem Staat werden nunmehr auch seine Repräsentanten verschwinden: Minister, Parlamente, stehendes Heer, Polizei und Gendarmen, Gerichte, Rechts- und Staatsanwälte, Gefängnißbeamte, die Steuer- und Zollverwaltung, mit einem Wort: der ganze politische Apparat. Kasernen und sonstige Militärbauten, Justiz- und Verwaltungspaläste, Gefängnisse ꝛc. harren jetzt einer besseren Bestimmung. Zehntausende von Gesetzen, Ordonnanzen, Verordnungen sind Makulatur geworden, sie besitzen nur noch kulturhistorischen Werth. Die großen und doch so kleinlichen parlamentarischen Kämpfe, bei denen die Männer der Zunge sich einbilden, durch ihre Reden die Welt zu beherrschen und zu lenken, sind verschwunden, sie haben Verwaltungskollegien und Verwaltungsdelegationen Platz gemacht, die sich mit der besten Einrichtung der Produktion, der Distribution, der Festsetzung der nothwendigen Vorräthe und der Einführung und Verwendung zweckentsprechender Neuerungen in der Kunst, dem Bildungswesen, dem Verkehrswesen, dem Produktionsprozeß ꝛc. zu befassen haben. Das sind alles praktische, sichtbare und greifbare Dinge, denen Jeder objektiv gegenübersteht, weil kein besonderes persönliches Interesse für ihn vorhanden ist. Kein Einzelner hat ein anderes Interesse als die Allgemeinheit, das darin besteht, daß Alles aufs Beste, Zweckmäßigste und Vortheilhafteste für Alle eingerichtet und hergestellt werde.

Die Hunderttausende ehemaliger Repräsentanten des Staats treten in die verschiedensten Berufe über und helfen mit ihrer Intelligenz, ihren geistigen und physischen Kräften den Produktenreichthum und die Annehmlichkeiten der Gesellschaft vermehren. Man kennt künftig weder politische Verbrechen und Vergehen mehr, noch gemeine. Die Diebe sind verschwunden, weil das Privateigenthum verschwunden ist und Jeder in der neuen Gesellschaft seine Bedürf-

*) Friedrich Engels: „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft."

nisse leicht und bequem, gleich allen Andern, durch ehrliche Arbeit befriedigen kann. „Stromer und Vagabonden" existiren ebenfalls nicht mehr, sie sind das Produkt der auf Privateigenthum beruhenden Gesellschaft gewesen, und hören auf zu sein, sobald dieses fällt. Mord? Weshalb? Es kann Keiner am Andern sich bereichern und der Mord aus Haß und Rache hängt immer wieder direkt oder indirekt mit dem heutigen Sozialzustand der Gesellschaft zusammen. Meineid, Urkundenfälschung, Betrug, Erbschleicherei, betrügerischer Bankerott? Das Privateigenthum fehlt, an dem und gegen das diese Verbrechen begangen werden konnten. Brandstiftung? Wer soll daran Freude oder Befriedigung suchen, da die Gesellschaft ihm jede Möglichkeit zum Haß nimmt. Münzverbrechen? „Ach, das Geld ist nur Chimäre", der Liebe Müh' wäre umsonst. Religionsschmähung? Unsinn; man überläßt dem „allmächtigen und allgütigen Gott" zu bestrafen, wer ihn beleidigt, vorausgesetzt, daß man sich um die Existenz Gottes noch streitet.

So sind also alle Fundamente der heutigen „Ordnung" zur Mythe geworden. Die Eltern erzählen den Kindern davon nur noch wie aus alten märchenhaften Zeiten und die Kleinen werden die Köpfe schütteln und das Alles nur schwer begreifen können. Und die Erzählungen der Hetzereien und Verfolgungen, womit man heute die Männer der neuen Ideen überschüttet, sie werden ihnen genau so klingen, als wenn wir gegenwärtig von Ketzer- und Hexenverbrennungen hören. Alle die Namen der „großen" Männer, die damals mit ihren Verfolgungen gegen die neuen Ideen sich hervorthaten und von ihren beschränkten Zeitgenossen mit Beifall überschüttet wurden, sie werden vergessen und verweht sein und höchstens dem Geschichtsforscher aufstoßen, wenn er in alten Werken blättert. Die Bemerkungen, die er dann machen dürfte, wollen wir heute verschweigen, da wir in diesen glücklichen Zeiten, in denen die Menschheit frei athmen darf, leider noch nicht sind.

Und wie mit dem Staat, so geht's mit der Religion. Sie wird nicht „abgeschafft", man wird „Gott nicht absetzen", nicht „den Leuten die Religion aus dem Herzen reißen", und wie die Redensarten alle lauten, womit man heute die atheistisch gesinnten Sozialdemokraten anklagt. Solche Bockstreiche überläßt die Sozialdemokratie den bürgerlichen Ideologen, die in der französischen Revolution diese Mittel versuchten und natürlich elend Schiffbruch litten. Ohne jeden gewaltsamen Angriff und ohne jede Unterdrückung von Meinungen,

welcher Art immer sie sind, wird die Religion allmälig von selbst verschwinden.

Die Religion ist die transzendente Widerspiegelung des jeweiligen Gesellschaftszustandes. In dem Maße, wie die menschliche Entwicklung fortschreitet, die Gesellschaft sich transformirt, transformirt sich auch die Religion. Die herrschenden Klassen suchen dieselbe als Mittel ihrer Herrschaft zu konserviren, was am besten der bekannte Ausspruch beweist: „Dem Volke muß die Religion erhalten werden." Dieses Geschäft wird in einer auf Klassenherrschaft beruhenden Gesellschaft eine wichtige amtliche Funktion. Es bildet sich eine Kaste, die diese Funktion übernimmt und ihren ganzen Scharfsinn darauf richtet, das Gebäude zu erhalten und zu erweitern, weil damit ihre eigene Macht und ihr Ansehen wächst.

Anfangs Fetischismus auf unterster Kulturstufe, in primitiven gesellschaftlichen Verhältnissen, wird die Religion Polytheismus bei höherer Entwicklung, Monotheismus bei noch vorgeschrittenerer Kultur. Es sind nicht die Götter, welche die Menschen erschaffen, es sind die Menschen, die sich die Götter, Gott machen. „Sich selbst (dem Menschen) zum Bilde, zum Ebenbilde schuf er ihn" (den Gott), nicht umgekehrt. Bereits hat sich auch der Monotheismus in einen alles umfassenden, alles durchdringenden Pantheismus aufgelöst und verflüchtigt sich immer mehr. Die Naturwissenschaft machte die „Schöpfung" zur Mythe, die Astronomie, die Mathematik und Physik den „Himmel" zu einem Luftgebilde, die „Sternlein am Himmelszelt", auf denen die „Engelein" thronen, zu Fixsternen und Planeten, deren Natur jedes Engelleben ausschließt.

Die herrschende Klasse, die sich in ihrer Existenz bedroht sieht, klammert sich an die Religion als die Stütze aller Autorität, wie das jede herrschende Klasse bisher so gehalten hat.*) Die Bourgeoisie

*) Wie in dieser Richtung die Alten dachten, zeigen folgende Zitate: „Der Tyrann (der Name für Alleinherrscher im alten Griechenland) muß sich den Schein geben, als nähme er es mit der Religion ungemein ernst. Denn von solchen besorgen die Unterthanen weniger eine ungesetzliche Behandlung, wenn sie den Wandel des Herrschers für gottesfürchtig und fromm zu erkennen glauben, und andererseits unternehmen sie nicht leicht etwas gegen ihn, da er ja die Götter zum Beistand habe." Aristoteles „Politik"; A. wurde 384 vor unserer Zeitrechnung zu Stagira in Macedonien geboren, daher häufig „der Stagirite" genannt.

„Der Fürst muß die guten menschlichen Eigenschaften haben oder noch besser, zu haben scheinen; er muß besonders ganz Fröm-

glaubt selbst nichts, sie selbst hat durch ihre ganze Entwicklung, durch die aus ihrem Schooße hervorgegangene moderne Wissenschaft den Glauben an die Religion und alle Autorität zerstört. Ihr Glaube ist also nur Scheinglaube und die Kirche nimmt die Hilfe der falschen Freundin an, weil sie selbst der Hilfe bedarf. „Die Religion ist für das Volk nöthig."

Für die neue Gesellschaft existiren keine Rücksichten. Der menschliche Fortschritt und die echte, unverfälschte Wissenschaft sind ihr Panier und sie wird dementsprechend handeln. Hat Jemand noch religiöse Bedürfnisse, so mag er sie mit seines Gleichen befriedigen. Die Gesellschaft kümmert sich nicht darum. Um zu leben, muß der Priester in der Gesellschaft arbeiten, und da er auch dabei lernt, so kommt vielleicht auch für ihn die Zeit, wo er einsieht, daß das Höchste zu sein ist: ein Mensch zu sein.

Sittlichkeit und Moral haben mit der Religion nichts zu thun; das Gegentheil behaupten Einfältige oder Heuchler. Sittlichkeit und Moral sind der Ausdruck für Begriffe, welche die Beziehungen der Menschen zu einander und ihre Handlungen gegenseitig regeln, die Religion regelt die Beziehungen der Menschen zu übersinnlichen Wesen. Aber wie die Religion, so entspringen auch die Begriffe über die Moral dem jeweiligen Sozialzustand der Menschen. Der Kannibale betrachtet Menschenfresserei als sehr moralisch; als moralisch sahen Griechen und Römer die Sklaverei an, der Feudalherr des Mittelalters die Leibeigenschaft und Hörigkeit, hochmoralisch erscheint dem modernen Kapitalisten das Lohnarbeitsverhältniß, die Schinderei der Frauen durch Nachtarbeit, die Demoralisation der Kinder durch Fabrikarbeit. Vier Gesellschaftsstufen und vier Moralbegriffe, einer höher als der andere, aber keiner der höchste. Der moralisch höchste Zustand ist unzweifelhaft der, in dem die Menschen

---

migkeit, ganz Religion scheinen. Wenn auch einige ihn durchschauen, so schweigen sie doch still; denn die Staatsmajestät schützt den Fürsten, der dann vermöge dieses Schutzes, wenn es sein Vortheil erheischt, die gegentheiligen Seiten herauskehren kann. Das Gros der Unterthanen wird ihn, weil er bei vielen Gelegenheiten, da es ihm nichts verschlug, Gottesfurcht zeigte, immer für einen ehrenwerthen Mann halten, auch da, wo er gegen Treu und Glauben und gegen die Religion handelte. Im Uebrigen soll der Fürst Kultus und Kirchenthum ganz besonders pflegen." Machiavelli in seiner berühmten Schrift „Der Fürst", 18. Kapitel. M. wurde 1469 zu Florenz geboren.

sich als Freie, Gleiche gegenüberstehen, in dem der höchste Moralgrundsatz: „Was du nicht willst, daß man dir thu', füg' auch keinem andern zu", durch den Zustand der Gesellschaft alle menschlichen Beziehungen unverletzbar durchzieht. Im Mittelalter galt der Stammbaum des Menschen, in der Gegenwart entscheidet sein Besitz, in der Zukunft gilt der Mensch als Mensch. Und die Zukunft, das ist der verwirklichte Sozialismus.

* * *

Der verstorbene Dr. Lasker hielt in den siebenziger Jahren einen Vortrag in Berlin, in dem er zu dem Schlusse gelangte: ein gleiches Bildungsniveau für alle Glieder der Gesellschaft sei möglich.

Nun war aber Herr Lasker ein Antisozialist, ein starrer Anhänger des Privateigenthums und der kapitalistischen Produktionsweise, die Bildungsfrage ist aber heute im eminenten Sinne eine Geldfrage. Unter solchen Verhältnissen ist also ein gleiches Bildungsniveau unmöglich. Einzelne energische Personen, die in verhältnißmäßig günstiger Lage sich befinden, können sich durch Ueberwindung vieler Schwierigkeiten und durch Anwendung großer Energie, die nicht vielen Naturen zu Theil wird, eine höhere Bildung aneignen, die Masse nie, so lange sie in sozialer Unterdrückung und Abhängigkeit lebt.*)

In der neuen Gesellschaft sind die Existenzbedingungen für alle gleich. Bedürfnisse und Neigungen sind verschieden und werden, weil in der Natur des Menschen begründet, verschieden bleiben, aber Jeder kann nach Maßgabe der für Alle gleichen Existenzbedingungen

*) „Ein gewisser Grad von Kultur und Wohlstand ist eine nothwendige äußere Bedingung der Entwicklung des philosophischen Geistes .... Daher finden wir, daß man nur bei den Nationen anfing zu philosophiren, welche sich zu einer beträchtlichen Stufe des Wohlstandes und der Kultur emporgeschwungen hatten." Tennemann. Note bei Buckle, Geschichte der englischen Zivilisation, I. Band, S. 10.

„Materielle und intellektuelle Interessen gehen Hand in Hand. Eins kann ohne das Andere nicht sein. Zwischen beiden findet eine Vereinigung statt wie zwischen Körper und Geist; sie trennen heißt den Tod bringen." v. Thünen, „Der isolirte Staat".

„Das beste Leben sowohl für das Individuum im Besonderen, als für den Staat im Allgemeinen ist dasjenige, in welchem die Tugend auch mit äußeren Gütern soweit ausgestattet ist, daß dadurch eine thätige Theilnahme an schönen und guten Handlungen möglich wird." Aristoteles „Politik".

leben und sich entwickeln. Die uniforme Gleichheit, die man dem Sozialismus andichtet, ist, wie so Vieles, eine Lüge und ein Unsinn. Wollte er sie, er wäre unvernünftig, er käme mit der Natur des menschlichen Wesens selbst in Widerspruch und müßte darauf verzichten, die Gesellschaft nach seinen Prinzipien sich entwickeln zu sehen. Ja, gelänge es ihm selbst, die Gesellschaft zu überrumpeln und in widernatürliche Verhältnisse zu pressen, nur kurze Zeit und diese neuen Verhältnisse, die nur Fesseln sein könnten, würden gesprengt und er wäre für immer gerichtet. Die Gesellschaft entwickelt sich aus sich selbst nach ihren immanenten Gesetzen und sie wird, sobald sie ihre eigenen Entwicklungsgesetze und die des Menschenwesens erkannte, handeln.*)

Eine der Hauptaufgaben der neuen Gesellschaft wird sein, ihre

*) Wenn Herr Eugen Richter in seinen „Irrlehren" die alte abgedroschene Phrase immer wiederkäut, die Sozialisten wollten einen „Zwangsstaat" — daß von einem „Staat" schließlich nicht mehr die Rede ist, dürfte dem Leser unseres Buches klar geworden sein —, so muthet er der Gesellschaft zu, daß sie einen „Staat" oder auch eine Gesellschaftsordnung sich gebe, die wider ihre eigenen Interessen verstößt. Nun läßt sich aber ein neuer, von dem vorhergehenden fundamental verschiedener „Staat" oder eine neue Gesellschaftsordnung unmöglich willkürlich schaffen, das hieße alle Gesetze der Entwicklung, nach denen Staat und Gesellschaft bisher fortschritten und sich weiter entwickeln werden, verkennen und verleugnen. Herr Eugen Richter und seine Glaubensgenossen mögen sich also trösten, hat der Sozialismus die unsinnigen und widernatürlichen Bestrebungen, die sie ihm zuschreiben, so wird er zu Grunde gehen und zwar auch ohne die „Irrlehren" des Herrn Richter. Aber wir glauben, daß es keine Partei giebt, die so klar und logisch auf dem Boden der Entwicklung steht, als die sozialdemokratische.

Ebenso hinfällig wie alle übrigen Einwendungen sind die Bemerkungen des Herrn Eugen Richter: für einen Sozialzustand, wie ihn die Sozialisten wollten, müßten die Menschen „Engel" sein. Nun giebt's aber bekanntlich keine Engel, und wir brauchen auch keine. Einestheils werden die Menschen von den Zuständen, anderntheils die Zustände von den Menschen beeinflußt, und das letztere wird immer mehr der Fall sein, je mehr die Menschen das Wesen der Gesellschaft, die sie selber bilden, kennen lernen und ihre Erfahrungen aus dem Wesen der Gesellschaft zweckbewußt durch entsprechende Umgestaltungen in ihrer Gesellschaftsorganisation anwenden, und das ist Sozialismus. Wir brauchen nicht andere Menschen, aber klügere und einsichtigere Menschen als die meisten heute sind, und um die Menschen kluger und einsichtiger zu machen, agitiren wir, Herr Richter, und veröffentlichen Schriften, wie die vorliegende eine ist.

Nachkommenschaft entsprechend zu erziehen. Jedes Kind, das geboren wird, ob Mädchen oder Knabe, ist ein der Gesellschaft willkommener Zuwachs, weil sie darin die Möglichkeit ihres Fortbestands, ihre eigene Fortentwicklung erblickt; sie empfindet also auch von vornherein die Verpflichtung, für das neue Lebewesen nach ihren Kräften einzutreten. Zunächst ist also die Gebärende, die Säugende, die Mutter der Gegenstand ihrer Sorge. Bequeme Wohnung, angenehme Umgebung, Einrichtungen aller Art, wie sie diesem Stadium der Mutterschaft entsprechen, aufmerksame Pflege für sie und das Kind sind erste Bedingung. Die Mutterbrust dem Kinde zu erhalten, so lange als möglich und nothwendig erscheint, ist selbstverständlich. Moleschott, Sonderegger, alle Hygieniker und Aerzte sind darin einig, daß nichts die Nahrung der Mutter voll ersetzt.*)

Größer geworden, harren seiner die Altersgenossen zu gemeinsamem Spiel und unter gemeinsamer Obhut. Abermals ist vorhanden, was nach dem Stande menschlicher Kenntniß und Einsicht für geistige und körperliche Entwicklung geleistet werden kann. Mit den Spielsälen kommen die Kindergärten, später kommt die spielende Einführung in die Anfänge des Wissens und der menschlichen Thätigkeit. Es kommt die geistige und die körperliche Arbeit, verbunden mit gymnastischen Uebungen und freier Bewegung auf dem Spiel- und Turnplatz, auf der Eisbahn, im Schwimmbad. Uebungsmärsche, Ringkämpfe und Exerzitien für beide Geschlechter folgen sich abwechselnd und ergänzend. Es soll ein gesundes, abgehärtetes, körperlich

*) Diejenigen, die, wie Herr Eugen Richter, sich darüber entrüsten, daß die junge Mutter an einen Aufenthaltsort kommt, an dem sie von Allem umgeben ist, was heute nur der raffinirteste Reichthum ermöglicht, und dieser vermag nicht Alles zu leisten, was eigens eingerichtete Anstalten zu leisten vermögen, wollen wir daran erinnern, daß heute mindestens drei Viertel der Menschen unter primitiven und den allerprimitivsten Verhältnissen und Zuständen geboren werden, unter Verhältnissen, die ein Hohn für unsere Kultur und Zivilisation sind. Und von dem letzten Viertel unserer heutigen Mütter ist wieder nur eine Minorität in der Lage, einigermaßen die Pflege und die Annehmlichkeiten zu genießen, die in diesem Zustande einer Frau zukommen sollen.

Die Mutterschaft der vornehmen Frauen bekommt übrigens einen eigenthümlichen Beigeschmack durch die Thatsache, daß sie die Mutterpflichten so rasch als möglich an eine — proletarische Amme übertragen. Wenn doch unsere Gesellschaft das Heucheln lassen wollte.

und geistig normal entwickeltes Geschlecht herangebildet werden. Die Einführung in die verschiedenen praktischen Thätigkeiten, das Fabrikwesen, die Gartenkultur, den Ackerbau, die ganze Technik des Produktionsprozesses erfolgt Schritt vor Schritt. Darüber wird die geistige Ausbildung in den verschiedenen Wissensgebieten nicht vernachlässigt.

Im Erziehungssystem wird derselbe Reinigungs- und Verbesserungsprozeß wie im Produktionssystem vorgenommen, und so werden eine Menge veralteter, überflüssiger, die geistige und körperliche Entwicklung geradezu hemmender Methoden und Lehrgegenstände, die heute vorhanden sind, fallen. Kenntniß natürlicher Dinge dem natürlichen Verstande zugeführt, werden den Lerntrieb ganz anders anfeuern, als ein Erziehungssystem, bei dem ein Lehrgegenstand sich mit dem andern in Widerspruch bringt und seine Wirkung aufhebt, z. B. daß auf der einen Seite Religion in orthodoxem Sinne gelehrt wird, auf der andern Seite Naturwissenschaft und Naturgeschichte. Dem hohen Kulturstand der Gesellschaft entsprechend, wird die Ausstattung der Lehrräume, der Erziehungseinrichtungen und der Bildungsmittel beschaffen sein. Alle Bildungs- und Lehrmittel, Kleidung, Unterhalt, von der Gesellschaft gestellt, werden keinen Zögling mehr gegen den andern benachtheiligen.*) Hier haben wir denn wieder ein Kapitel, über das unsere bürgerlichen „Ordnungsmänner" ganz entrüstet sind.**) Die Schule solle also zur Kaserne gemacht, den Eltern solle jeder Einfluß auf ihre Kinder genommen sein, rufen sie. Von alledem ist gar keine Rede. Da die Eltern in der künftigen Gesellschaft ein unendlich größeres Maß freier Zeit zur Verfügung haben, als dies bei der ungeheuren Mehrzahl in der heutigen Gesellschaft der Fall ist — wir erinnern an die 10—15stündige Arbeitszeit der Arbeiter,

---

*) Condorcet forderte in seinem Erziehungsplan: „Die Erziehung muß eine unentgeldliche, gleiche, allgemeine, leibliche, geistige, industrielle und politische sein, und muß auf wirkliche thatsächliche Gleichheit abzwecken."

Ebenso Rousseau in seiner „Politischen Oekonomie": „Insonderheit muß die Erziehung eine öffentliche, gleiche und gemeinsame sein, Menschen und Bürger heranbilden."

Auch Aristoteles sagt: „Da der Staat nur einen Zweck hat, so muß es für alle seine Mitglieder auch nur eine und dieselbe Erziehung geben, und die Sorge für diese muß eine Staats- und nicht eine Privatangelegenheit sein."

**) Darunter auch Herr Eugen Richter in seinen „Irrlehren".

der Post-, Bahn-, Gefängniß- und Polizeibeamten ꝛc., an die Inanspruchnahme der Gewerbetreibenden, der Kleinbauern, der Kaufleute, der Militärs ꝛc. —, so können sie, wenn sie wollen, sich ihren Kindern in einem Maße widmen, wie es heute unmöglich ist. Außerdem haben die Eltern die Ordnung des Erziehungswesens vollkommen in der Hand, denn sie bestimmen die Anordnungen und Einrichtungen, die getroffen und eingeführt werden sollen. Wir leben alsdann in einer durch und durch demokratisch verwalteten Gesellschaft.

Andererseits steht fest, daß Kinder am liebsten unter ihres Gleichen sind, mit ihnen lernen und spielen und dabei sich gegenseitig erziehen. Namentlich ist der Einfluß der älteren und größeren Kinder auf die jüngeren und kleineren weit größer als jener der Eltern auf die Kinder. Das führt in glänzender Weise schon Fourier aus.*) Unsere Widersacher thun ferner, als wenn es zu den größten Annehmlichkeiten der Eltern gehöre, die Kinder den ganzen Tag um sich zu haben und sie zu erziehen. In der Wirklichkeit ist es ganz anders. Welche Schwierigkeit und Mühe die Erziehung und die Unterhaltung eines Kindes in der Familie macht, wenn dieselbe nur ein Kind besitzt, wissen diejenigen Eltern am besten zu beurtheilen, die in dieser Lage sind. Mehrere Kinder erleichtern die Erziehung, aber sie verursachen andererseits auch wieder so viel Arbeit und Mühe, daß der Vater und namentlich die Mutter, welche die Hauptlast mit ihnen hat, froh sind, wenn die Schulzeit herangekommen ist und sie einen größeren Theil des Tages die Kinder aus dem Hause bekommen. Hierzu kommt, daß die allermeisten Eltern ihre Kinder nur in sehr untergeordnetem Maße erziehen können. Der sehr großen Mehrzahl der Väter und Mütter fehlt zunächst dazu die Zeit, die ersteren haben ihren Geschäften, die letzteren den Haushaltungsarbeiten nachzugehen, außerdem werden sie durch gesellschaftliche Verpflichtungen in Anspruch genommen. Haben sie aber selbst zur Erziehung die Zeit, so fehlt ihnen in unzähligen Fällen die Fähigkeit dazu. Wie viel Eltern sind denn im Stande, auch wo sie ausnahmsweise die Muße dazu haben, den Bildungsgang ihrer Kinder in der Schule zu verfolgen und ihnen bei ihren häuslichen Schularbeiten an die Hand zu gehen? Unendlich wenige. Die Mutter, die es in

*) Siehe: Charles Fourier. Sein Leben und seine Theorien von Aug. Bebel. Verlag von J. H. W. Dietz, Stuttgart.

einer größeren Zahl von Fällen noch am ehesten könnte, hat nicht die Fähigkeit dazu, weil sie nicht genügend vorgebildet ist. Auch wechseln, wie in allen übrigen Dingen, Lehrmethoden und Lehrstoffe so häufig, daß die Eltern dem Lehrstoff und der Lehrmethode bei ihren Kindern fremd und unbekannt gegenüberstehen.

Weiter sind die häuslichen Einrichtungen der weitaus größten Zahl der Kinder so dürftige, daß sie weder die nöthige Bequemlichkeit, noch die Ordnung, noch die Ruhe finden, ihre Schularbeiten zu Hause zu verrichten oder angemessene Unterhaltung zu finden. Oft fehlt dazu nicht mehr als Alles. Die Wohnung ist eng, überfüllt, große und kleine Geschwister bewegen sich auf dem engsten Raum, das Mobiliar ist dürftig und bietet dem Kinde, das arbeiten will, nicht die geringste Bequemlichkeit. Nicht selten fehlt Licht und Wärme, die Lehr- und Arbeitsmaterialien sind, wenn überhaupt vorhanden, von der schlechtesten Qualität, häufig wühlt auch der Hunger in den Eingeweiden der Kleinen und raubt ihnen Sinn und Lust für ihre Thätigkeit. Daß daneben hunderttausende von Kindern zu allerlei häuslichen und gewerblichen Arbeiten herangezogen werden, die ihnen die Jugend vergällen und sie zur Erledigung ihrer Bildungsaufgaben unfähig machen, muß zur Ergänzung des Bildes ebenfalls angeführt werden. Auch haben häufig die Kinder die Opposition ihrer Eltern zu überwinden, wenn sie sich die Zeit für ihre Schulaufgaben oder für das Spiel nehmen wollen.

Kurz, der Hemmnisse sind so viele, daß, wenn man alle Revue passiren läßt, man sich nur wundern muß, daß die Jugend noch so gut erzogen ist. Ein Beweis für die Gesundheit der Menschennatur und den ihr innewohnenden Drang nach Fortschritt und Vervollkommnung.

Die bürgerliche Gesellschaft erkennt selbst einen Theil dieser Uebel an, indem sie nach Möglichkeit die Jugenderziehung erleichtert. Sie führt die Unentgeldlichkeit des Schulunterrichts ein und gewährt hie und da auch unentgeldlich die Lehrmittel, zwei Dinge, die noch vor wenig Jahren der sächsische Kultusminister den sozialistischen Landtagsabgeordneten gegenüber als „sozialdemokratische Anforderungen" bezeichnete. In Frankreich, in dem nach einer langen Dauer der Vernachlässigung die Volkserziehung um so größere Fortschritte macht, ist man, wenigstens in Paris, noch weiter gegangen und veranlaßte die gemeinsame Speisung der Kinder auf Gemeindekosten, dergestalt, daß die Armen das Essen

unentgeldlich erhalten und die besser situirten Kinder einen geringen Betrag dafür an die Gemeindekasse bezahlen. Das ist also bereits eine ganz kommunistische Einrichtung, die sich zur Zufriedenheit der Eltern und der Kinder aufs Beste bewährt hat.

Ferner wird mehr und mehr in den Schulen eingeführt, daß die sogenannten häuslichen Schularbeiten unter Aufsicht eines Lehrers in der Schule selbst hergestellt werden, weil man die absolute Unzulänglichkeit der in der elterlichen Wohnung vollendeten Schularbeiten erkannte. In dem letzteren Falle ist wieder der reichere Schüler dem ärmeren gegenüber nicht nur durch die äußerliche Lage bevorzugt, sondern auch dadurch, daß Bonnen und Hauslehrer zur Verfügung stehen, die den Schüler unterstützen. Andererseits wird allerdings Faulheit und Liederlichkeit bei dem reichen Schüler dadurch begünstigt, daß der Reichthum, der Luxus und der Ueberfluß der Eltern ihm das Lernen als überflüssig erscheinen lassen, daß ihm oft die moralisch verwerflichsten Beispiele vor Augen kommen, und die Verführung ihm besonders nahe tritt. Wer täglich und stündlich hört und sieht wie Rang, Stand, Geld und Reichthum Alles bedeuten, erlangt ganz absonderliche Begriffe von dem Menschen und seinen Pflichten, von staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen.

Aber uns scheint auch, daß die bürgerliche Gesellschaft gar keine Ursache hat, sich über die kommunistische Kindererziehung zu entrüsten, da sie diese zum Theil selbst für bevorrechtete Kreise, nur in sehr verzerrter Weise, eingeführt hat. Wir erinnern hier an die Kadettenhäuser und die Alumnate, des weiteren an die Seminarien, die Priesterschulen, die Militärwaisenhäuser ꝛc. Hier werden tausende und abertausende von Kindern, zum Theil aus den sog. besseren Ständen, in der einseitigsten und verkehrtesten Weise und in strengster klösterlicher Klausur erzogen und für bestimmte Berufe ausgebildet. Weiter geben gerade die besser situirten Klassen, soweit ihre Glieder als Aerzte, Geistliche, Beamte, Fabrikherren, Gutsbesitzer, Großbauern ꝛc. auf dem Lande oder in kleinen Orten wohnen, woselbst höhere Bildungsanstalten fehlen, ihre Kinder nach den größeren Städten in Pension und bekommen sie während des ganzen Jahres nur in den Ferien zu sehen und auch da nicht immer.

Es ist also ein eigenthümlicher Widerspruch, wenn unsere Widersacher sich über eine kommunistische Kindererziehung und über die Entfremdung der Kinder von den Eltern entrüsten, und diese bereits

selbst, nur in schlechter, verhunzter und absolut falscher und unzulänglicher Weise, zum Theil für ihre eigenen Kinder, eingeführt haben. Ueber die Erziehung der Kinder in den wohlhabenden Klassen durch Ammen, Bonnen, Gouvernanten, Hauslehrer ließe sich ein eigenes Kapitel schreiben, das seltsame Streiflichter auf das häusliche und Familienleben unserer besitzenden Klassen werfen würde. Es würde sich zeigen, daß auch hier überall die Heuchelei herrscht.

Entsprechend dem total veränderten Erziehungssystem, das eben so die körperliche wie die geistige Entwicklung und Ausbildung der Jugend im Auge zu haben hat — und namentlich die heute noch sehr unvollkommenen Einrichtungen für die körperliche Ausbildung zur höchsten Blüthe zu bringen haben wird — muß die Zahl der Lehrkräfte sich steigern. Es muß für die Erziehung des Nachwuchses der Gesellschaft mindestens in ähnlicher Weise gesorgt werden, wie das heute im Militärwesen für die Ausbildung der Soldaten geschieht, indem ein Unteroffizier auf höchstens zehn Gemeine kommt. Wenn künftig zehn Schüler von einem Lehrer unterrichtet werden, dürfte erreicht sein, was erreicht werden muß. Auch wird die Einführung in die mechanischen Thätigkeiten in den aufs Vollkommenste eingerichteten Lehrwerkstätten, in die Garten- und Feldarbeiten einen wesentlichen Theil der Jugenderziehung bilden. Man wird das Alles mit gehöriger Abwechslung und ohne Ueberanstrengung durchzuführen wissen und so möglichst vollkommen ausgebildete Menschen erziehen.

Die Erziehung wird ferner für beide Geschlechter gleich und gemeinsam sein. Die Trennung derselben rechtfertigt sich nur in den Fällen, wo die Verschiedenheit des Geschlechts sie zur absoluten Nothwendigkeit macht. Dieses Erziehungssystem, gut geregelt und geordnet, und unter ausreichende Kontrole gestellt, wird bis zu dem Alter währen, in dem die Gesellschaft ihre Jugend für mündig erklärt. Beide Geschlechter sind nunmehr in vollstem Maße befähigt, allen Rechten und Pflichten, die die Gesellschaft ihren erwachsenen Gliedern auferlegt, in jeder Richtung zu genügen. Die Gesellschaft kann jetzt vollkommen sicher sein, nur tüchtige, nach allen Seiten entwickelte Glieder erzogen zu haben, Menschen, denen nichts Menschliches und Natürliches fremd ist, die ebenso vertraut mit ihrer eigenen Natur und ihrem eigenen Wesen sind, wie mit dem Wesen und dem Zustand der Gesellschaft, in die vollberechtigt sie eintreten.

Die täglich sich mehrenden Auswüchse bei unserer heutigen Jugend, welche die natürliche Folge des in Fäulniß und Zersetzung begriffenen Gesellschaftszustandes sind, werden aufgehoben sein. Die Ungeberdigkeit, Disziplinlosigkeit, Immoralität, die rohe Genußsucht, wie sie insbesondere bei der Jugend unserer höheren Bildungsanstalten, auf unseren Gymnasien, Polytechniken, Universitäten ꝛc. sich zeigt, hervorgerufen und gestärkt durch die Zerfahrenheit und Unruhe des häuslichen Lebens, die vergiftenden Einflüsse des sozialen Lebens, wie übergroßer Reichthum und andererseits Mangel, demoralisirende Lektüre durch schamlose Anreizung zur Genußsucht und durch die Zweideutigkeiten aller Art in der Presse, durch die Einwirkungen des Fabriksystems, die Wohnungsmißverhältnisse, die vollständige Ungebundenheit und Selbständigkeit in einem Alter, in dem der Mensch am meisten der Zügel und der Erziehung zur Selbstzucht und Selbstbeherrschung bedarf — alle diese und ähnliche Uebel wird die Gesellschaft der Zukunft mit Leichtigkeit, ohne Zwangsmittel und Tyrannisirung vermeiden können. Die gesellschaftlichen Einrichtungen und die gesellschaftliche Atmosphäre machen sie unmöglich.

Wie in der Natur Krankheiten und die Zerstörung von Organismen nur eintreten können, wo ein Zersetzungsprozeß stattfindet, der die Krankheitsträger bildet, so auch in der Gesellschaft.

Niemand wird zu bestreiten vermögen, daß unser ganzes Bildungs- und Erziehungswesen an großen und gefährlichen Uebelständen krankt, und zwar sind davon noch mehr die höheren Schulen und Bildungsanstalten betroffen als die niederen. Eine Dorfschule ist ein Muster von moralischer Gesundheit gegen ein Gymnasium, eine weibliche Handarbeitsschule für ärmere Kinder ein Muster an Moralität gegenüber einer großen Zahl vornehmer Pensionate. Der Grund ist nicht weit zu suchen. In den oberen Klassen der Gesellschaft ist jedes Streben nach höheren menschheitlichen Zielen erstickt, *sie haben keine Ideale mehr*. In Folge des Mangels an Idealen und höherer zielbewußter Thätigkeit greift grenzenlose Genußsucht und Ausschweifung mit all ihren physischen und moralischen Auswüchsen um sich. Wie kann die Jugend, die in dieser Atmosphäre aufwächst, anders sein als sie ist? Roh materieller Lebensgenuß ohne Maß und ohne Grenze ist das einzige Ziel, das sie sieht und kennt. Warum streben, da der Reichthum der Eltern das Streben überflüssig erscheinen läßt. Das *Bildungsmaximum* unserer Söhne aus der

Bourgeoisie besteht in der Leistung des Einjährig-Freiwilligen-Examens. Ist dieses erreicht, so glauben sie den Pelion und Ossa erstiegen zu haben, sie sehen sich neben dem Olymp, und fühlen sich als Götter zweiten Ranges. Ein Reserve-Offiziers-Patent in der Tasche und ihr Stolz und ihr Hochmuth kennt kaum noch eine Grenze. Den Einfluß, den diese in den meisten ihrer Glieder an Charakter und Wissen schwache, aber an Gesinnungstüchtigkeit und Streberthum sehr starke Generation — denn eine Generation ist es allmälig geworden — ausübt, rechtfertigt die gegenwärtige Periode als das Reservelieutenantszeitalter zu bezeichnen. Seine Eigenthümlichkeit ist, keinen Charakter und wenig Wissen, aber sehr viel Gesinnung zu besitzen: Man ist brutal und hochmüthig nach Unten und servil nach Oben.

Die Töchter unserer Bourgeoisie werden zu Zierpuppen, Modenärrinnen und Salondamen erzogen, die von Genuß zu Genuß jagen und schließlich übersättigt an Langweile, an allen möglichen eingebildeten und wirklichen Krankheiten leiden, und alt geworden, frömmelnde Betschwestern werden, die über die Verderbtheit der Welt die Augen verdrehen, Ascese und Religion predigen.

Für die unteren Schichten macht man Versuche, das Bildungsniveau einzuschränken. Der Proletarier möchte zu klug werden, das Knechtschaftsverhältniß satt bekommen und sich wider seine Götter empören.

So steht in Bezug auf die Bildungs- und Erziehungsfrage die heutige Gesellschaft eben so rathlos da, wie in allen andern sozialen Fragen. Was thut sie? Sie ruft nach dem Stock und prügelt, predigt Religion, Enthaltsamkeit und Unterwürfigkeit, und gründet für die schlimmsten Elemente unter pietistischem Einfluß stehende Besserungsanstalten. Damit ist ihre pädagogische Weisheit so ziemlich zu Ende.

Hat die neue Gesellschaft ihren Nachwuchs bis zu dem angedeuteten Alter nach den entwickelten Prinzipien erzogen, so kann sie jeden Einzelnen seiner weiteren Ausbildung selbst überlassen. Sie darf sicher sein, daß Jeder die Gelegenheit ergreifen wird, die in ihm zur Entwicklung gebrachten Keime weiter auszubilden. Jeder treibt und übt mit Gleichgesinnten, wozu Neigung und Anlagen drängen. Dieser ergreift einen Zweig der immer glänzender sich ausgestaltenden Naturwissenschaften: Anthropologie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Physik, Chemie, prähistorische Wissen-

schaft 2c. 2c., Jener die Geschichtswissenschaft, die Sprachforschung, das Kunststudium 2c. Dieser wird aus Passion Musiker, Jener Maler, ein Dritter Bildhauer, ein Vierter Schauspieler. Zünftige Künstler wird es künftig so wenig als zünftige Gelehrte und zünftige Handwerker geben. Tausende glänzender Talente, die bisher unterdrückt wurden, kommen zur Entfaltung und Geltung und zeigen sich der Gesellschaft in ihrem Wissen und Können, wo die Gelegenheit sich bietet. Es giebt also keine Musiker, Schauspieler, Künstler und Gelehrte von Profession mehr, aber es giebt nunmehr um so zahlreichere *aus Begeisterung, durch Talent und Genie*. Und was sie leisten, dürfte die gegenwärtigen Leistungen auf diesen Gebieten eben so sehr übertreffen, wie die industriellen, technischen und agrikolen Leistungen der künftigen Gesellschaft die heutigen übertreffen werden.

Wir werden also eine Aera für Künste und Wissenschaften entstehen sehen, wie die Welt sie noch nie gesehen, nie erlebte, und dementsprechend werden die Schöpfungen sein, die sie erzeugt.

Welche Umgestaltung und Neugeburt die Kunst erfahren dürfte, wenn erst menschenwürdige Zustände existiren, das hat kein Geringerer als der verstorbene *Richard Wagner* erkannt und schon 1850 in seiner Schrift „Kunst und Revolution" ausgesprochen. Diese Schrift ist besonders merkwürdig, weil sie unmittelbar nach einer eben erst niedergeschlagenen Revolution, an der *Wagner* sich betheiligt hatte, erschien, weshalb er von Dresden hatte flüchten müssen. In dieser Schrift sieht Wagner klar voraus, was die Zukunft bringen wird, und wendet sich direkt an die Arbeiterklasse, ihnen, den Künstlern, zu helfen, die wahre Kunst zu begründen. Unter Anderem sagt er in dieser Schrift: „Ist unseren *zukünftigen freien Menschen* der Gewinn des Lebensunterhalts *nicht mehr der Zweck des Lebens*, sondern ist durch einen thätig gewordenen neuen Glauben, oder *besser Wissen*, der Gewinn des Lebensunterhalts gegen *eine ihm entsprechende natürliche Thätigkeit uns außer allen Zweifel gesetzt*, kurz ist die Industrie nicht mehr unsere Herrin, sondern unsere Dienerin, *so werden wir den Zweck des Lebens in die Freude am Leben setzen* und zu dem wirklichen Genuß dieser Freude unsere Kinder durch Erziehung fähig und tüchtig zu machen streben. Die Erziehung, von der Uebung der Kraft, von der Pflege der körperlichen Schönheit ausgehend, wird schon aus ungestörter Liebe zum Kinde und aus Freude am

Gedeihen seiner Schönheit eine rein künstlerische werden und jeder Mensch wird in irgend einem Bezuge in Wahrheit Künstler sein. Die Verschiedenheit der natürlichen Neigungen wird die mannigfachsten Richtungen zu einem ungeahnten Reichthum ausbilden!“ Das ist also vollkommen sozialistisch gedacht.

* * *

Das gesellschaftliche Leben wird in der Zukunft immer mehr ein öffentliches werden, wohin es gegenwärtig schon drängt, wie wir dies am Deutlichsten an der gänzlich veränderten Stellung der Frau gegen frühere Zeiten sahen. Das häusliche Leben wird sich auf das Nothwendigste beschränken und wird dafür dem Geselligkeitsbedürfniß das weiteste Feld eröffnet werden. Große Versammlungslokalitäten für Vorträge, Disputationen und zur Besprechung aller gesellschaftlichen Angelegenheiten, über die künftig die Gesammtheit souverän zu entscheiden hat, Spiel-, Speise- und Lesesäle, Bibliotheken, Konzert- und Theaterlokale, Museen, Spiel- und Turnplätze, Parks und Promenaden, öffentliche Bäder, Bildungs- und Erziehungsanstalten aller Art, Laboratorien, Hospitäler für Kranke und Sieche, Alles aufs Bestmöglichste ausgestattet und hergerichtet, werden jeder Art von Unterhaltung, Kunst und Wissenschaft die reichlichste Gelegenheit bieten, das Höchste zu leisten.

Wie klein wird dagegen unser so viel gerühmtes Zeitalter erscheinen. Dieses Schweifwedeln um Gunst und Sonnenschein von Oben, diese kriechende, hündische Gesinnung, dieser gegenseitige eifersüchtige Kampf mit den gehässigsten, niedrigsten Mitteln um den bevorzugten Platz. Dabei Unterdrückung der wahren Ueberzeugung, Verschleierung guter Eigenschaften, die mißfallen könnten, Kastrirung des Charakters, Erheuchelung von Gesinnungen und Gefühlen. Was den Menschen erhebt und adelt, Selbstgefühl, Unabhängigkeit und Unbestechlichkeit der Gesinnung und Ueberzeugung, freies Herausgehen aus sich selbst, wird unter den heutigen Verhältnissen zu Fehlern und Gebrechen. Es sind Eigenschaften, die ihren Träger unfehlbar ruiniren, wenn er sie nicht unterdrückt. Viele fühlen ihre Erniedrigung nicht, weil sie an ihre Erniedrigung gewöhnt sind. Der Hund findet es selbstverständlich, daß er einen Herrn hat, der ihm bei schlechter Laune die Peitsche zu kosten giebt.

Mit allen den erwähnten Veränderungen im sozialen Leben

wird natürlich auch die gesammte literarische Produktion ein gründlich verändertes Angesicht zeigen. Die theologische Literatur, die in der Gegenwart in dem jährlichen Verzeichniß der literarischen Erscheinungen die größte Nummernzahl aufweist, scheidet mit der juristischen vollkommen aus; alle Erzeugnisse, die sich auf den Tageskampf über staatliche Institutionen beziehen, gleichfalls, weil alle diese Institutionen verschwunden sind. Die bezüglichen Studien werden nunmehr nur noch kulturgeschichtliche sein. Die Menge seichter literarischer Produkte, nur möglich durch verdorbenen Geschmack, Gunst oder Opfer, die die Eitelkeit des Autors bringt, fällt weg. Man kann schon vom Standpunkt unserer heutigen Verhältnisse ohne Uebertreibung sagen, daß mindestens vier Fünftel aller literarischen Erzeugnisse vom Markt verschwinden dürften, ohne daß ein einziges Kulturinteresse darunter litte. So groß ist die Masse oberflächlicher schädlicher Produkte oder offenbaren Schundes.

Die Belletristik und das Zeitungswesen werden in dem gleichen Maße getroffen. Etwas traurigeres, geistloseres, oberflächlicheres als der größte Theil unserer Zeitungsliteratur existirt nicht. Sollte man nach dem Inhalt unserer meisten Zeitungen den Stand unserer Kultur-Errungenschaften, unserer wissenschaftlichen Gesichtspunkte messen, sie kämen sehr tief zu stehen. Die Thätigkeit von Personen, der Zustand der Dinge wird von Standpunkten aus beurtheilt, der vergangenen Jahrhunderten entspricht, und durch unsere Wissenschaft längst für lächerlich und unhaltbar nachgewiesen ist. Das ist erklärlich. Ein erheblicher Theil unserer Zeitungsliteraten sind Leute, „die ihren Beruf verfehlten", deren Bildungsstandpunkt und deren Lohnansprüche aber dem Bourgeoisinteresse für das „Geschäft" entsprechen. Daneben haben diese Zeitungen, wie die Mehrzahl der belletristischen Blätter, in ihrem Annoncentheil die Aufgabe, die schmutzigste Reklame zu begünstigen und die bürgerliche Moral zu fruktifiziren; ihr Börsentheil entspricht dem gleichen Interesse auf einem andern Gebiete.

Die belletristische Literatur ist durchschnittlich genommen nicht viel besser als die Zeitungsliteratur; hier wird namentlich das geschlechtliche Gebiet in allen seinen Auswüchsen kultivirt, bald dem seichten Aufkläricht, bald den abgeschmacktesten Vorurtheilen und dem Aberglauben gehuldigt. Der Zweck des Ganzen ist, die bürgerliche Welt trotz aller Mängel, die man im Kleinen zugiebt, als die beste der Welten erscheinen zu lassen.

Auf diesem weiten und wichtigen Gebiete wird die Gesellschaft der Zukunft ebenfalls sehr gründlich aufräumen. Die Wissenschaft, die Wahrheit, die Schönheit, der Meinungskampf um das Beste werden es allein beherrschen und wird Jedem, der Tüchtiges leistet, die Gelegenheit geboten, sich zu betheiligen. Er hängt dann nicht von der Gunst des Buchhändlers, dem Geldinteresse, dem Vorurtheil ab, sondern von der Beurtheilung unparteiischer Sachverständiger, die er selbst mit bestimmt und gegen deren ihm nicht zusagende Entscheidung er jederzeit an die Gesammtheit appelliren kann, was ihm heute weder bei einer Zeitungsredaktion, noch bei einem Buchhändler, der nur seine Privatinteressen zu Rathe zieht, möglich ist. Die naive Anschauung, daß der Meinungskampf in einem sozialistischen Gemeinwesen unterdrückt werde, kann nur von Jenen vertreten werden, die die bürgerliche Welt als die beste aller Welten ansehen und aus Feindschaft gegen den Sozialismus ihn zu verleumden und klein zu machen suchen. Eine auf vollständiger demokratischer Gleichheit beruhende Gesellschaft kennt keine Unterdrückung. Nur die vollste Meinungsfreiheit ermöglicht den ununterbrochenen Fortschritt, der das Lebensprinzip der Gesellschaft ist. Ueberdies ist es eine Täuschung, die bürgerliche Gesellschaft als die Verfechterin wirklicher Meinungsfreiheit darzustellen. Parteien, die Klasseninteressen vertreten, werden nur das in der Presse veröffentlichen, das ihrem Klasseninteresse nicht schadet, und wehe Dem, der dennoch dagegen löckt. Sein sozialer Ruin wäre besiegelt, wie Jeder weiß, der die Verhältnisse kennt. Und wie die Buchhändler mit ihnen nicht konvenirenden literarischen Arbeiten umspringen, davon weiß ja so ziemlich jeder Schriftsteller ein Liedlein zu singen.

* * *

Soll der Einzelne sich vollkommen ausbilden, und das soll der Zweck menschlicher Vergesellschaftung sein, dann darf er auch nicht an die Scholle gebunden sein, auf die ihn der Zufall der Geburt warf. Er mag Menschen und Welt aus Büchern und Zeitungen kennen lernen, aber gründlich lernt er sie nimmer. Dazu gehört persönliche Anschauung, praktisches Studium. Die künftige Gesellschaft muß also Allen ermöglichen, was schon Vielen in der heutigen möglich ist, wenn auch in den meisten Fällen der Zwang der Noth den Antrieb verursacht. Das Bedürfniß nach Veränderung in allen Lebensbeziehungen ist der menschlichen Natur

tief eingeprägt. Dieses Bedürfniß entspringt dem Trieb zur Vervollkommnung, der jedem organischen Wesen immanent ist. Die Pflanze, die im dunkeln Raume steht, streckt und reckt sich, als habe sie Bewußtsein, nach dem Licht, das durch irgend eine Lucke fällt. Genau so der Mensch. Und ein Trieb, der dem Menschen eingeboren, also ein Naturtrieb ist, muß in vernünftiger Weise befriedigt werden.

Der Befriedigung des Triebs nach Veränderung steht der Zustand der neuen Gesellschaft auch nicht entgegen, vielmehr macht sie die Befriedigung dieses Triebes erst Allen möglich. Ihre aufs Höchste entwickelten Verkehrsbeziehungen erleichtern das, die internationalen Beziehungen fordern es heraus. Es wird also Jedem möglich werden, seine „Ferienreise" zu machen, und dies zu organisiren wird nicht schwer fallen. Er kann fremde Länder und Erdtheile besuchen, Expeditionen und Kolonisationen aller Art sich anschließen, sobald er dafür Entsprechendes der Gesellschaft leistet.

Die Verwaltungsorgane der Gesellschaft werden darüber zu wachen haben, daß Vorräthe an Lebensbedürfnissen aller Art vorhanden sind, um allen Ansprüchen zu genügen. Dies auszuführen, ist nach all dem Gesagten leicht. Die Gesellschaft regulirt ihre Arbeitszeit nach Bedürfniß, sie macht sie bald länger, bald kürzer, wie ihre eigenen Ansprüche und die Natur der Jahreszeit dies wünschenswerth erscheinen lassen. Sie kann in der einen Jahreszeit mehr sich auf ländliche, in der andern mehr sich auf industrielle Produktion werfen; sie kann die Arbeitskräfte dirigiren, wie das tägliche Bedürfniß es erfordert. Sie kann in Folge der Kombinirung zahlreicher Arbeitskräfte, mit den vervollkommnetsten technischen Einrichtungen, Unternehmungen spielend ausführen, die heute unmöglich scheinen. —

Wie die Gesellschaft für ihre Jugend die Sorge übernimmt, so übernimmt sie dieselbe auch für ihre Alten, Kranken und Invaliden. Wer durch irgend einen Umstand arbeitsunfähig geworden ist, für den einzutreten ist die Gesellschaft verpflichtet. Jede mögliche Pflege und Rücksicht ist ihm sicher, Hospitäler und Pflegehäuser, die bieten, was Technik und Wissenschaft ermöglichen, werden ihn der Gesellschaft als Thätigen bald wieder zurückzugeben suchen, oder es wird ihm in ihnen, wenn alt und gebrechlich geworden, der Lebensabend verschönert. Kein Gedanke, daß Andere seinen Tod erwarten, um ihn zu „beerben", stört seinen Lebensgang; kein Gedanke, daß, wenn alt, hilflos geworden, er wie eine ausgepreßte Zitrone bei Seite

geworfen wird, beunruhigt ihn. Er ist weder auf die Mildthätigkeit und Unterstützung seiner Kinder, noch auf die Bettelpfennige der Gemeinde angewiesen. In welcher Lage die meisten Eltern sich befinden, die auf die Unterstützung ihrer Kinder im Alter angewiesen sind, ist eine nur zu bekannte Thatsache. Und wie demoralisirend wirkt in der Regel auf die Kinder und in noch höherem Grade auf die Verwandten die Hoffnung, erben zu können. Welche scheußlichen Leidenschaften werden dadurch geweckt und wie viel Verbrechen sind grade hierdurch hervorgerufen worden. Mord, Unterschlagung, Erbschleicherei, Meineid, Erpressung u. s. w. Die bürgerliche Gesellschaft hat keine Ursache, auf ihr Erbrecht so stolz zu sein, es verschuldet ein gut Theil der jährlich vorkommenden Verbrechen und dabei hat die große Mehrzahl Nichts zu vererben und Nichts zu erben.*)

Der moralische und physische Zustand der Gesellschaft, die Arbeits-, Wohn-, Nahrungs-, Kleidungsweise, ihr geselliges Leben, Alles wird dazu beitragen, Unglücksfälle, frühzeitige Erkrankungen und Siechthum möglichst zu verhüten. Der natürliche Tod, das Absterben der Lebenskräfte wird mehr und mehr Regel werden und die Ueberzeugung, daß der „Himmel" auf Erden ist und gestorben sein zu Ende sein heißt, wird die Menschen veranlassen, natürlich zu leben. Am Meisten genießt, wer lang genießt. Das weiß die Geistlichkeit, die die Menschen auf das „Jenseits" vorbereitet, am Besten zu schätzen, weshalb sie durchschnittlich das höchste Lebensalter erreicht.

Zur natürlichen Lebeweise gehört in erster Linie vernünftig Essen und Trinken. Freunde der sogenannten „naturgemäßen Lebensweise" fragen öfter, warum die Sozialdemokratie sich dem Vegetarianismus gegenüber gleichgiltig verhalte. Diese Anfragen sind Veranlassung, wenn hier mit einigen Zeilen dieses Kapitel behandelt

*) „Der Mensch, welcher sein Leben lang rechtlich und in angestrengter Thätigkeit bis zum Greisenalter verbracht hat, soll in seinem Alter weder von der Gnade seiner Kinder, noch der bürgerlichen Gesellschaft leben. Ein unabhängiges, sorgenfreies und müheloses Alter ist der naturgemäßeste Lohn für die unausgesetzten Anstrengungen in den Tagen der Kraft und Gesundheit." von Thünen: „Der isolirte Staat". Aber wie sieht's heute aus in der bürgerlichen Gesellschaft? Daß die vielberühmte Alters- und Invalidenversorgung im Deutschen Reich nur einen dürftigen Ersatz bietet, geben selbst ihre eifrigsten Vertheidiger zu. Ihre Hilfeleistungen sind noch unzulänglicher, als die Pensionen, die der großen Mehrzahl pensionirter Beamter die Gemeinwesen gewähren.

wird. Der Vegetarianismus, d. h. die Lehre, ausschließlich von Pflanzenkost sich zu nähren, ist eine Lehre, die zunächst in solchen Kreisen auftrat, die in der angenehmen Lage sich befanden, zwischen vegetabilischer und animalischer Kost wählen zu können. Für die sehr große Mehrheit der Menschen existirt diese Frage heute nicht, da sie nach ihren Mitteln zu leben gezwungen sind, deren Dürftigkeit sie in sehr vielen Fällen ausschließlich oder fast ausschließlich auf vegetabilische Kost hinweist, und zwar auf die wenigst nährendste. Für große Kreise unserer Arbeiterbevölkerung in Schlesien, in Sachsen, Thüringen, in allen Industriebezirken ist die Kartoffel die Hauptnahrung, Brot kommt erst in zweiter Linie, Fleisch, und dann nur solches schlechtester Qualität, erscheint fast gar nicht auf dem Tisch. Ebenso lebt der allergrößte Theil der Landbevölkerung, obgleich sie das Vieh züchtet, fast ohne Fleischnahrung, weil sie das Vieh verkaufen muß, um mit dem Gelde andere Bedürfnisse bestreiten zu können.

Für alle diese gezwungenen Vegetarianer wäre nach unserer Meinung ein solides Beefsteak, eine gute Hammelkeule entschieden eine Verbesserung ihrer Nahrung. Wenn der Vegetarianismus sich gegen die Ueberschätzung des Nährgehaltes der Fleischnahrung wendet, hat er Recht; er hat Unrecht, wenn er dessen Genuß als verderblich und verhängnißvoll, aus zum Theil sehr sentimentalen Gründen, bekämpft. Z. B. deshalb, weil das natürliche Gefühl verbiete, Thiere zu tödten, von einer „Leiche" zu essen. Nun, der Wunsch, angenehm und ungestört zu leben, zwingt uns, einer großen Zahl von Lebewesen in Gestalt von Ungeziefer aller Art den Krieg zu erklären und sie zu vernichten, und um nicht selbst verzehrt zu werden, müssen wir die Tödtung und Ausrottung wilder Bestien vornehmen. Das ungehinderte Lebenlassen der „guten Freunde des Menschen", der Hausthiere, würde in einigen Jahrzehnten diese „guten Freunde" uns in so gewaltiger Zahl auf den Leib bringen, daß sie uns „auffräßen", indem sie uns die Nahrung nähmen. Auch die Behauptung, daß vegetabilische Kost milde Gesinnung gebe, ist falsch. Im sanftmüthigen pflanzenessenden Inder erwachte ebenfalls die „Bestie", als die Härte des Engländers ihn zur Empörung trieb.

Sonderegger trifft nach unserer Meinung den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „Es giebt keine Rangordnung der Nothwendigkeit der Nahrungsmittel, aber ein unwandelbares Gesetz für die

Mischung ihrer Nahrungsstoffe." Unzweifelhaft ist richtig, daß kein Mensch von Fleischnahrung allein sich zu ernähren vermöchte, aber wohl eher von Pflanzenkost, vorausgesetzt, daß er sie entsprechend auswählen kann. Andrerseits wird Niemand sich mit einer bestimmten Pflanzenkost, und sei sie die nahrhafteste, begnügen wollen. So sind Bohnen, Erbsen, Linsen, mit einem Wort die Leguminosen, die nährendsten aller Nahrungsstoffe. Deshalb aber ausschließlich von ihnen sich nähren zu müssen — was möglich sein soll — wäre schrecklich. So führt Karl Marx im „Kapital" an, daß die chilenischen Bergwerkbesitzer ihre Arbeiter zwingen, Jahr aus Jahr ein Bohnen zu essen, weil diese ihnen ein großes Maß von Kraft geben und sie in den Stand setzen, Lasten zu tragen, wie bei keiner andern Nahrung. Die Arbeiter weisen die Bohnen trotz ihrer Nahrhaftigkeit oft zurück, sie erhalten aber nichts anderes und sind gezwungen, sich mit ihnen zu begnügen.

Offenbar tritt in dem Maße, wie die Kultur sich hebt, an Stelle der fast ausschließlichen Fleischkost, wie sie bei Jagd- und Hirtenvölkern besteht, mehr die Pflanzenkost. Die Vielseitigkeit der Pflanzenkultur ist ein Zeichen höheren Kulturgrades überhaupt. Dazu kommt, daß auf einer gegebenen Ackerfläche viel mehr vegetabilische Nährstoffe erbaut werden können, als auf derselben Fläche durch Viehzucht Fleisch erzeugt werden kann. Diese Entwicklung verschafft der vegetabilischen Nahrung ein immer größeres Uebergewicht. Denn der Fleischtransport, der uns in der Gegenwart durch bürgerliche Raubwirthschaft aus fernen Ländern, insbesondere aus Südamerika und Australien zugeführt wird, hat in wenigen Jahrzehnten so ziemlich sein Ende erreicht. Dagegen muß hervorgehoben werden, daß Vieh nicht blos des Fleisches wegen gezüchtet wird, sondern auch der Wolle, Haare, Borsten, Häute, Milch, Eier 2c. wegen und eine Menge von Industrien und viele menschliche Bedürfnisse davon abhängen. Ferner werden eine Menge Abfälle in der Industrie und Wirthschaft kaum nützlicher als durch Viehzucht verwandt. Andererseits wird in der Zukunft das Meer in ganz anderer Weise als bisher seinen fast unerschöpflichen Reichthum an animalischen Nahrungsstoffen der Menschheit öffnen müssen. Der Vegetarianismus als ausschließliche Lebensweise ist also für die künftige Gesellschaft weder wahrscheinlich, noch nothwendig.

Nun handelt sich's aber bei der Nahrung weit mehr um die Qualität als die Quantität, viel hilft keineswegs viel, namentlich

wenn es auch nicht gut ist. Die Qualität wird aber durch die Art und Weise der Zubereitung bedeutend verbessert. *Nahrungsbereitung muß also ebenso gut wissenschaftlich betrieben werden*, wie andere menschliche Thätigkeiten, wenn sie möglichst vortheilhaft sein soll. Dazu gehört *Wissen und Einrichtung*. Daß unsere Frauen, denen heute die Nahrungsbereitung hauptsächlich zufällt, dieses Wissen allermeist *nicht* besitzen, nicht besitzen können, bedarf hier keines Beweises mehr. Aber es fehlen ihnen dazu auch die meisten Einrichtungen. Auch werden Koch- und Bratapparate und viele technische Einrichtungen für alle möglichen Zurichtungen von Speisen gegenwärtig schon, wovon wir uns in jeder gut eingerichteten Hotelküche, in jeder großen Dampfküche einer Kaserne, eines Hospitals und namentlich auf einer Kochkunstausstellung überzeugen können, in hoher Vollendung und nach wissenschaftlichen Prinzipien hergestellt. *Es gilt, mit der geringsten Aufwendung von Kraft, Zeit und Material das günstigste Resultat zu erzeugen.* Das ist bei der menschlichen Ernährung besonders wichtig. Es ist also die kleine Privatküche genau wie die kleine Werkstatt ein *überwundener Standpunkt*, eine Einrichtung, bei der Zeit, Kraft und Material in unsinniger Weise vergeudet und verschleudert werden. Die ganze Nahrungsmittelbereitung wird also in der Gesellschaft der Zukunft *ebenfalls eine gesellschaftliche Einrichtung*, die auf höchster Stufenleiter in zweckmäßigster, vortheilhaftester Weise ausgeführt wird. Die Privatküche ist verschwunden, wie sie heute schon in den Familien verschwunden ist, die zwar für gewöhnlich noch durch die eigene Küche ihr Essen herstellen lassen, aber die Hotelküche oder die Küche des Privatkochs in Anspruch nehmen, handelt es sich um größere Gastereien und die Herstellung von Genüssen, für welche ihnen und ihrem Personal die Kenntniß fehlt.*) Der Nährwerth der Speisen wird durch ihre

*) Ueber die Aufhebung der Privatküche ist Herr Eugen Richter in seinen „Irrlehren" ebenfalls aus dem Häuschen. Herr Richter ist, soviel wir wissen, nicht verheirathet, er scheint also die eigene Küche nicht zu vermissen, und das scheint ihm, nach seiner Körperfülle zu urtheilen, sehr wohl zu bekommen. Wäre Herr Richter verheirathet und besäße er eine Frau, die selbst das Küchen-Departement verwalten und auch die nöthigen Arbeiten darin leisten müßte, statt daß die Frauen der begüterten Klassen dies durch Dienstboten thun lassen, die man gut genug dafür hält, es wäre 100 gegen 1 zu wetten, daß seine Frau ihm haarscharf beweisen würde, froh sie wäre, könnte sie durch die große und vortrefflich eingerichtete

leichte Assimilirfähigkeit erhöht; diese ist entscheidend.*) Eine naturgemäße Nährweise für Alle kann also auch erst die neue Gesellschaft ermöglichen.

Cato rühmt vom alten Rom, daß bis zum sechsten Jahrhundert der Stadt (200 vor Chr.) es wohl Kenner der Heilkunde gab, aber für bloße Krankenbehandler es an Beschäftigung fehlte. Die Leute lebten so nüchtern und einfach, daß Krankheiten selten vorkamen und der Tod durch Altersschwäche die gewöhnlichste Form des Todes war. Erst als Schlemmerei und Müßiggang, kurz das Lotterleben auf der einen, Noth und Ueberarbeit auf der andern um sich griffen, wurde es gründlich anders. Die Schlemmerei und das Lotterleben sollen künftig unmöglich sein, aber auch Noth, Elend und Entbehrung. Es ist dabei genug für Alle vorhanden. Singt doch schon Heinrich Heine, der manchmal sozialistische Anwandlungen hatte:

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für Jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen. **)

„Wer wenig ißt, lebt gut" (d. h. lang), sagte der Italiener Cornaro im 16. Jahrhundert, wie Niemeyer zitirt.

Schließlich wird künftig auch die Chemie für die Herstellung neuer und verbesserter Nahrungsmittel in bisher ungekannter Weise thätig sein. Heute wird diese Wissenschaft sehr mißbraucht, um Fälschungen und Prellereien zu ermöglichen; es ist aber klar, daß ein chemisch zubereitetes Nahrungsmittel, das alle Eigenschaften eines Naturprodukts hat, denselben Zweck erfüllt. Die Form der Gewinnung ist nebensächlich, vorausgesetzt, daß das Produkt im Uebrigen allen Ansprüchen entspricht.

Kommunespeiseanstalt von der Küchensklaverei befreit werden. Quod erat demonstrandum.

*) Die Assimilirfähigkeit der Speisen für den Einzelnen ist maßgebend. Niemeyer: Gesundheitslehre.

**) Aus „Deutschland, ein Wintermärchen".

wenn es auch nicht gut ist. Die Qualität wird aber durch die Art und Weise der Zubereitung bedeutend verbessert. *Nahrungsbereitung muß also ebenso gut wissenschaftlich betrieben werden*, wie andere menschliche Thätigkeiten, wenn sie möglichst vortheilhaft sein soll. Dazu gehört *Wissen und Einrichtung*. Daß unsere Frauen, denen heute die Nahrungsbereitung hauptsächlich zufällt, dieses Wissen allermeist *nicht* besitzen, nicht besitzen können, bedarf hier keines Beweises mehr. Aber es fehlen ihnen dazu auch die meisten Einrichtungen. Auch werden Koch- und Bratapparate und viele technische Einrichtungen für alle möglichen Zurichtungen von Speisen gegenwärtig schon, wovon wir uns in jeder gut eingerichteten Hotelküche, in jeder großen Dampfküche einer Kaserne, eines Hospitals und namentlich auf einer Kochkunstausstellung überzeugen können, in hoher Vollendung und nach wissenschaftlichen Prinzipien hergestellt. *Es gilt, mit der geringsten Aufwendung von Kraft, Zeit und Material das günstigste Resultat zu erzeugen.* Das ist bei der menschlichen Ernährung besonders wichtig. Es ist also die kleine Privatküche genau wie die kleine Werkstatt ein *überwundener Standpunkt*, eine Einrichtung, bei der Zeit, Kraft und Material in unsinniger Weise vergeudet und verschleudert werden. Die ganze Nahrungsmittelbereitung wird also in der Gesellschaft der Zukunft *ebenfalls eine gesellschaftliche Einrichtung*, die auf höchster Stufenleiter in zweckmäßigster, vortheilhaftester Weise ausgeführt wird. Die Privatküche ist verschwunden, wie sie heute schon in den Familien verschwunden ist, die zwar für gewöhnlich noch durch die eigene Küche ihr Essen herstellen lassen, aber die Hotelküche oder die Küche des Privatkochs in Anspruch nehmen, handelt es sich um größere Gastereien und die Herstellung von Genüssen, für welche ihnen und ihrem Personal die Kenntniß fehlt.*) Der Nährwerth der Speisen wird durch ihre

*) Ueber die Aufhebung der Privatküche ist Herr Eugen Richter in seinen „Irrlehren" ebenfalls aus dem Häuschen. Herr Richter ist, soviel wir wissen, nicht verheirathet, er scheint also die eigene Küche nicht zu vermissen, und das scheint ihm, nach seiner Körperfülle zu urtheilen, sehr wohl zu bekommen. Wäre Herr Richter verheirathet und besäße er eine Frau, die selbst das Küchen-Departement verwalten und auch die nöthigen Arbeiten darin leisten müßte, statt daß die Frauen der begüterten Klassen dies durch Dienstboten thun lassen, die man gut genug dafür hält, es wäre 100 gegen 1 zu wetten, daß seine Frau ihm haarscharf beweisen würde, wie froh sie wäre, könnte sie durch die große und vortrefflich eingerichtete

leichte Assimilirfähigkeit erhöht; diese ist entscheidend.*) Eine naturgemäße Nährweise für Alle kann also auch erst die neue Gesellschaft ermöglichen.

Cato rühmt vom alten Rom, daß bis zum sechsten Jahrhundert der Stadt (200 vor Chr.) es wohl Kenner der Heilkunde gab, aber für bloße Krankenbehandler es an Beschäftigung fehlte. Die Leute lebten so nüchtern und einfach, daß Krankheiten selten vorkamen und der Tod durch Altersschwäche die gewöhnlichste Form des Todes war. Erst als Schlemmerei und Müßiggang, kurz das Lotterleben auf der einen, Noth und Ueberarbeit auf der andern um sich griffen, wurde es gründlich anders. Die Schlemmerei und das Lotterleben sollen künftig unmöglich sein, aber auch Noth, Elend und Entbehrung. Es ist dabei genug für Alle vorhanden. Singt doch schon Heinrich Heine, der manchmal sozialistische Anwandlungen hatte:

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für Jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen. **)

„Wer wenig ißt, lebt gut" (d. h. lang), sagte der Italiener Cornaro im 16. Jahrhundert, wie Niemeyer zitirt.

Schließlich wird künftig auch die Chemie für die Herstellung neuer und verbesserter Nahrungsmittel in bisher ungekannter Weise thätig sein. Heute wird diese Wissenschaft sehr mißbraucht, um Fälschungen und Prellereien zu ermöglichen; es ist aber klar, daß ein chemisch zubereitetes Nahrungsmittel, das alle Eigenschaften eines Naturprodukts hat, denselben Zweck erfüllt. Die Form der Gewinnung ist nebensächlich, vorausgesetzt, daß das Produkt im Uebrigen allen Ansprüchen entspricht.

Kommunespeiseanstalt von der Küchensklaverei befreit werden. Quod erat demonstrandum.

*) Die Assimilirfähigkeit der Speisen für den Einzelnen ist maßgebend. Niemeyer: Gesundheitslehre.

**) Aus „Deutschland, ein Wintermärchen".

Kommen nun zu den Zentral-Nahrungsbereitungsanstalten die Zentral-Reinigungsanstalten, wo auf mechanisch-chemischem Wege die Wäsche gewaschen, getrocknet, fertiggestellt wird, und hält man fest, daß außerdem Zentralheizung, Zentralbeleuchtung, kalte und warme Wasserleitungen, genügend Bäder vorhanden sind, daß die Wäsche und die Kleidung in Zentralwerkstätten fabrizirt wird, so ist das ganze häusliche Leben von Grund aus umgestaltet und vereinfacht. Der Dienstbote, dieser Hausklave für alle Launen der „Herrin", ist verschwunden, die „Dame" aber auch.*)

*) „Ohne Dienstboten keine Kultur," ruft in komischem Pathos Professor v. Treitschke in einer Polemik gegen den Sozialismus aus. Daß unsere Dienstboten „die Träger unserer Kultur" sind, ist sicher neu. Der professorale und gelehrte Kopf des Herrn v. Treitschke kann sich ebenso wenig aus der bürgerlichen Welt denken, wie Aristoteles vor 22 Jahrhunderten aus der griechischen. Ohne Sklaven schien Aristoteles der Bestand der Gesellschaft unmöglich. Herrn v. Treitschke macht nun offenbar das Stiefelwichsen und das Kleiderreinigen Sorge und Kopfzerbrechen, aber auch das ist heute keine „ungelöste" Frage mehr. Für einstweilen besorgen heute das Geschäft allerdings noch mehr als neunzig Prozent sich selbst, es könnten's also künftig auch die übrigen zehn besorgen, aber es sind mittlerweile Maschinen erfunden worden, die das Reinmachen besorgen, so daß der Herr Professor nicht einmal mehr einen mitleidigen Knaben zu gewinnen braucht, der ihn aus der Verlegenheit reißt. Schließlich halte man fest, daß es in der künftigen Gesellschaft heißt: Arbeit schändet nicht, auch wenn sie in Stiefelwichsen besteht, das hat sogar schon mancher altadelige Offizier kennen gelernt, der Schulden halber nach Amerika durchbrannte und Hausknecht oder Stiefelputzer wurde.

Die Frau in der Zukunft.

In diesem Kapitel können wir uns sehr kurz fassen. Es enthält einfach die Konsequenzen, die für die Stellung der Frau in der künftigen Gesellschaft aus dem bis jetzt Gesagten hervorgehen, Konsequenzen, die Jeder sich leicht ziehen kann.

Die Frau ist in der neuen Gesellschaft sozial und ökonomisch vollkommen unabhängig, sie ist keinem Schein von Herrschaft und Ausbeutung mehr unterworfen, sie steht nunmehr dem Mann als Freie, Gleiche gegenüber, sie ist Herrin ihrer Geschicke.

Ihre Erziehung ist jener des Mannes gleich, ausgenommen dort, wo die Geschlechtsverschiedenheit Abweichungen und eigenartige Behandlung unumgänglich machen; sie kann unter naturgemäßen Lebensbedingungen alle ihre physischen und geistigen Kräfte und Fähigkeiten entwickeln; sie kann für ihre Thätigkeit diejenigen Gebiete wählen, die ihren Wünschen, Neigungen und Anlagen entsprechen. Hier ist sie genau unter denselben Bedingungen wie der Mann thätig. Eben noch praktische Arbeiterin in irgend einem Gewerbe, ist sie in der nächsten Stunde Erzieherin, Lehrerin, Pflegerin, übt sie an einem dritten Theil des Tages irgend eine Kunst aus oder pflegt eine Wissenschaft, und versieht in einem vierten Theil irgend eine verwaltende Funktion. Sie genießt Studien, Vergnügungen und Unterhaltungen mit ihres Gleichen oder mit Männern, ganz wie es ihr beliebt und die Gelegenheit sich bietet.

In der Liebeswahl ist sie so gut wie der Mann frei und ungehindert. Sie freit oder läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner andern Rücksicht, als auf ihre Neigung. Dieser Bund ist ein Privatvertrag ohne Dazwischentreten irgend eines Funktionärs, wie die Ehe bis ins späte Mittelalter ein Privatvertrag war. Der

Sozialismus schafft also hier nichts Neues, sondern stellt nur auf höherer Kulturstufe und unter neuen gesellschaftlichen Formen her, was auf primitiverer Kulturstufe, und ehe das Privateigenthum die Gesellschaft beherrschte, allgemeine Geltung hatte.

Der Mensch soll in der Lage sein, über seinen stärksten Trieb ebenso frei verfügen zu können, als über jeden andern Naturtrieb. Die Befriedigung des Geschlechtstriebs ist genau ebenso jedes Einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jedes andern Naturtriebs. Es hat Niemand darüber Andern Rechenschaft abzugeben und kein Unberufener hat sich einzumischen. Einsicht, Bildung, Unabhängigkeit, Eigenschaften, die durch die Erziehung und die Verhältnisse in der künftigen Gesellschaft als naturgemäße erscheinen, werden die Wahl erleichtern und leiten. Stellt sich Unverträglichkeit, Enttäuschung oder Abneigung heraus, so gebietet die Moral, die unnatürlich und darum unsittlich gewordene Verbindung zu lösen. Da Männer und Frauen an Zahl gleich sind und alle Umstände verschwinden werden, die bisher eine große Zahl von Frauen zur Ehelosigkeit oder zum Verkauf ihres Körpers verurtheilten, so ist die Männerwelt nicht mehr in der Lage, irgend welches Uebergewicht zu ihren Gunsten geltend zu machen. Andererseits hat der gänzlich veränderte Sozialzustand die vielen Hemmungen und Störungen beseitigt, die — wie oben ausgeführt wurde — heute das Eheleben beeinflussen, so oft es zu seiner Entfaltung nicht gelangen lassen oder es gänzlich unmöglich machen.

Diese Hemmungen und Widernatürlichkeiten in der heutigen Stellung der Frau haben dahin geführt, daß selbst solche Personen vollkommen freie Liebeswahl und, wenn nothwendig, freie Lösung des Verhältnisses, ohne äußeres Hinderniß, für gerechtfertigt anerkennen, die im Uebrigen nicht geneigt sind, die weiteren Konsequenzen für Veränderungen unseres jetzigen Sozialzustandes zu ziehen und die Freiheit im Geschlechtsverkehr natürlich nur den bevorrechteten Klassen vindiziren wollen. So äußert z. B. Mathilde Reichhardt-Stromberg in einer Polemik gegen die frauen-emanzipatorischen Bestrebungen der Schriftstellerin Fanny Lewald folgendes:

„Wenn Sie (F. L.) die Forderung aufstellen der vollständigen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne im sozialen und politischen Leben, so muß nothwendig George Sand auch Recht haben in ihren Emanzipationsbestrebungen, die auf nichts weiter hinausgehen als das, was der Mann seit längst unbestritten besaß. Denn

es ist schlechterdings kein vernünftiger Grund aufzufinden, weshalb allein der Kopf und nicht auch das Herz der Frau an dieser Gleichberechtigung Theil nehmen und frei sein soll zu geben und zu nehmen wie der Mann. Im Gegentheil: Soll das Weib seiner Natur nach berechtigt und dann auch verpflichtet sein — denn wir sollen das uns gegebene Pfund nicht vergraben — die Fasern des Hirns bis aufs Aeußerste anzuspannen zum Wettlauf mit den Geistestitanen des andern Geschlechts, so muß es auch das Recht haben, *ganz wie diese zur Erhaltung des Gleichgewichts den Blutumlauf des Herzens zu beschleunigen, auf immer welche Weise es ihm angemessen scheint.* Denn wir lesen Alle doch ohne die geringste sittliche Entrüstung z. B. von *Goethe* — um nur gleich den Größten als Beispiel zu wählen — wie er oft und immer wieder seines Herzens Wärme und den Enthusiasmus seiner großen Seele an eine andere Frau verschwendete. Der Einsichtsvolle findet das nur natürlich, eben seiner großen schwer zu befriedigenden Seele wegen, und nur der beschränkte Moralist hält sich tadelnd dabei auf. Warum also wollen Sie spotten über die „großen Seelen" unter den Weibern! .... Nehmen wir einmal an, das ganze weibliche Geschlecht bestände ohne Ausnahme aus George Sand'schen großen Seelen; jede Frau sei eine Lucretia Floriani, deren Kinder alle Kinder der Liebe, die diese Kinder aber auch alle mit echt mütterlicher Liebe und Hingebung sowohl, als mit Einsicht und Verstand erzöge. Was würde aus der Welt dabei werden? Es unterliegt keinem Zweifel, die Welt könnte dabei fortbestehen und Fortschritte machen wie heute und könnte sich vielleicht ausnehmend wohl dabei befinden."

Die Verfasserin ist also der Ansicht, daß, wenn jede Frau eine Lucretia Floriani sei, also eine der großen Seelen wie George Sand, die in Lucretia Floriani sich selbst schildert, soll es ihr unbenommen sein, „zur Erhaltung des Gleichgewichts den Blutumlauf ihres Herzens zu beschleunigen, auf welche Weise immer es ihr angemessen erscheint". Aber warum nur für die „großen Seelen" und nicht auch für die andern, die keine „großen Seelen" sind und keine werden konnten. Für uns besteht dieser Unterschied nicht. Konnten ein Goethe und eine George Sand, um zwei der Größten herauszunehmen, den Neigungen ihres Herzens leben, veröffentlicht man namentlich über des ersteren Liebesaffären halbe Bibliotheken, die von seinen Verehrern und Verehrerinnen mit einer Art andächtiger

Verzückung verschlungen werden, warum bei andern mißbilligen, was, von ihnen gethan, zum Gegenstand einer Art extasischer Bewunderung wird.

Wir geben freilich zu, daß diese Freiheit der Liebeswahl in der bürgerlichen Welt zur Geltung zu bringen unmöglich ist — darin gipfelte ja unsere ganze Beweisführung in dieser Schrift — aber die Gesammtheit unter ähnliche soziale Bedingungen gesetzt, wie sie heute nur den materiell und geistig Auserwählten zu Theil wird, bedingt auch für die Gesammtheit die gleichen Rechte und Freiheiten.

Was Goethe that, thaten und thun heute tausend Andere, die sich mit Goethe sonst nicht vergleichen können, ohne im mindesten an Achtung und Ansehen in der Gesellschaft zu verlieren. Man muß nur eine angesehene Stellung inne haben und Alles macht sich von selbst. Die Frauen jener Kreise legen sich zwar häufig auch keinen Zwang auf, aber sie sind im Ganzen in viel ungünstigerer Lage, auch sind Frauen von dem Charakter und der Bildung einer George Sand heute sehr selten. Dessen ungeachtet gelten die Freiheiten eines Goethe und einer George Sand, vom Standpunkt der bürgerlichen Moral als unsittliche, weil sie gegen die von der Gesellschaft gezogenen Moralgesetze verstoßen und mit der Natur unseres Sozial-Zustandes im Widerspruch stehen. Die Zwangsehe ist für die bürgerliche Gesellschaft die Normalehe, die einzige „moralische" Verbindung der Geschlechter, jede andere geschlechtliche Verbindung, gehe sie aus von wem sie wolle, ist von diesem Standpunkt aus „unmoralisch". Das ist ganz in der Ordnung. Die bürgerliche Ehe ist, das haben wir unwiderleglich nachgewiesen, die Folge des bürgerlichen Eigenthums. Diese Ehe mit dem Privateigenthum und dem Erbrecht in engster Verbindung stehend, verlangt „legitime" Kinder als „Erben", sie wird zur Erlangung solcher geschlossen, und unter dem Druck der gesellschaftlichen Zustände wird sie seitens der herrschenden Klassen auch denen aufgenöthigt, die nichts zu „vererben" haben. *)

*) Wenn Dr. Schäffle in seinem Werk „Bau und Leben des sozialen Körpers" sagt: „Eine Lockerung des Ehebandes durch Erleichterung der Ehescheidung sei gewiß nicht wünschenswerth, sie ginge wider die sittlichen Aufgaben menschlicher Paarung und wäre der Erhaltung der Bevölkerung, sowie der Erziehung der Kinder nachtheilig", so brauchen wir nach dem Dargelegten nicht erst zu bemerken, daß wir diese An-

Indem nun in der neuen Gesellschaft nichts mehr zu vererben ist, es sei denn man wolle das Hausgeräthe als Erbtheil von besonderem Werthe ansehen, so ist auch aus diesem Grunde die Zwangsehe hinfällig. Damit ist auch die Frage nach dem Erbrecht erledigt, das der Sozialismus nicht nöthig hat erst „abzuschaffen", weil kein Erbrecht bestehen kann, wo kein Privateigenthum mehr existirt.

Die Frau ist also vollkommen frei und ihre Häuslichkeit und ihre Kinder, wenn sie solche hat, können ihr ihre Freiheit nicht verkürzen, sie können nur ihr Vergnügen vermehren. Pflegerinnen, Erzieherinnen, befreundete Frauen, die heranwachsende weibliche Jugend, stehen ihr in allen Fällen, wo sie Hilfe braucht, zur Seite.

Möglich, daß es auch in der Zukunft noch Männer giebt, die gleich Humboldt sagen: „Ich bin nicht geschaffen, um Familienvater zu sein. Außerdem halte ich das Heirathen für eine Sünde, das Kinderzeugen für ein Verbrechen." Was liegt daran? Die Macht der Naturtriebe wird für das Gleichgewicht sorgen, wir haben nicht nöthig, uns weder durch die Ehefeindlichkeit eines Humboldt, noch über den philosophischen Pessimismus eines Mainländer und v. Hartmann zu beunruhigen, die beide der Menschheit die Selbstvernichtung im „Idealstaat" in Aussicht stellen.

Wir halten es hier mit Fr. Ratzel, der mit vollkommenem Rechte schreibt:

„Der Mensch darf sich nicht länger als eine Ausnahme von den Naturgesetzen betrachten, sondern fange endlich an, das Gesetzmäßige in seinen eigenen Handlungen und Gedanken aufzusuchen und strebe, sein Leben den Naturgesetzen gemäß zu führen. Er wird dahin kommen, das Zusammenleben mit seines Gleichen, d. h. die Familie und den Staat, nicht nach den Satzungen ferner Jahrhunderte, sondern nach den vernünftigen Prinzipien einer naturgemäßen Erkenntniß einzurichten. Politik, Moral, Rechtsgrundsätze, welche

---

schauungen nicht nur für unrichtig ansehen, sondern sehr geneigt sind, sie für „unsittlich" zu halten. Indeß wird Dr. Schäffle darin mit uns übereinstimmen, daß es undenkbar ist, in einer Gesellschaft von noch weit höherer Kultur als die heutige, Etwas einzuführen oder aufrecht zu erhalten, das gegen ihre sittlichen Begriffe verstößt.

jetzt noch aus allen möglichen Quellen gespeist werden, werden nur den Naturgesetzen entsprechend zu gestalten sein. Das menschenwürdige Dasein, von welchem seit Jahrtausenden gefabelt wird, wird endlich zur Wahrheit werden."*)

Nun diese Zeit kommt mit Riesenschritten heran. Die menschliche Gesellschaft hat in Jahrtausenden alle Entwicklungsphasen durchlaufen, um endlich dahin zu kommen, von wo sie ausgegangen ist, zum kommunistischen Eigenthum und zur vollen Gleichheit und Brüderlichkeit, nicht mehr blos der Gentilgenossen, sondern aller Menschen. Das ist der ungeheure Fortschritt, den sie gemacht hat. Was die bürgerliche Gesellschaft vergeblich erstrebte und woran sie gescheitert ist und scheitern mußte, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herzustellen, wird der Sozialismus verwirklichen.

Aber indem die Menschheit zum Ausgangspunkte ihrer Entwicklung zurückkehrt, geschieht dies auf unendlich höherer Kulturstufe, als diejenige war, von der sie ausgegangen ist. Besaß die primitive Gesellschaft, in der Gens und im Stamm organisirt, das Gemeineigenthum, so nur in rohester Form und auf unentwickeltster Stufe. Der seitdem vollzogene Entwicklungsgang hat zwar das Gemeineigenthum aufgelöst, die Gentes zertrümmert und schließlich die ganze Gesellschaft atomisirt, er hat aber zugleich in seinen verschiedenen Phasen die Produktivkräfte der Gesellschaft und die Vielseitigkeit der Bedürfnisse in gewaltigster Weise gesteigert, aus den Gentes und den Stämmen die Nationen geschaffen, damit aber auch schließlich wieder einen Zustand erzeugt, der mit den Bedürfnissen fast der ganzen Gesellschaft in den schreiendsten Widerspruch tritt und jetzt auf breitester Basis die Rückverwandlung des Eigenthums und der Produktivkräfte in gemeinsames Eigenthum als die einzige Lösung dieses Widerspruchs erscheinen läßt.

Die Gesellschaft nimmt zurück, was sie einst besessen, gestaltet aber nunmehr entsprechend den neugeschaffenen Produktionsbedingungen ihre ganze Lebenshaltung auf höchster Kulturstufe, die jetzt ermöglicht, Allen zu gewähren, was unter primitiveren Verhältnissen nur das Privilegium Einzelner oder einzelner Klassen war.

---

*) Zitat in Häckel's „Natürliche Schöpfungsgeschichte". 4. Auflage.

Nun erhält auch die Frau die aktive Rolle, die sie einst in der Urgesellschaft inne gehabt, auf der erreichten höchsten Kulturstufe wieder, sie wird nicht Herrin, aber Gleichberechtigte.

„Das Ende der staatlichen Entwicklung gleicht dem Beginn des menschlichen Daseins. Die ursprüngliche Gleichheit kehrt zuletzt wieder. Das mütterlich-stoffliche Dasein eröffnet und schließt der Kreislauf der menschlichen Dinge", schreibt Bachofen in Vorahnung der kommenden Dinge in seinem im ersten Theil dieser Schrift mehrfach zitirten Werk „Das Mutterrecht".

Und wie Bachofen, so giebt auch Morgan sein Urtheil über die bürgerliche Gesellschaft ab, das sich, ohne daß er eine nähere Kenntniß des Sozialismus besaß, in seinen Schlußsätzen in merkwürdigster Weise mit dem unsern deckt. Er schreibt:

„Seit dem Eintritt der Zivilisation ist das Wachsthum des Reichthums so ungeheuer geworden, seine Formen so verschiedenartig, seine Anwendung so umfassend und seine Verwaltung so geschickt im Interesse der Eigenthümer, daß dieser Reichthum dem Volke gegenüber eine nicht zu bewältigende Macht geworden ist. Der Menschengeist steht rathlos und gebannt da vor seiner eigenen Schöpfung. Aber dennoch wird die Zeit kommen, wo die menschliche Vernunft erstarken wird zur Herrschaft über den Reichthum, wo sie feststellen wird sowohl das Verhältniß des Staats zu dem Eigenthum, das er schützt, wie die Grenze der Rechte der Eigenthümer. Die Interessen der Gesellschaft gehen den Einzelinteressen absolut vor, und Beide müssen in ein gerechtes und harmonisches Verhältniß gebracht werden, die bloße Jagd nach Reichthum ist nicht die Endbestimmung der Menschheit, wenn anders der Fortschritt das Gesetz der Zukunft bleibt, wie er es war für die Vergangenheit. Die seit Anbruch der Zivilisation verflossene Zeit ist nur ein kleiner Bruchtheil der verflossenen Lebenszeit der Menschheit, nur ein kleiner Bruchtheil der ihr noch bevorstehenden. Die Auflösung der Gesellschaft steht drohend vor uns als Abschluß einer geschichtlichen Laufbahn, deren einziges Endziel der Reichthum ist; denn eine solche Laufbahn enthält die Elemente ihrer eigenen Vernichtung.

„Demokratie in der Verwaltung, Brüderlichkeit in der Gesellschaft, Gleichheit der Rechte, allgemeine

Erziehung werden die nächste, höhere Stufe der Gesellschaft einweihen, zu der Erfahrung, Vernunft und Wissenschaft stetig hinarbeiten.

„Sie wird eine Wiederbelebung sein — aber in höherer Form — der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der alten Gentes.“*)

*) Morgan: Ancient Society, p. 552. Zitat bei Engels: „Der Ursprung der Familie.“

Die Internationalität.

Das menschenwürdige Dasein kann nicht nur die Daseinsweise eines einzigen bevorzugten Volkes sein, das, so vortrefflich es sein möchte, isolirt diesen Zustand weder zu begründen noch aufrecht zu erhalten vermag, denn er ist zugleich das Produkt eines Zusammenwirkens internationaler Kräfte und Beziehungen. Obgleich noch überall die nationale Idee die Köpfe beherrscht und als Mittel zur Aufrechterhaltung bestehender politischer und sozialer Herrschaft benutzt wird, denn diese ist nur innerhalb nationaler Schranken möglich, stecken wir bereits tief im Internationalismus.

Handels- und Schifffahrtsverträge, Weltpostverträge, internationale Ausstellungen, Kongresse für Völkerrecht und internationale Gradmessungen, andere internationale wissenschaftliche Kongresse und Verbindungen, internationale Erforschungs-Expeditionen, unser ganzer Handel und Verkehr, insbesondere aber auch die internationalen Kongresse der Arbeiter, als den Trägern der neuen Zeit, deren moralischem Einfluß es auch ganz wesentlich geschuldet ist, daß auf Einladung des Deutschen Reichs im Frühjahr 1890 eine internationale Arbeiterschutzgesetz-Konferenz in Berlin stattfand, alles dies und vieles Andere legt Zeugniß ab für den internationalen Charakter, den die Beziehungen der verschiedenen Kulturnationen, trotz ihrer nationalen Abgeschlossenheit, die immer mehr durchbrochen wird, angenommen haben. Bereits sprechen wir, im Gegensatz zur Nationalwirthschaft, von einer Weltwirthschaft und legen letzterer die größere Bedeutung bei, weil von ihrem Zustande ganz wesentlich das Wohl und Gedeihen der einzelnen Nationen abhängt. Ein sehr

großer Theil der eigenen Produkte wird gegen die Produkte fremder Länder ausgetauscht, ohne die wir nicht mehr existiren können. Und wie ein Industriezweig durch den andern geschädigt wird, wenn einer erlahmt, so erlahmt die Nationalproduktion eines Landes sehr erheblich, wenn die des andern ins Stocken geräth. Die Beziehungen der einzelnen Länder werden trotz aller vorübergehenden Störungen, wie Kriege und nationale Verhetzungen, immer intimer, weil die materiellen Interessen, die stärksten von allen, Alles beherrschen. Jeder neue Verkehrsweg, jede Verbesserung eines Verkehrsmittels, jede Erfindung oder Verbesserung im Produktionsprozeß, wodurch die Waaren verbilligt werden, verstärkt diese intimen Beziehungen. Die Leichtigkeit, mit der persönliche Berührungen zwischen weit von einander entfernten Ländern hergestellt werden können, ist ein neuer wesentlicher Faktor in der Kette der Verbindungen. Die Auswanderung und Kolonisation ist ein anderer mächtiger Hebel. Ein Volk lernt von dem andern, eins sucht dem andern im Wettstreit zuvor zu kommen. Neben dem Austausch materieller Produkte der verschiedensten Art, vollzieht sich auch der Austausch der Geisteserzeugnisse sowohl in der Ursprache wie in Uebersetzungen. Das Erlernen fremder lebender Sprachen wird für Millionen eine Nothwendigkeit. Nichts aber trägt neben materiellen Vortheilen mehr dazu bei, Antipathien zu beseitigen, als das Eindringen in die Sprache und die Geisteserzeugnisse eines fremden Volks.

Die Wirkung dieses auf internationaler Stufenleiter sich vollziehenden Prozesses ist, daß die verschiedenen Länder sich *immer mehr und mehr in ihren sozialen Zuständen ähnlich sehen*. Bei den vorgeschrittensten und *darum maßgebenden* Kulturnationen ist diese Aehnlichkeit bereits so groß, daß, wer die soziale Struktur eines Volkes kennen gelernt hat, diejenige aller übrigen in der Hauptsache ebenfalls kennt. Ungefähr so, wie in der Natur bei Thieren derselben Gattung das Gerippe in seiner Organisation und im Bau dasselbe ist, und man aus einzelnen Theilen des Gerippes das ganze Thier theoretisch konstruiren kann.

Die weitere Folge ist, daß, wo gleich geartete soziale Grundlagen vorhanden sind, auch die Wirkungen daraus die gleichen sein müssen. Aufhäufung großen Reichthums und sein Gegensatz Massenarmuth, Lohnsklaverei, Knechtung der Massen unter die Maschinerie,

Beherrschung der Massen durch die besitzende Minorität mit allen daraus entspringenden Folgen.

In der That sehen wir, daß dieselben Klassengegensätze, die Deutschland durchwühlen, ganz Europa und die Vereinigten Staaten in Bewegung setzen. Von Rußland bis nach Portugal, vom Balkan, von Ungarn und Italien bis nach England und Irland zeigt sich derselbe Geist der Unzufriedenheit, machen sich dieselben Symptome sozialer Gährung, allgemeinen Unbehagens und der Zersetzung bemerkbar. Aeußerlich verschieden im Auftreten, je nach dem Charakter der Bevölkerung und der Form ihres politischen Zustandes, sind sie im Wesen überall dieselben. Tiefe soziale Gegensätze sind die Ursache. Jedes Jahr, daß dieser Zustand länger dauert, verschärft dieselben, treibt sie immer tiefer und weiter in den Gesellschaftskörper, bis schließlich ein Anlaß, vielleicht unbedeutend erscheinender Art, die Explosion herbeiführt und diese sich blitzartig über die ganze Kulturwelt verbreitet, überall die Geister zur Für- und Widerparteinahme auf und in die Schranken rufend.

Der Kampf der neuen Welt wider die alte ist entbrannt. Es treten Massen auf die Bühne, es wird mit einer Fülle von Intelligenz gekämpft, wie die Welt noch in keinem Kampf gesehen, kein zweites Mal einen ähnlichen Kampf mehr sehen wird. Denn es ist der letzte soziale Kampf. Das 19. Jahrhundert wird schwerlich zu Ende gehen, ohne daß dieser Kampf so gut wie entschieden ist.

Dann wird die neue Gesellschaft auf internationaler Basis sich aufbauen. Die Nationen werden sich verbrüdern und sich gegenseitig die Hände reichen und darnach trachten, den neuen Zustand allmälig über alle Völker der Erde auszudehnen.*) Diese kommen zu den fremden Völkern nicht als Feinde, die ausbeuten, unterdrücken wollen, nicht als Vertreter eines fremden Glaubens, den sie ihnen aufnöthigen wollen, sondern als Freunde, die sie zu Kulturmenschen erziehen wollen. Die Kolonisation der neuen Gesellschaft in fremden Ländern und Erdtheilen, z. B. Afrika, wird sich in ihrem Wesen und in ihren Mitteln ebenso sehr von den jetzt angewandten unterscheiden, wie beide Gesellschaften in ihren Wesen ver-

*) „Das nationale Interesse und das Menschheitsinteresse stehen sich heute feindlich gegenüber. Auf einer höheren Stufe der Zivilisation werden einst beide Interessen zusammenfallen und Eins werden." v. Thünen „Der isolirte Staat".

Sozialismus schafft also hier nichts Neues, sondern stellt nur auf höherer Kulturstufe und unter neuen gesellschaftlichen Formen her, was auf primitiverer Kulturstufe, und ehe das Privateigenthum die Gesellschaft beherrschte, allgemeine Geltung hatte.

Der Mensch soll in der Lage sein, über seinen stärksten Trieb ebenso frei verfügen zu können, als über jeden andern Naturtrieb. Die Befriedigung des Geschlechtstriebs ist genau ebenso jedes Einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jedes andern Naturtriebs. Es hat Niemand darüber Andern Rechenschaft abzugeben und kein Unberufener hat sich einzumischen. Einsicht, Bildung, Unabhängigkeit, Eigenschaften, die durch die Erziehung und die Verhältnisse in der künftigen Gesellschaft als naturgemäße erscheinen, werden die Wahl erleichtern und leiten. Stellt sich Unverträglichkeit, Enttäuschung oder Abneigung heraus, so gebietet die Moral, die unnatürlich und darum unsittlich gewordene Verbindung zu lösen. Da Männer und Frauen an Zahl gleich sind und alle Umstände verschwinden werden, die bisher eine große Zahl von Frauen zur Ehelosigkeit oder zum Verkauf ihres Körpers verurtheilten, so ist die Männerwelt nicht mehr in der Lage, irgend welches Uebergewicht zu ihren Gunsten geltend zu machen. Andererseits hat der gänzlich veränderte Sozialzustand die vielen Hemmungen und Störungen beseitigt, die — wie oben ausgeführt wurde — heute das Eheleben beeinflussen, so oft es zu seiner Entfaltung nicht gelangen lassen oder es gänzlich unmöglich machen.

Diese Hemmungen und Widernatürlichkeiten in der heutigen Stellung der Frau haben dahin geführt, daß selbst solche Personen vollkommen freie Liebeswahl und, wenn nothwendig, freie Lösung des Verhältnisses, ohne äußeres Hinderniß, für gerechtfertigt anerkennen, die im Uebrigen nicht geneigt sind, die weiteren Konsequenzen für Veränderungen unseres jetzigen Sozialzustandes zu ziehen und die Freiheit im Geschlechtsverkehr natürlich nur den bevorrechteten Klassen vindiziren wollen. So äußert z. B. Mathilde Reichhardt-Stromberg in einer Polemik gegen die frauen-emanzipatorischen Bestrebungen der Schriftstellerin Fanny Lewald folgendes:

„Wenn Sie (F. L.) die Forderung aufstellen der vollständigen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne im sozialen und politischen Leben, so muß nothwendig George Sand auch Recht haben in ihren Emanzipationsbestrebungen, die auf nichts weiter hinausgehen als das, was der Mann seit längst unbestritten besaß. Denn

es ist schlechterdings kein vernünftiger Grund aufzufinden, weshalb allein der Kopf und nicht auch das Herz der Frau an dieser Gleichberechtigung Theil nehmen und frei sein soll zu geben und zu nehmen wie der Mann. Im Gegentheil: Soll das Weib seiner Natur nach berechtigt und dann auch verpflichtet sein — denn wir sollen das uns gegebene Pfund nicht vergraben — die Fasern des Hirns bis aufs Aeußerste anzuspannen zum Wettlauf mit den Geistestitanen des andern Geschlechts, so muß es auch das Recht haben, ganz wie diese zur Erhaltung des Gleichgewichts den Blutumlauf des Herzens zu beschleunigen, auf immer welche Weise es ihm angemessen scheint. Denn wir lesen Alle doch ohne die geringste sittliche Entrüstung z. B. von Goethe — um nur gleich den Größten als Beispiel zu wählen — wie er oft und immer wieder seines Herzens Wärme und den Enthusiasmus seiner großen Seele an eine andere Frau verschwendete. Der Einsichtsvolle findet das nur natürlich, eben seiner großen schwer zu befriedigenden Seele wegen, und nur der beschränkte Moralist hält sich tadelnd dabei auf. Warum also wollen Sie spotten über die „großen Seelen" unter den Weibern! .... Nehmen wir einmal an, das ganze weibliche Geschlecht bestände ohne Ausnahme aus George Sand'schen großen Seelen; jede Frau sei eine Lucretia Floriani, deren Kinder alle Kinder der Liebe, die diese Kinder aber auch alle mit echt mütterlicher Liebe und Hingebung sowohl, als mit Einsicht und Verstand erzöge. Was würde aus der Welt dabei werden? Es unterliegt keinem Zweifel, die Welt könnte dabei fortbestehen und Fortschritte machen wie heute und könnte sich vielleicht ausnehmend wohl dabei befinden."

Die Verfasserin ist also der Ansicht, daß, wenn jede Frau eine Lucretia Floriani sei, also eine der großen Seelen wie George Sand, die in Lucretia Floriani sich selbst schildert, soll es ihr unbenommen sein, „zur Erhaltung des Gleichgewichts den Blutumlauf ihres Herzens zu beschleunigen, auf welche Weise immer es ihr angemessen erscheint". Aber warum nur für die „großen Seelen" und nicht auch für die andern, die keine „großen Seelen" sind und keine werden konnten. Für uns besteht dieser Unterschied nicht. Konnten ein Goethe und eine George Sand, um zwei der Größten herauszunehmen, den Neigungen ihres Herzens leben, veröffentlicht man namentlich über des ersteren Liebesaffären halbe Bibliotheken, die von seinen Verehrern und Verehrerinnen mit einer Art andächtiger

tief eingeprägt. Dieses Bedürfniß entspringt dem Trieb zur Vervollkommnung, der jedem organischen Wesen immanent ist. Die Pflanze, die im dunkeln Raume steht, streckt und reckt sich, als habe sie Bewußtsein, nach dem Licht, das durch irgend eine Lucke fällt. Genau so der Mensch. Und ein Trieb, der dem Menschen eingeboren, also ein Naturtrieb ist, muß in vernünftiger Weise befriedigt werden.

Der Befriedigung des Triebs nach Veränderung steht der Zustand der neuen Gesellschaft auch nicht entgegen, vielmehr macht sie die Befriedigung dieses Triebes erst Allen möglich. Ihre aufs Höchste entwickelten Verkehrsbeziehungen erleichtern das, die internationalen Beziehungen fordern es heraus. Es wird also Jedem möglich werden, seine „Ferienreise" zu machen, und dies zu organisiren wird nicht schwer fallen. Er kann fremde Länder und Erdtheile besuchen, Expeditionen und Kolonisationen aller Art sich anschließen, sobald er dafür Entsprechendes der Gesellschaft leistet.

Die Verwaltungsorgane der Gesellschaft werden darüber zu wachen haben, daß Vorräthe an Lebensbedürfnissen aller Art vorhanden sind, um allen Ansprüchen zu genügen. Dies auszuführen, ist nach all dem Gesagten leicht. Die Gesellschaft regulirt ihre Arbeitszeit nach Bedürfniß, sie macht sie bald länger, bald kürzer, wie ihre eigenen Ansprüche und die Natur der Jahreszeit dies wünschenswerth erscheinen lassen. Sie kann in der einen Jahreszeit mehr sich auf ländliche, in der andern mehr sich auf industrielle Produktion werfen; sie kann die Arbeitskräfte dirigiren, wie das tägliche Bedürfniß es erfordert. Sie kann in Folge der Kombinirung zahlreicher Arbeitskräfte, mit den vervollkommnetsten technischen Einrichtungen, Unternehmungen spielend ausführen, die heute unmöglich scheinen. —

Wie die Gesellschaft für ihre Jugend die Sorge übernimmt, so übernimmt sie dieselbe auch für ihre Alten, Kranken und Invaliden. Wer durch irgend einen Umstand arbeitsunfähig geworden ist, für den einzutreten ist die Gesellschaft verpflichtet. Jede mögliche Pflege und Rücksicht ist ihm sicher, Hospitäler und Pflegehäuser, die bieten, was Technik und Wissenschaft ermöglichen, werden ihn der Gesellschaft als Thätigen bald wieder zurückzugeben suchen, oder es wird ihm in ihnen, wenn alt und gebrechlich geworden, der Lebensabend verschönert. Kein Gedanke, daß Andere seinen Tod erwarten, um ihn zu „beerben", stört seinen Lebensgang; kein Gedanke, daß, wenn alt, hilflos geworden, er wie eine ausgepreßte Zitrone bei Seite

geworfen wird, beunruhigt ihn. Er ist weder auf die Mildthätigkeit und Unterstützung seiner Kinder, noch auf die Bettelpfennige der Gemeinde angewiesen. In welcher Lage die meisten Eltern sich befinden, die auf die Unterstützung ihrer Kinder im Alter angewiesen sind, ist eine nur zu bekannte Thatsache. Und wie demoralisirend wirkt in der Regel auf die Kinder und in noch höherem Grade auf die Verwandten die Hoffnung, erben zu können. Welche scheußlichen Leidenschaften werden dadurch geweckt und wie viel Verbrechen sind grade hierdurch hervorgerufen worden. Mord, Unterschlagung, Erbschleicherei, Meineid, Erpressung u. s. w. Die bürgerliche Gesellschaft hat keine Ursache, auf ihr Erbrecht so stolz zu sein, es verschuldet ein gut Theil der jährlich vorkommenden Verbrechen und dabei hat die große Mehrzahl Nichts zu vererben und Nichts zu erben.*)

Der moralische und physische Zustand der Gesellschaft, die Arbeits-, Wohn-, Nahrungs-, Kleidungsweise, ihr geselliges Leben, Alles wird dazu beitragen, Unglücksfälle, frühzeitige Erkrankungen und Siechthum möglichst zu verhüten. Der natürliche Tod, das Absterben der Lebenskräfte wird mehr und mehr Regel werden und die Ueberzeugung, daß der „Himmel" auf Erden ist und gestorben sein zu Ende sein heißt, wird die Menschen veranlassen, natürlich zu leben. Am Meisten genießt, wer lang genießt. Das weiß die Geistlichkeit, die die Menschen auf das „Jenseits" vorbereitet, am Besten zu schätzen, weshalb sie durchschnittlich das höchste Lebensalter erreicht.

Zur natürlichen Lebeweise gehört in erster Linie vernünftig Essen und Trinken. Freunde der sogenannten „naturgemäßen Lebensweise" fragen öfter, warum die Sozialdemokratie sich dem Vegetarianismus gegenüber gleichgiltig verhalte. Diese Anfragen sind Veranlassung, wenn hier mit einigen Zeilen dieses Kapitel behandelt

*) „Der Mensch, welcher sein Leben lang rechtlich und in angestrengter Thätigkeit bis zum Greisenalter verbracht hat, soll in seinem Alter weder von der Gnade seiner Kinder, noch der bürgerlichen Gesellschaft leben. Ein unabhängiges, sorgenfreies und müheloses Alter ist der naturgemäßeste Lohn für die unausgesetzten Anstrengungen in den Tagen der Kraft und Gesundheit." von Thünen: „Der isolirte Staat". Aber wie sieht's heute aus in der bürgerlichen Gesellschaft? Daß die vielberühmte Alters- und Invalidenversorgung im Deutschen Reich nur einen dürftigen Ersatz bietet, geben selbst ihre eifrigsten Vertheidiger zu. Ihre Hilfeleistungen sind noch unzulänglicher, als die Pensionen, die der großen Mehrzahl pensionirter Beamter die Gemeinwesen gewähren.

wird. Der Vegetarianismus, d. h. die Lehre, ausschließlich von Pflanzenkost sich zu nähren, ist eine Lehre, die zunächst in solchen Kreisen auftrat, die in der angenehmen Lage sich befanden, zwischen vegetabilischer und animalischer Kost wählen zu können. Für die sehr große Mehrheit der Menschen existirt diese Frage heute nicht, da sie nach ihren Mitteln zu leben gezwungen sind, deren Dürftigkeit sie in sehr vielen Fällen ausschließlich oder fast ausschließlich auf vegetabilische Kost hinweist, und zwar auf die wenigst nährendste. Für große Kreise unserer Arbeiterbevölkerung in Schlesien, in Sachsen, Thüringen, in allen Industriebezirken ist die Kartoffel die Hauptnahrung, Brot kommt erst in zweiter Linie, Fleisch, und dann nur solches schlechtester Qualität, erscheint fast gar nicht auf dem Tisch. Ebenso lebt der allergrößte Theil der Landbevölkerung, obgleich sie das Vieh züchtet, fast ohne Fleischnahrung, weil sie das Vieh verkaufen muß, um mit dem Gelde andere Bedürfnisse bestreiten zu können.

Für alle diese gezwungenen Vegetarianer wäre nach unserer Meinung ein solides Beefsteak, eine gute Hammelkeule entschieden eine Verbesserung ihrer Nahrung. Wenn der Vegetarianismus sich gegen die Ueberschätzung des Nährgehaltes der Fleischnahrung wendet, hat er Recht; er hat Unrecht, wenn er dessen Genuß als verderblich und verhängnißvoll, aus zum Theil sehr sentimentalen Gründen, bekämpft. Z. B. deshalb, weil das natürliche Gefühl verbiete, Thiere zu tödten, von einer „Leiche" zu essen. Nun, der Wunsch, angenehm und ungestört zu leben, zwingt uns, einer großen Zahl von Lebewesen in Gestalt von Ungeziefer aller Art den Krieg zu erklären und sie zu vernichten, und um nicht selbst verzehrt zu werden, müssen wir die Tödtung und Ausrottung wilder Bestien vornehmen. Das ungehinderte Lebenlassen der „guten Freunde des Menschen", der Hausthiere, würde in einigen Jahrzehnten diese „guten Freunde" uns in so gewaltiger Zahl auf den Leib bringen, daß sie uns „auffräßen", indem sie uns die Nahrung nähmen. Auch die Behauptung, daß vegetabilische Kost milde Gesinnung gebe, ist falsch. Im sanftmüthigen pflanzenessenden Inder erwachte ebenfalls die „Bestie", als die Härte des Engländers ihn zur Empörung trieb.

Sonderegger trifft nach unserer Meinung den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „Es giebt keine Rangordnung der Nothwendigkeit der Nahrungsmittel, aber ein unwandelbares Gesetz für die

Mischung ihrer Nahrungsstoffe." Unzweifelhaft ist richtig, daß kein Mensch von Fleischnahrung allein sich zu ernähren vermöchte, aber wohl eher von Pflanzenkost, vorausgesetzt, daß er sie entsprechend auswählen kann. Andrerseits wird Niemand sich mit einer bestimmten Pflanzenkost, und sei sie die nahrhafteste, begnügen wollen. So sind Bohnen, Erbsen, Linsen, mit einem Wort die Leguminosen, die nährendsten aller Nahrungsstoffe. Deshalb aber ausschließlich von ihnen sich nähren zu müssen — was möglich sein soll — wäre schrecklich. So führt Karl Marx im „Kapital" an, daß die chilenischen Bergwerkbesitzer ihre Arbeiter zwingen, Jahr aus Jahr ein Bohnen zu essen, weil diese ihnen ein großes Maß von Kraft geben und sie in den Stand setzen, Lasten zu tragen, wie bei keiner andern Nahrung. Die Arbeiter weisen die Bohnen trotz ihrer Nahrhaftigkeit oft zurück, sie erhalten aber nichts anderes und sind gezwungen, sich mit ihnen zu begnügen.

Offenbar tritt in dem Maße, wie die Kultur sich hebt, an Stelle der fast ausschließlichen Fleischkost, wie sie bei Jagd- und Hirtenvölkern besteht, mehr die Pflanzenkost. Die Vielseitigkeit der Pflanzenkultur ist ein Zeichen höheren Kulturgrades überhaupt. Dazu kommt, daß auf einer gegebenen Ackerfläche viel mehr vegetabilische Nährstoffe erbaut werden können, als auf derselben Fläche durch Viehzucht Fleisch erzeugt werden kann. Diese Entwicklung verschafft der vegetabilischen Nahrung ein immer größeres Uebergewicht. Denn der Fleischtransport, der uns in der Gegenwart durch bürgerliche Raubwirthschaft aus fernen Ländern, insbesondere aus Südamerika und Australien zugeführt wird, hat in wenigen Jahrzehnten so ziemlich sein Ende erreicht. Dagegen muß hervorgehoben werden, daß Vieh nicht blos des Fleisches wegen gezüchtet wird, sondern auch der Wolle, Haare, Borsten, Häute, Milch, Eier 2c. wegen und eine Menge von Industrien und viele menschliche Bedürfnisse davon abhängen. Ferner werden eine Menge Abfälle in der Industrie und Wirthschaft kaum nützlicher als durch Viehzucht verwandt. Andererseits wird in der Zukunft das Meer in ganz anderer Weise als bisher seinen fast unerschöpflichen Reichthum an animalischen Nahrungsstoffen der Menschheit öffnen müssen. Der Vegetarianismus als ausschließliche Lebensweise ist also für die künftige Gesellschaft weder wahrscheinlich, noch nothwendig.

Nun handelt sich's aber bei der Nahrung weit mehr um die Qualität als die Quantität, viel hilft keineswegs viel, namentlich

wenn es auch nicht gut ist. Die Qualität wird aber durch die Art und Weise der Zubereitung bedeutend verbessert. *Nahrungsbereitung muß also ebenso gut wissenschaftlich betrieben werden*, wie andere menschliche Thätigkeiten, wenn sie möglichst vortheilhaft sein soll. Dazu gehört *Wissen und Einrichtung*. Daß unsere Frauen, denen heute die Nahrungsbereitung hauptsächlich zufällt, dieses Wissen allermeist *nicht* besitzen, nicht besitzen können, bedarf hier keines Beweises mehr. Aber es fehlen ihnen dazu auch die meisten Einrichtungen. Auch werden Koch- und Bratapparate und viele technische Einrichtungen für alle möglichen Zurichtungen von Speisen gegenwärtig schon, wovon wir uns in jeder gut eingerichteten Hotelküche, in jeder großen Dampfküche einer Kaserne, eines Hospitals und namentlich auf einer Kochkunstausstellung überzeugen können, in hoher Vollendung und nach wissenschaftlichen Prinzipien hergestellt. *Es gilt, mit der geringsten Aufwendung von Kraft, Zeit und Material das günstigste Resultat zu erzeugen.* Das ist bei der menschlichen Ernährung besonders wichtig. Es ist also die kleine Privatküche genau wie die kleine Werkstatt ein *überwundener Standpunkt*, eine Einrichtung, bei der Zeit, Kraft und Material in unsinniger Weise vergeudet und verschleudert werden. Die ganze Nahrungsmittelbereitung wird also in der Gesellschaft der Zukunft *ebenfalls eine gesellschaftliche Einrichtung*, die auf höchster Stufenleiter in zweckmäßigster, vortheilhaftester Weise ausgeführt wird. Die Privatküche ist verschwunden, wie sie heute schon in den Familien verschwunden ist, die zwar für gewöhnlich noch durch die eigene Küche ihr Essen herstellen lassen, aber die Hotelküche oder die Küche des Privatkochs in Anspruch nehmen, handelt es sich um größere Gastereien und die Herstellung von Genüssen, für welche ihnen und ihrem Personal die Kenntniß fehlt.*) Der Nährwerth der Speisen wird durch ihre

*) Ueber die Aufhebung der Privatküche ist Herr Eugen Richter in seinen „Irrlehren" ebenfalls aus dem Häuschen. Herr Richter ist, soviel wir wissen, nicht verheirathet, er scheint also die eigene Küche nicht zu vermissen, und das scheint ihm, nach seiner Körperfülle zu urtheilen, sehr wohl zu bekommen. Wäre Herr Richter verheirathet und besäße er eine Frau, die selbst das Küchen-Departement verwalten und auch die nöthigen Arbeiten darin leisten müßte, statt daß die Frauen der begüterten Klassen dies durch Dienstboten thun lassen, die man gut genug dafür hält, es wäre 100 gegen 1 zu wetten, daß seine Frau ihm haarscharf beweisen würde, wie froh sie wäre, könnte sie durch die große und vortrefflich eingerichtete

leichte Assimilirfähigkeit erhöht; diese ist entscheidend.*) Eine naturgemäße Nährweise für Alle kann also auch erst die neue Gesellschaft ermöglichen.

Cato rühmt vom alten Rom, daß bis zum sechsten Jahrhundert der Stadt (200 vor Chr.) es wohl Kenner der Heilkunde gab, aber für bloße Krankenbehandler es an Beschäftigung fehlte. Die Leute lebten so nüchtern und einfach, daß Krankheiten selten vorkamen und der Tod durch Altersschwäche die gewöhnlichste Form des Todes war. Erst als Schlemmerei und Müßiggang, kurz das Lotterleben auf der einen, Noth und Ueberarbeit auf der andern um sich griffen, wurde es gründlich anders. Die Schlemmerei und das Lotterleben sollen künftig unmöglich sein, aber auch Noth, Elend und Entbehrung. Es ist dabei genug für Alle vorhanden. Singt doch schon Heinrich Heine, der manchmal sozialistische Anwandlungen hatte:

Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckererbsen nicht minder.

Ja, Zuckererbsen für Jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen. **)

„Wer wenig ißt, lebt gut" (d. h. lang), sagte der Italiener Cornaro im 16. Jahrhundert, wie Niemeyer zitirt.

Schließlich wird künftig auch die Chemie für die Herstellung neuer und verbesserter Nahrungsmittel in bisher ungekannter Weise thätig sein. Heute wird diese Wissenschaft sehr mißbraucht, um Fälschungen und Prellereien zu ermöglichen; es ist aber klar, daß ein chemisch zubereitetes Nahrungsmittel, das alle Eigenschaften eines Naturprodukts hat, denselben Zweck erfüllt. Die Form der Gewinnung ist nebensächlich, vorausgesetzt, daß das Produkt im Uebrigen allen Ansprüchen entspricht.

Kommunespeiseanstalt von der Küchensklaverei befreit werden. Quod erat demonstrandum.

*) Die Assimilirfähigkeit der Speisen für den Einzelnen ist maßgebend. Niemeyer: Gesundheitslehre.

**) Aus „Deutschland, ein Wintermärchen".

Kommen nun zu den Zentral-Nahrungsbereitungsanstalten die Zentral-Reinigungsanstalten, wo auf mechanisch-chemischem Wege die Wäsche gewaschen, getrocknet, fertiggestellt wird, und hält man fest, daß außerdem Zentralheizung, Zentralbeleuchtung, kalte und warme Wasserleitungen, genügend Bäder vorhanden sind, daß die Wäsche und die Kleidung in Zentralwerkstätten fabrizirt wird, so ist das ganze häusliche Leben von Grund aus umgestaltet und vereinfacht. Der Dienstbote, dieser Haussklave für alle Launen der „Herrin", ist verschwunden, die „Dame" aber auch.*)

*) „Ohne Dienstboten keine Kultur," ruft in komischem Pathos Professor v. Treitschke in einer Polemik gegen den Sozialismus aus. Daß unsere Dienstboten „die Träger unserer Kultur" sind, ist sicher neu. Der professorale und gelehrte Kopf des Herrn v. Treitschke kann sich ebenso wenig aus der bürgerlichen Welt denken, wie Aristoteles vor 22 Jahrhunderten aus der griechischen. Ohne Sklaven schien Aristoteles der Bestand der Gesellschaft unmöglich. Herrn v. Treitschke macht nun offenbar das Stiefelwichsen und das Kleiderreinigen Sorge und Kopfzerbrechen, aber auch das ist heute keine „ungelöste" Frage mehr. Für einstweilen besorgen heute das Geschäft allerdings noch mehr als neunzig Prozent sich selbst, es könnten's also künftig auch die übrigen zehn besorgen, aber es sind mittlerweile Maschinen erfunden worden, die das Reinmachen besorgen, so daß der Herr Professor nicht einmal mehr einen mitleidigen Knaben zu gewinnen braucht, der ihn aus der Verlegenheit reißt. Schließlich halte man fest, daß es in der künftigen Gesellschaft heißt: Arbeit schändet nicht, auch wenn sie in Stiefelwichsen besteht, das hat sogar schon mancher altadelige Offizier kennen gelernt, der Schulden halber nach Amerika durchbrannte und Hausknecht oder Stiefelputzer wurde.

Die Frau in der Zukunft.

In diesem Kapitel können wir uns sehr kurz fassen. Es enthält einfach die Konsequenzen, die für die Stellung der Frau in der künftigen Gesellschaft aus dem bis jetzt Gesagten hervorgehen, Konsequenzen, die Jeder sich leicht ziehen kann.

Die Frau ist in der neuen Gesellschaft sozial und ökonomisch vollkommen unabhängig, sie ist keinem Schein von Herrschaft und Ausbeutung mehr unterworfen, sie steht nunmehr dem Mann als Freie, Gleiche gegenüber, sie ist Herrin ihrer Geschicke.

Ihre Erziehung ist jener des Mannes gleich, ausgenommen dort, wo die Geschlechtsverschiedenheit Abweichungen und eigenartige Behandlung unumgänglich machen; sie kann unter naturgemäßen Lebensbedingungen alle ihre physischen und geistigen Kräfte und Fähigkeiten entwickeln; sie kann für ihre Thätigkeit diejenigen Gebiete wählen, die ihren Wünschen, Neigungen und Anlagen entsprechen. Hier ist sie genau unter denselben Bedingungen wie der Mann thätig. Eben noch praktische Arbeiterin in irgend einem Gewerbe, ist sie in der nächsten Stunde Erzieherin, Lehrerin, Pflegerin, übt sie an einem dritten Theil des Tages irgend eine Kunst aus oder pflegt eine Wissenschaft, und versieht in einem vierten Theil irgend eine verwaltende Funktion. Sie genießt Studien, Vergnügungen und Unterhaltungen mit ihres Gleichen oder mit Männern, ganz wie es ihr beliebt und die Gelegenheit sich bietet.

In der Liebeswahl ist sie so gut wie der Mann frei und ungehindert. Sie freit oder läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner andern Rücksicht, als auf ihre Neigung. Dieser Bund ist ein Privatvertrag ohne Dazwischentreten irgend eines Funktionärs, wie die Ehe bis ins späte Mittelalter ein Privatvertrag war. Der

Genüsse, ihre einzige Freude sei das Weib. Mangel an vielseitigerer Beschäftigung und Unterhaltung ist vielleicht auch die Ursache, daß durchschnittlich die Ehen der Landgeistlichen mit Kindern so gesegnete sind.

Doch wie dem sei, unbestreitbar ist, daß unsere ärmsten Distrikte in Deutschland, wie das schlesische Eulengebirge, die Lausitz, das Erz- und Fichtelgebirge, der Thüringer Wald, der Harz 2c. die Sitze der dichtesten Bevölkerung sind, also Bevölkerungen, deren Hauptnahrung die Kartoffel bildet. Ferner steht fest, daß bei Schwindsüchtigen der Geschlechtstrieb ganz besonders stark entwickelt ist, und diese oft noch in einem Stadium der Kräfteabnahme Kinder zeugen, in dem man es nicht mehr für möglich halten sollte.

Es ist ein Gesetz der Natur, wie das auch in den hervorgehobenen Zitaten von Herbert Spenzer und Laing bestätiget wird, durchschnittlich genommen, an Quantität zu ersetzen, was an Qualität verloren geht. So sehen wir, daß die höchststehenden und stärksten Thiere: Löwe, Elephant, Kameel 2c., unsere Hausthiere, wie Pferd, Kuh, durchschnittlich sehr wenig Junge zur Welt bringen, wohingegen alle niederer organisirten Thiere im umgekehrten Verhältniß zu ihrer Entwicklung sich riesenhaft vermehren, z. B. alle Insektenarten, die meisten Fische 2c., die kleineren Säugethiere, wie Hasen, Ratten, Mäuse u. s. w. Andererseits hat Darwin festgestellt, daß gewisse Thiere, sobald sie aus der Wildniß unter die Zucht der Menschen kommen und gezähmt werden, ihre Fruchtbarkeit einbüßen, z. B. der Elephant. Damit wäre erwiesen, daß namentlich veränderte Lebensweise das Entscheidende für die mehr oder weniger große Vermehrungsfähigkeit ist.

Nun sind es aber wieder gerade die Darwinisten, welche die Uebervölkerungsfurcht theilen, auf die sich unsere modernen Malthusianer als Autoritäten stützen. Wir haben schon nachgewiesen, daß unsere Darwinisten überall eine unglückliche Hand haben, wo sie ihre Theorien auf die Menschenverhältnisse anwenden, weil sie hierbei meist roh empirisch verfahren und das, was von den Thieren gilt, ohne weiteres auf die Menschen übertragen, nicht berücksichtigend, daß der Mensch als höchst organisirtes Thier die Naturgesetze erkennend, sie auch zu lenken und zu benutzen vermag.

Die Theorie vom Kampfe ums Dasein, die Lehre, daß die Keime für neue Existenzen in weit höherem Grade vorhanden sind, als auf Grund der vorhandenen Existenzmittel lebensfähig gemacht werden

könnten, wären allerdings auch für die Menschenwelt in alle Zukunft vollkommen zutreffend, wenn die Menschen, statt ihr Gehirn anzustrengen und die Technik zu Hilfe zu nehmen, um Luft, Grund und Boden und Wasser auszunutzen, wie die Viehheerden grasten, oder wie die Affen cynisch frech und ungezügelt der Befriedigung ihres Geschlechtstriebes oblägen, also selbst zu Affen würden. Beiläufig bemerkt, liegt in der Thatsache, daß außer den Menschen nur noch bei den Affen der Geschlechtstrieb an gewisse Zeiten nicht gebunden ist wie in der übrigen Thierwelt, ein sehr schlagender Beweis für die Verwandtschaft der beiden. Aber wenn sie nahe verwandt sind, sind sie nicht ein und dasselbe, und deshalb kann man sie nicht auf eine Stufe stellen und mit gleichem Maße messen.

Daß unter den bisherigen Eigenthums- und Produktionsverhältnissen der Kampf ums Dasein auch für die Menschen bestand, viele die nothwendigen Lebensbedingungen nicht fanden, ist vollkommen richtig. Falsch ist aber, daraus abzuleiten, daß, da dies bisher so war, es unabänderlich sei, ewig so bleiben müsse. Hier ist der Punkt, wo die Darwinianer auf die schiefe Ebene gerathen, weil sie wohl Zoologie und Anthropologie, aber keine Soziologie studirten, vielmehr diese sich von unseren bürgerlichen Ideologen zurechtmachen ließen. So kommen sie zu ihren Trugschlüssen.

Der Geschlechtstrieb ist bei dem Menschen perennirend, er ist sein stärkster Trieb, der Befriedigung verlangt, soll die Gesundheit nicht leiden. Es ist ferner kein Zweifel, daß dieser Trieb um so stärker ist, *je gesünder und normaler entwickelt* der Mensch ist, gleich wie ein guter Appetit und eine gute Verdauung einen gesunden Magen anzeigen und die Grundbedingungen für einen gesunden Körper sind. Aber Befriedigung des Geschlechtstriebes und Zeugung oder Empfängniß *sind noch lange nicht dasselbe*. Hier ist also der entscheidende Punkt. Ueber die Fruchtbarkeit des menschlichen Samens und die Empfänglichkeit sind die verschiedensten Theorien aufgestellt worden. Im Ganzen tappen wir in diesen hochwichtigen Fragen hauptsächlich *um deswillen noch im Dunkeln, weil ein paar tausend Jahre die unsinnigste Scheu bestanden hat, sich mit den Gesetzen seiner eigenen Entstehung und Entwicklung offen, frei und naturgemäß zu beschäftigen, die Zeugungs- und Entwicklungsgesetze des Menschen gründlich zu studiren*. Das wird jetzt erst allmälig anders und muß noch viel gründlicher anders werden.

Von der einen Seite wird die Theorie aufgestellt, daß höhere geistige Entwicklung und starke geistige Beschäftigung, überhaupt höhere Nerventhätigkeit, auf den Geschlechtstrieb reprimirend einwirke und die Zeugungsfähigkeit abschwäche. Von der andern wird das bestritten. Man weist namentlich auf die Thatsache hin, daß die besser situirten Klassen durchschnittlich weniger Kinder besäßen und dies nicht blos Präventivmaßregeln zuzuschreiben sei. Sicher wirkt stark anstrengende geistige Beschäftigung auf den Geschlechtstrieb reprimirend, aber daß diese von der Mehrheit unserer besitzenden Klasse geübt wird, ist sehr zu bestreiten. Andrerseits wirkt starke physische Anstrengung ebenfalls reprimirend. Aber jedes Uebermaß von Anstrengung ist für den Menschen schädlich und aus diesem Grunde zu verwerfen.

Andere dagegen behaupten, die Lebensweise, insbesondere die Nahrung bestimme, neben gewissen physischen Zuständen auf Seiten der Frau, die Zeugungsfähigkeit und Empfänglichkeit. Entsprechende Nahrung beeinflusse, wie sich auch bei gewissen Thieren zeige, mehr als alles Andere die Wirkung des Zeugungsaktes. Und hier dürfte in der That die Entscheidung liegen. Welchen Einfluß die Art der Ernährung auf den Organismus gewisser Thiere ausübt, ist in überraschender Weise bei den Bienen konstatirt worden, die durch Darreichung einer andern Nahrung sich beliebig eine neue Königin züchten. Die Bienen sind also in der Kenntniß ihrer Geschlechtsentwicklung weiter als die Menschen. Vermuthlich hat man ihnen nicht ein paar Jahrtausende lang gepredigt, daß um geschlechtliche Dinge sich zu bekümmern „unanständig“ und „unsittlich“ sei.

Ein Beispiel, wie die Nahrungsweise in dieser Richtung bei Menschen wirkt, wurde uns von einer Seite mitgetheilt, die Land und Leute in Altbayern sehr genau kennt. Nach Versicherungen von jener Seite soll es dort sehr häufige Erscheinung sein, daß die Ehen wohlhabender Bauern — also bei einem Menschenschlag, der vielleicht der gesündeste, kräftigste und schönste in ganz Deutschland ist — kinderlos bleiben und deshalb oft veranlaßt wären, Kinder armer Leute zu adoptiren. Auf die Frage nach der Ursache dieser Erscheinung erfolgte die Antwort: daß dies an der fetten und nahrhaften Lebensweise der altbayerischen Bauern liege, die bekanntlich hauptsächlich in stark geschmälzten (also sehr fetten) Mehlspeisen besteht, in deren schmackhafter Herstellung die

altbayerische Bevölkerung einen großen Ruf genießt. Beachtet man, daß auch häufig Pflanzen in gutem Boden und fett gedüngt wohl üppig gedeihen, aber keine Frucht und keinen Samen ergeben, so liegt hier eine ähnliche Erscheinung vor.

Von einer andern Seite, die Land und Leute in Altbayern ebenfalls genau kennt, wurde uns gegenüber geltend gemacht, daß noch ein anderer Umstand zu der erwähnten Sterilität beitragen möchte. Dies sei der frühzeitige (uneheliche) Geschlechtsverkehr, der dort sehr häufig sei und in der Volksmeinung durchaus nichts Anstößiges habe. Frühzeitiger Geschlechtsgenuß wirkt aber doppelt aufregend, wenn er, wie es in Altbayern „landesüblich" sein soll, sich nicht auf ein bestimmtes Paar beschränkt, sondern wechselt. Dieser Ueberreizung folgt Abstumpfung, welche die Empfänglichkeit verhindert. Dies soll auch wesentlich die Ursache sein, weshalb Prostituirte so selten Kinder bekommen. Man sieht, auf diesem Gebiete ist der Kombination und der Hypothese noch ein weites Feld geöffnet.

Daß die Art der Nahrungsstoffe auf die Zusammensetzung des männlichen Samens, wie auf die Befruchtungsfähigkeit des weiblichen Eies einwirkt, kann wohl nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, und so dürfte also von der Art der Ernährung die Vermehrungsfähigkeit der Bevölkerung sehr wesentlich abhängen. Könnte dieses genau festgestellt werden, so würde die Bevölkerungszahl durch die Nährweise in erheblichem Maße regulirt werden können. Hierzu kommt, daß es bei der Frau Zeitabschnitte giebt, in welchen die Empfängnißfähigkeit gleich Null ist; dieselbe soll nur eine Anzahl Tage vor und nach der Menstruation mit Sicherheit stattfinden. Beachten wir endlich auch, daß die Stellung der Frau eine gänzlich andere in der Gesellschaft der Zukunft wird, daß sie nicht gewillt sein dürfte, einer großen Zahl von Kindern als „Schickung Gottes" das Leben zu geben, daß sie ihre Freiheit und Selbständigkeit genießen und nicht die Hälfte oder Dreiviertel ihrer besten Lebensjahre im Schwangerschaftszustande oder mit dem Kinde an der Brust verbringen will. Sicher giebt es sehr wenig Frauen, die kein Kind wollen, andrerseits aber wünschen die allermeisten über eine mäßige Zahl hinaus solche nicht zu besitzen. Alles dies zusammengenommen, wird uns dahin führen, daß sich die Bevölkerung regulirt, ohne daß unsere Malthusianer nöthig haben, gegenwärtig sich die Köpfe zu zerbrechen. Die Regulirung wird

schließlich ohne gesundheitsschädigende Enthaltsamkeit und ohne widerliche Präventivmaßregeln möglich sein.

Es dürfte aller Voraussicht nach die Regulirung der Bevölkerungszahl nicht aus lächerlicher Furcht vor Nahrungsmangel, sondern einfach aus Wohlseinsgründen für die zunächst Betheiligten in der Zukunft ihre Lösung in der einfachsten Weise finden. Karl Marx hat also auch hier recht, wenn er im „Kapital" ausführt, jede ökonomische Periode in der Entwicklung der Menschheit habe auch ihr besonderes Bevölkerungsgesetz.

Die Menschheit wird in der sozialistischen Gesellschaft, in der sie erst wirklich frei und auf ihre natürliche Basis gestellt ist, ihre ganze Entwicklung mit Bewußtsein nach Naturgesetzen lenken.

In allen bisherigen Epochen handelte die Menschheit in Bezug auf Produktion und Vertheilung, wie auf Bevölkerungsvermehrung ohne Kenntniß ihrer Gesetze, also unbewußt; in der neuen Gesellschaft wird sie mit Kenntniß aller Gesetze bewußt und planmäßig handeln.

Der Sozialismus ist die mit klarem Bewußtsein und voller Erkenntniß auf alle Gebiete menschlicher Thätigkeit angewandte Wissenschaft.

Schluß.

Unsere Darlegung zeigt, daß es sich bei Verwirklichung des Sozialismus nicht um willkürliches „Einreißen" und „Aufbauen", sondern um ein naturgeschichtliches Werden handelt. Alle Faktoren, die in dem Zerstörungsprozeß einerseits, im Werdeprozeß andrerseits eine Rolle spielen, sind Faktoren, die wirken, wie sie wirken müssen. Weder sind es „geniale Staatsmänner" noch „volksaufwiegelnde Demagogen", die nach ihrem Willen die Dinge leiten können. „Sie glauben zu schieben und sie werden geschoben." Das Ausgeführte läßt aber bei keinem Denkenden einen Zweifel daß wir nahe an dem Punkte angekommen sind, „wo die Zeit sich erfüllet hat".

Eine in ihrer Art eigenartige Entwicklung, durch die mehr als andere Länder Deutschland sich auszeichnet, ist hier noch kurz zu erörtern, um darzuthun, daß es besonders Deutschland sein wird, das in der nächsten Entwicklungsperiode die führende Rolle übernimmt.

Wir sprachen in dieser Abhandlung mehrfach von einer Ueberproduktion, die die Krisen erzeugt. Jene Ueberproduktion besteht darin, daß das bürgerliche Produktionssystem mehr Waaren hervorbringt, als die Kaufkraft des Volks, der Marktmagen zu verdauen vermag. Es ist das eine der bürgerlichen Welt allein eigenthümliche Erscheinung, die bisher in keiner Entwicklungsperiode der Menschheit vorhanden war.

Die bürgerliche Welt schafft aber nicht blos Ueberproduktion an Waaren und durch die Einführung des Fabriksystems auch an Menschen, sondern auch Ueberproduktion an Intelligenz und erzeugt damit eine Verschärfung der Krisen, die ihr schließlich das Leben kosten.

Deutschland ist das klassische Land, das diese Ueberproduktion an Intelligenz, an Bildung, welche die bürgerliche Welt nicht mehr zu verwerthen weiß, auf großer Stufenleiter erzeugt. Ein Zustand, der Jahrhunderte lang für die deutsche Entwicklung als ein Unglück galt, hat wesentlich zu dieser Erscheinung beigetragen. Dies war die Kleinstaaterei und die Hemmung, die diese politischen Gebilde auf die großkapitalistische Entwicklung ausübten. Die Kleinstaaterei hatte die Wirkung, daß das geistige Leben des Volkes dezentralisirt sich entwickelte, daß überall kleine Zentren geistigen Lebens sich bildeten, die ihren Einfluß auf ihre Umgebung ausübten. Die zahlreichen Höfe mit ihren Regierungen bedurften im Verhältniß zu einer einzigen großen Zentralregierung eines ungemein zahlreichen Beamtenapparats, für den eine gewisse höhere Bildung nothwendig war. So entstanden Hochschulen und Universitäten in Menge wie in keinem andern Lande Europas. Eifersucht und Ehrgeiz der verschiedenen Regierungen spielten bei dieser Entwicklung ebenfalls eine Rolle. Gleiches vollzog sich, als einige Regierungen begannen, mit dem obligatorischen Volksunterricht vorzugehen. Die Sucht, hinter dem Nachbarstaat nicht zurückzubleiben, schlug hier zum Guten aus. Das Bedürfniß nach Intelligenz steigerte sich, als die zunehmende Bildung und Einsicht Hand in Hand gehend mit der materiellen Entwicklung des Bürgerthums das Verlangen nach politischer Betheiligung, nach Volksvertretungen und Selbstverwaltung der Gemeinden weckte. Es waren kleine Körperschaften für kleine Länder und Kreise, aber sie trugen zur Schulung bei und veranlaßten die Söhne der Bourgeoisie, nach einer Stelle in denselben zu geizen und darnach ihre Bildung zu bemessen.

Wie mit den Wissenschaften, so ging es mit den Künsten. Kein Land Europas hat im Verhältniß so viele Maler-, Kunst- und technische Schulen aller Art, Museen und Kunstsammlungen aufzuweisen, als Deutschland. Andere Länder mögen in ihren Hauptstädten Größeres aufweisen können, aber eine Vertheilung über das ganze Reich wie in Deutschland besitzt keines. In Bezug auf Kunst höchstens Italien.

Diese ganze Entwicklung gab dem deutschen Geiste eine gewisse Vertiefung, der Mangel an großen politischen Kämpfen gewährte ein gewisses beschauliches Leben. Während andere Nationen um die Herrschaft auf dem Weltmarkt rangen, die Erde unter sich vertheilten und große innere politische Kämpfe führten, saßen die Deutschen zu Hause, träumten und dachten. Aber dieses Träumen, Spintisiren und Denken, das ein zum häuslichen Leben, zur Anstrengung nöthigendes Klima begünstigt, erzeugte die deutsche Philosophie, schuf den kritischen, beobachtenden Geist, durch den sich die Deutschen, nachdem sie erwachten, anfingen auszuzeichnen.

Das Jahr 1848 war das Geburtsjahr für die deutsche Bourgeoisie als selbstbewußte Klasse, indem sie jetzt als selbständige, politische Partei, durch den Liberalismus repräsentirt, auf die Bühne trat. Hier zeigte sich deutlich die hervorgehobene Eigenthümlichkeit der deutschen Entwicklung. Es waren nicht Fabrikanten, Kaufleute, Handels- und Finanzmänner, die das große Wort führten, sondern Professoren, liberalisirende Standesherrn, Schriftsteller, Juristen und Doktoren aller Fakultäten. Es waren die deutschen Ideologen und darnach fiel denn auch ihr Werk aus. Die Bourgeoisie wurde einstweilen politisch zur Ruhe verwiesen; aber sie benutzte jetzt die Zeit der politischen Kirchhofsruhe um so gründlicher, um das Geschäft zu fördern. Der Ausbruch des österreichisch-italienischen Krieges, der Beginn der Regentschaft in Preußen regten die Bourgeoisie von Neuem an, die Hand nach der politischen Macht zu strecken. Es begann die Nationalvereins-Bewegung. Die Bourgeoisie war bereits zu entwickelt, um die vielen politischen Schranken, die zugleich ökonomische waren: Zollschranken, Verkehrsschranken, Schranken der freien Bewegung länger dulden zu können. Sie machte Miene, revolutionär zu werden. Herr von Bismarck erkannte die Situation und benutzte dieselbe in seiner Art, um die Interessen der Bourgeoisie mit denen des preußischen Königthums, dem die Bourgeoisie nie feind war, weil sie die Revolution und die Massen fürchtete, zu versöhnen. Jetzt fielen die Schranken, die bisher ihre größere materielle Entwicklung gehindert hatten. Bei dem großen Reichthum Deutschlands an Kohlen und Erzen, einer intelligenten, aber genügsamen Arbeiterklasse, nahm die Bourgeoisie binnen wenigen Jahrzehnten eine Entwicklung, die riesenhaft genannt werden muß und mit Ausnahme der Vereinigten Staaten sich in keinem Lande in gleich kurzer Zeit und in solchem Maßstabe vollzog. So geschah es,

daß Deutschland heute in Europa als Industrie- und Handelsstaat bereits die zweite Stelle einnimmt und nach der ersten geizt.

Diese riesige materielle Entwicklung hatte aber auch ihre Kehrseite. Das bis zur Gründung der Einheit Deutschlands in fast allen deutschen Staaten noch bestehende Absperrungssystem hatte einem ungemein zahlreichen Handwerker- und Kleinbauernstande die Existenz gefristet. Mit der jähen Niederreißung aller Schutzschranken plötzlich einem zügellos sich entwickelnden kapitalistischen Produktionsprozeß gegenüberstehend, kam die niedere Mittelklasse rasch in eine verzweifelte Lage. Die Prosperitätsepoche im Beginn der siebziger Jahre ließ Anfangs die Gefahr weniger groß erscheinen, sie wurde aber um so fühlbarer, als die Krise ausbrach. Die Bourgeoisie hatte die Prosperitätsepoche zu ihrer großartigsten Entfaltung benutzt und machte jetzt mit ihrer Massenproduktion und ihrer Ansammlung von Reichthum ihren Druck verzehnfacht fühlbar. Die Kluft zwischen Besitz und Nichtbesitz erweiterte sich gewaltig.

Dieser rapide Zersetzungs- und Auffaugungsprozeß, der sich augenblicklich immer rascher vollzieht, gefördert durch eine abermalige Krise nach kurzer Prosperität am Ende des verflossenen Jahrzehnts, das Wachsthum materieller Macht auf der einen, die sinkende Widerstandsfähigkeit auf der andern Seite, versetzt ganze Klassen der Bevölkerung in die größte Bedrängniß. Sie sehen sich immer stärker in ihrer Stellung, in ihrer einst behäbigen Lebenslage bedroht und sehen mit mathematischer Sicherheit sich eines Tages dem Untergang geweiht.

In diesem Verzweiflungskampf sucht Jeder möglichst Rettung in der Veränderung des Berufs. Die Alten können diesen Wechsel nicht mehr vollziehen, Vermögen können sie in den allerseltensten Fällen ihren Kindern hinterlassen, so werden die letzten Anstrengungen gemacht, die letzten Mittel aufgeboten, Söhne und Töchter in feste „Stellungen", in Stellen mit fixem Einkommen, wozu ein Betriebskapital nicht nöthig ist, zu bringen. Dies sind zunächst alle Beamtenstellen im Staats- und Kommunaldienst; das gesammte Lehrfach, der Post- und Eisenbahndienst, die Staats- und Kommunalverwaltung, die höheren Stellen im Dienste der Bourgeoisie, auf den Komptoirs, in den Waarenlagern und Fabriken als Lagerhalter, Chemiker, Techniker, Ingenieure ꝛc., dann die sogenannten liberalen Berufe: Juristen, Aerzte, Theologen, Schriftsteller, Künstler, Architekten ꝛc.

Tausende und aber Tausende, die einen gewerblichen Beruf ergriffen haben würden, sehen jetzt, weil keine Möglichkeit zur Selbstständigkeit und einer auskömmlichen Existenz mehr vorhanden ist, sich nach irgend einer Stellung in den erwähnten Berufen um. Alles drängt zum Studium. Realschulen, Gymnasien, Polytechniken ꝛc. wachsen wie Pilze aus der Erde und die bestehenden sind überfüllt; im gleichen Maßstab wächst die Zahl der Studirenden auf den Universitäten,*) die Zahl der Eleven in den chemischen und physikalischen Laboratorien, in den Kunstschulen,

---

*) Die Zahl der Studirenden an den deutschen Universitäten betrug durchschnittlich per Semester:

	Protest. Theologen.	Kathol. Theologen.	Juristen.	Mediziner.	Philosophen.	Zusammen.
1841/42—1846	2117	1027	3467	1943	3072	11626
1846/47—1851	1798	1297	4061	1827	3046	12029
1851/52—1856	1751	1300	4169	2291	2840	12351
1856/57—1861	2374	1244	2789	2131	3499	12037
1861/62—1866	2437	1153	2867	2435	4392	13284
1866/67—1871	2154	982	3011	2838	4626	13611
1871/72—1876	1780	836	4121	3491	5896	16124
1876/77—1881	1961	682	5134	3734	8057	19568
1881/82—1886	3880	952	5034	6869	9123	25838
1886/87	4546	1178	5239	8450	8666	27828
1887	4803	1232	5505	8685	8424	28455
1887/88	4632	1137	4810	8435	8450	28480
1888	4835	1174	6106	8915	8204	29275
1888/89	4642	1207	6304	8886	8255	29294

Diese Tabellen zeigen, daß von 1841/42 bis 1871 die Zahl der Studirenden wenig stieg, weniger als die Bevölkerung wuchs, alsdann aber tritt eine sprunghafte Steigerung bis 1886/87 ein, von wo ab die Zahl der Studirenden zwar auch noch stetig, aber langsam wächst. Von 1871 bis 1888/89 stieg die Zahl der Studirenden um über 116 Prozent. Interessant ist, daß das Studium der Theologie bis zum Jahre 1881 stetig abnahm, dann aber um so rascher sich steigerte, bis es 1888 seinen Höhepunkt erreichte. Der Grund liegt darin, daß es einestheils das Ueberangebot für alle andern Stellen so wuchs, daß man nur schwer noch ein Unterkommen fand; so entschloß man sich zu der in den letzten Jahrzehnten immer mehr vernachlässigten Theologie, dann aber mag auch die frömmelnde Richtung mit Ursache sein, die mit dem zunehmenden Klassenkampf im letzten Jahrzehnt ein Theil der deutschen Bourgeoisie immer mehr einschlug.

den Gewerbe- und Handelsschulen, den höheren weiblichen Bildungsanstalten aller Art. Schon heute stellt sich in fast allen Fächern ohne Ausnahme eine hochgradige Ueberfüllung heraus und immer stärker wird der Strom, der nach dieser Richtung drängt, immer neue Verlangen werden nach Gründung von Gymnasien und höheren Bildungsanstalten laut, um die Zahl der Kandidaten aufzunehmen.

Behörden und Private sind in Verzweiflung und erlassen Warnungen über Warnungen bald vor dem Studium dieses, bald jenes Faches. Sogar die Theologie, die im vorigen Jahrzehnt Mangels an Kandidaten einzutrocknen drohte, bekommt ihren Segen von dem Ueberfluß und sieht ihre Pfründen wieder besetzen. „Ich lehre den Glauben an zehntausend Götter und Teufel wenn's verlangt wird, schafft mir nur eine Stelle, von der ich leben kann," so schallt es aus allen Ecken. Minister (Preußen) weigern sich, ihre Zustimmung zur Gründung neuer höherer Lehranstalten zu geben, „da die vorhandenen das Bedürfniß nach Kandidaten für alle Fächer reichlich deckten".

Dieser Zustand wird dadurch weiter verschärft, daß der Konkurrenz- und Vernichtungskampf der Bourgeoisie unter sich eine Menge ihrer Söhne zwingt, in anderer Richtung sich Stellung und Unterkommen zu suchen. Ferner führt das große stehende Heerwesen mit seiner Armee von Offizieren, deren Avancement nach längerer Friedenszeit in bedenkliche Stockung geräth, zu einer Menge von Pensionirungen von Männern im besten Lebensalter, die vom Staat begünstigt, in allen möglichen behördlichen Stellungen Placement finden. Die große Menge der Zivilanwärter aus den niederen Graden der Armee nimmt andern das Brot weg. Hierzu kommt weiter, daß das große Heer der Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten aller Grade in erster Linie seine Kinder für Berufe wie die erwähnten erzieht und erziehen muß. Einerseits ist hier der Mangel an Vermögen am größten, andererseits verlangen soziale Stellung, der Bildungsstand und die Ansprüche dieser Kreise von vornherein die Fernhaltung ihrer Kinder von sogenannten niederen Beschäftigungsarten, die überdies in Folge des kapitalistischen Systems auch alle überfüllt sind.

Das Einjährig-Freiwilligen-System, das bei Erlangung eines gewissen Bildungsgrads für ein gewisses materielles Opfer die Absolvirung des Militärdienstes in einem statt in drei Jahren gestattet,

vermehrt weiter die Zahl der Kandidaten für alle Aemter und Stellen. Namentlich sind es viele wohlhabende Bauernsöhne, denen dann die Rückkehr auf das Dorf und zum väterlichen Berufe nicht mehr zusagt.

In Folge aller dieser Umstände hat Deutschland wohl mehr als jedes andere Land der Welt ein ungemein zahlreiches Gelehrten- und Künstler-Proletariat, ein starkes Proletariat in den sogenannten liberalen Berufen, das sich stetig vermehrt und die Gährung und Unzufriedenheit mit dem bestehenden Zustand der Dinge bis in die höheren Kreise der Gesellschaft trägt. —

Der idealistische Geist dieser Jugend wird zur Kritik an dem Bestehenden herausgefordert und gereizt, und hilft die allgemeine Zersetzungsarbeit beschleunigen. Es wird also von allen Seiten der bestehende Zustand der Dinge angegriffen und untergraben.

So hat Deutschland in dem großen Riesenkampfe der Zukunft die Führerrolle übernommen, zu der es durch seine ganze Entwicklung und auch durch seine geographische Lage als das „Herz Europas" prädestinirt erscheint. Es ist kein Zufall, daß es Deutsche waren, die die Bewegungsgesetze der modernen Gesellschaft entdeckten und den Sozialismus als die Gesellschaftsform der Zukunft wissenschaftlich begründeten. In erster Linie Karl Marx und Friedrich Engels, und ihnen nachfolgend, die Funken in die Massen werfend, Ferdinand Lassalle. Es ist auch nicht Zufall, daß die deutsche sozialistische Bewegung die wichtigste und bedeutendste der Welt ist, die die Bewegung anderer Nationen, insbesondere die Frankreichs, das in einer Art mittelbürgerlicher Entwicklung stecken blieb, überflügelte; daß ferner deutsche Sozialisten die Pioniere sind, welche den sozialistischen Gedanken unter die Arbeiter der verschiedensten Völker verbreiten.

Wenn Buckle noch vor einem Vierteljahrhundert auf Grund seines Studiums deutscher Geistes- und Bildungsverhältnisse schreiben konnte, Deutschland habe zwar eine große Zahl der größten Denker, aber es gebe kein Land, in welchem der Abstand zwischen der Klasse der Gelehrten und der Masse des Volks so groß sei, als gerade in Deutschland, dann ist dies heute nicht mehr richtig. Dies galt so lange, als in Deutschland unsere Wissenschaft fast ausschließlich deduktiv war und auf die dem praktischen

Leben fernstehenden Gelehrtenkreise sich beschränkte. In dem Augenblick, wo Deutschland ökonomisch revolutionirt wurde, trat an Stelle der Deduktion vorwiegend die induktive Methode in der Wissenschaft. Die Wissenschaft wurde praktisch, man begriff, daß sie erst Werth habe, wenn sie auf das menschliche Leben Bezug nehme, Mittel für das Leben werde, wozu die Entwicklung der großkapitalistischen Produktion geradezu zwang. Dementsprechend sind in Deutschland in den letzten Jahrzehnten alle Wissensfächer stark demokratisirt worden. Einmal hat die große Zahl zu höheren Berufen gebildeter junger Männer mächtig dazu beigetragen, dann hat die allgemeine Schulbildung der Massen, die in Deutschland höher ist, als in jedem andern Volke Europas, diesen die Aufnahme einer großen Menge Geisteserzeugnisse aller Art erleichtert. Endlich aber hat ganz besonders die sozialistische Bewegung mit ihrer Literatur, ihrer Journalistik, ihren Vereinen und Versammlungen, ihrer parlamentarischen Vertretung und der dadurch geübten Kritik über alle Gebiete des öffentlichen Lebens, das geistige Niveau der Massen erhöht.

Das Ausnahmegesetz hat hieran nichts geändert. Es engte die Bewegung etwas in die Breite ein und dämpfte vielleicht ihr zu rasches Tempo, wodurch die Bewegung in andern Ländern um so besser nachkommen konnte. Es hat aber auch die Bewegung vertieft und eine ungeheure Erbitterung geschaffen, die zur Explosion drängte. Der Fall des Ausnahmegesetzes ist nur die Konsequenz der Entwicklung der Partei unter dem Ausnahmegesetz und der ökonomischen Entwicklung der Nation. Die Bewegung marschirt, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen marschiren muß.

So sehen wir im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts den großen Kampf der Geister auf allen Seiten entbrennen, der mit dem größten Feuereifer geführt wird. Neben der Sozialwissenschaft bilden insbesondere das weite Gebiet der Naturwissenschaften, die Gesundheitslehre, die Kulturgeschichte und selbst die Philosophie das Arsenal, dem die Waffen entnommen werden.*) Von allen Seiten werden die Grundlagen des Bestehenden angegriffen, werden die wuchtigsten Hiebe gegen die Stützen der alten Gesellschaft geführt. Die revolutionären Gedanken dringen in die konservativsten Kreise und bringen die Reihen der Feinde des Neuen in die größte Verwirrung.

*) Siehe Mainländers Philosophie der Erlösung. I. und II. Band.

Handwerker und Gelehrte, Ackerbauer und Künstler, Kaufleute und Beamte, selbst hier und da ein Fabrikant, kurz Männer jeden Standes schließen sich den Arbeitern an, die das Gros der Armee bilden, die schließlich doch den Sieg erringen wird. Alle unterstützen und ergänzen sich gegenseitig.

Auch an die Frau tritt die Aufforderung, in diesem Kampfe nicht zurück zu bleiben, in dem für ihre eigene Befreiung und Erlösung gekämpft wird. An ihr ist es, zu beweisen, daß sie ihre wahre Stellung in der Bewegung und in den Kämpfen der Gegenwart für eine bessere Zukunft begriffen hat, daß sie entschlossen ist, daran Theil zu nehmen. An den Männern ist es, sie in der Abstreifung aller Vorurtheile und in der Theilnahme am Kampfe zu unterstützen. Niemand unterschätze seine Kraft und glaube, daß es auf eine Person nicht ankomme. Für den Fortschritt der Menschheit kann keine Kraft, und sei sie noch so schwach, entbehrt werden. Das ununterbrochene Fallen der Tropfen höhlt schließlich den härtesten Stein aus. Und aus vielen Tropfen entsteht der Bach, aus Bächen der Fluß, aus einer Anzahl Flüsse der Strom. Kein Hinderniß ist schließlich stark genug, ihn in seinem majestätischen Lauf zu hemmen. Genau so geht's auch im Kulturleben der Menschheit; überall ist die Natur unsere Lehrmeisterin. Handeln wir Alle darnach, so kann der endliche Sieg nicht fehlen.

Der Sieg wird einst um so größer sein, je eifriger und energischer jeder Einzelne die eingeschlagene Bahn verfolgt. Das Bedenken des Einzelnen, ob er mit all seiner Arbeit und Mühe dem Beginn einer neuen schöneren Kulturperiode nahe komme, deren Beginn noch erlebe, dieses Bedenken darf ihm nicht aufstoßen, es darf ihn noch weniger von dem betretenen Wege abhalten. Können wir auch weder die Dauer, noch die Art der einzelnen Entwicklungsphasen bestimmen, so wenig wir über die Dauer unseres eigenen Lebens die geringste Gewißheit haben, die Hoffnung, den Sieg zu erleben, brauchen wir in einem Zeitalter wie das unsere nicht fahren zu lassen. Von dem Wachsthum und der Ausbreitung der Ideen, die wir vertreten, liefert jeder Tag neue Beispiele; auf allen Gebieten regt sich's und drängt nach vorwärts, die Morgendämmerung eines schönen Tages ist im Anzuge. Kämpfen und streben wir also immer voran, unbekümmert darum, „wo" und „wann" die Grenzpfähle einer neuen, besseren Zeit für die Menschheit eingeschlagen werden. Sinken wir im Laufe dieses großen, Menschheit

befreienden Kampfes, so treten die uns Nachstrebenden für uns ein. Wir sinken in dem Bewußtsein, unsere Schuldigkeit als Menschen gethan zu haben, und in der Ueberzeugung, daß das Ziel erreicht wird, wie immer die dem Fortschritt der Menschheit feindlichen Mächte sich dagegen wehren und sträuben mögen.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vorwort III

Einleitung 1

Die Frau in der Vergangenheit 7

Die Frau in der Gegenwart 72

Der Geschlechtstrieb. Die Ehe. Ehehemmnisse und Ehehinderniſſe 72

Weitere Ehehemmniſſe und Ehehinderniſſe. Das Zahlenverhältniß der Geſchlechter; ſeine Urſachen und Wirkungen 113

Die Proſtitution eine nothwendige ſoziale Inſtitution der bürgerlichen Welt 140

Die Erwerbsſtellung der Frau. Ihre geiſtigen Fähigkeiten. Der Darwinismus und der Sozialzuſtand der Geſellſchaft . . 160

Die rechtliche Stellung der Frau. Ihre Stellung zur Politik 208

Staat und Geſellſchaft 224

Die Sozialiſirung der Geſellſchaft 261

Die Frau in der Zukunft 337

Die Internationalität 345

Bevölkerung und Uebervölkerung 350

Schluß 373

3 2044 038 508 040

1 2 3 4 5 6 7 8 9

Call Number

L97
Bebel

BEBEL, August

AUTHOR

Die Frau und der

TITLE

Sozialismus.